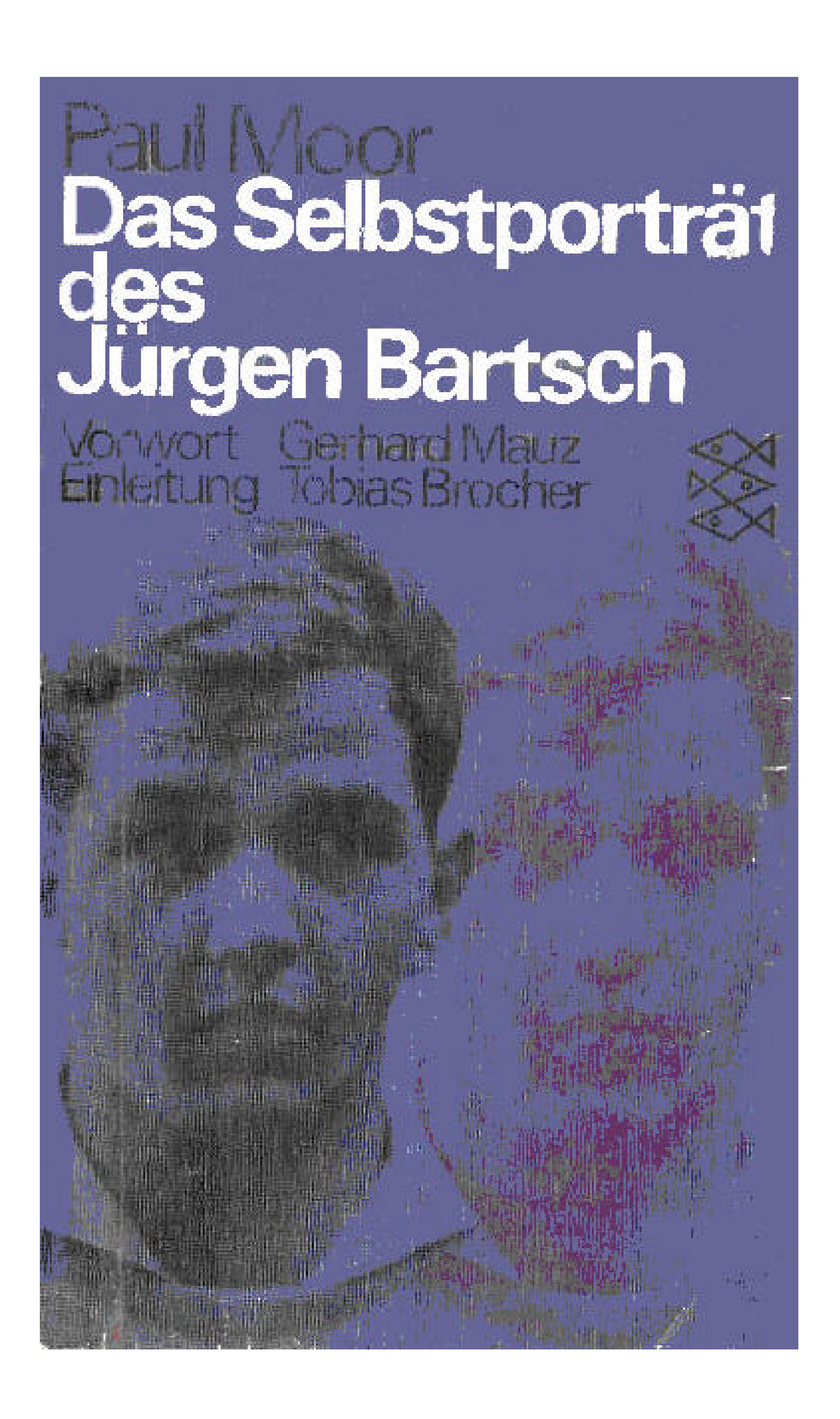


Paul Moor
Das Selbstporträt des Jürgen Bartsch
Vorwort Gerhard Mauz
Einleitung Tobias Brocher

Paul Moor
Das Selbstportrait des Jürgen Bartsch

Vorwort Gerhard Mauz

Einleitung Tobias Brocher

Originalausgabe

Fischer Taschenbuch Verlag März 1972
Umschlagentwurf.: Jan Buchholz / Reni Hinsch
(Das dpa-Foto zeigt Jürgen Bartsch nach seinem ersten Verhör, bei dem er sein Geständnis abgelegt hat, am 21. Juni 1966.)
Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Hanseatische Druckanstalt GmbH, Hamburg
Printed in Germany

ISBN 34360115156

»Im Gegensatz zu den meisten Menschen habe ich schon seit einigen Jahren nicht den geringsten Grund mehr, zu lügen.«

J. B.

In memoriam

Klaus Jung
1954-1962

Peter Fuchs
1952-1965

Ulrich Kahlweiß
1953-1965

Manfred Graßmann
1954-1966

und für Jürgen und für Jörg,
mit Hoffnung und Optimismus
für ihre Zukunft

Vorwort
von Gerhard Mauz

Die Korrespondenz mit Jürgen Bartsch, in die Paul Moor jetzt Einblick gibt, enthält wissenschaftliches, in seiner Bedeutung nicht hoch genug einzuschätzendes Material. Und so mag mancher sein Genügen darin finden, daß Paul Moor aufschlußreiches Material zur Erforschung eines Mörders beigetragen hat. Doch diese Korrespondenz ist vor allem ein Dokument der Humanität oder, um genau zu sein: ein Dokument, dessen Rang darin besteht, daß es uns vor Augen fuhrt, wie weit wir uns von der Menschlichkeit entfernt haben.

Jürgen Bartsch ist jahrelang nach seiner Verhaftung nichts anderes an Hilfe, an schlichtestem Beistand gewährt worden — als diese Korrespondenz. Nach seiner Verhaftung saß er mal an diesem, mal an jenem Ort in der Zelle, wurde er mal da, mal dort begutachtet. Er saß in Zellen, deren Schrecklichkeit nicht die Einschließung aus machte, sondern die Tatsache, daß Jürgen Bartsch in allen seinen Zellen mit nichts anderem als sich selbst eingesperrt war - mit einem von den Ermittlungen, den Gutachtern und dem Prozeß aufgepflügten, bloßgelegten, nackten Jürgen Bartsch. Er wußte, was mit ihm los war. Er war aufbereitet und hergerichtet dafür seit Jahren, daß man zu ihm trat, ihm sagte, was mit ihm geschehen könne und daß man beginne, das zu tun, was für ihn zu geschehen habe. Er lag in Erwartung der Ärzte auf dem Operationstisch, er war zu allem bereit, willens, jeden Versuch zu begrüßen und zu unterstützen, der unternommen wurde. Doch nichts, nichts ist fünf Jahre lang geschehen, und nichts war bis Herbst 1971 einmal in Sicht. Da gab es nichts als diese Korrespondenz, als diesen fast verzweifelten Versuch, unser Forschen, Fragen und Analysieren im Bereich des menschlich Zulässigen zu erhalten. Da gab es nur diese Korrespondenz, die Bereitschaft Paul Moors, zu hören und zu antworten - und sie allein steht für die

Hoffnung, es werde dem Aufbrechen des Ackers Jürgen Bartsch doch noch die Hilfe folgen, die einem solchen Aufbrechen folgen muß, wenn es nicht eine Unternehmung von beispielloser, unmenschlicher Scheußlichkeit gewesen sein soll.

Man darf einen Menschen nicht aufschneiden, ihn zerlegen, ihm seine Teile zeigen, ihn mit Anmerkungen und Anregungen versehen - und ihn dann so liegen lassen, nicht nur der Wissenschaft, sondern auch sich selbst, seiner Verzweiflung und seinem Entsetzen über sich selbst geöffnet.

Doch genau das ist geschehen. Jürgen Bartsch weiß, was er getan hat. Es ist ihm das mit minuziöser, pedantischer Wissenschaftlichkeit auseinandergesetzt worden. Er kann nun ärger leiden, als es ihm ein Höllenfeuer zumuten könnte, und wir überlassen ihn diesem Leiden. Ausgezeichnet, wird mancher sagen: Da hat die Wissenschaft endlich einmal etwas Vernünftiges getan. Er soll ja leiden, ärger, als je ein Mensch gelitten hat. So sehen es viele, vielleicht sogar die Mehrheit. Machen wir es uns mit den vielen, die vielleicht sogar die Mehrheit darstellen, nicht zu leicht. An dem, was Jürgen Bartsch getan hat, kann man in Unmenschlichkeit verfallen. Jürgen Bartsch hat Kinder getötet, die Leichen seiner Opfer zerschnitten. Es liegt so nah für den ungeprüften Zorn, in all dem eine begrüßenswerte Konsequenz zu sehen, was mit Jürgen Bartsch seit seiner Verhaftung geschehen (und nicht geschehen) ist. Es hat keinen Sinn, daß wir den ihren Emotionen oft skrupellos überantworteten Zeitgenossen diesen Jürgen Bartsch ins Gesicht schlagen. Wir müssen schon um einen Augenblick Nachdenken bitten. Die Mörder, deren Taten uns herausfordern und überfordern, sind eine Chance. Sie sind ein Aufruf zur Menschlichkeit, wie er inständiger nicht sein kann. Sie erinnern daran, daß dem Menschen, uns also, alles möglich ist - und daß wir dennoch und gerade darum, Leid bereitend und leidend, Menschen sind. Mit jedem Mörder, den

wir verstoßen, dem wir es versagen, seine Tat als eine menschliche, irrende Handlung anzuerkennen, verstoßen wir uns selbst. Und indem wir Mörder leiden, indem wir sie im Angesicht ihrer Tat allein lassen - morden auch wir. Banal, wie ein dümmliches Kanzelwort klingt das. Doch es bedarf dieser banalen Worte, dieser kümmerlichen Versuche immer wie der. Kinder wie dieser Jürgen Bartsch werden Eltern um so seltener widerfahrende eher wir schließlich doch noch anerkennen, daß ein Mensch wie dieser Jürgen Bartsch möglich ist; daß ein Jürgen Bartsch den Menschen nicht widerlegt, sondern daß auch er ihn darstellt. Die Illusion über den Menschen, das Verstoßen und das Verleugnen des Menschen ist es, was den Mord, den Bruch unserer einzigen Solidarität, der Solidarität gegenüber dem Tode, andauern und wachsen läßt.

Die Korrespondenz Paul Moors mit Jürgen Bartsch, mit dem überlebenden, verzweifelten Opfer von vier Kindern, die ihm zum Opfer fielen, ist eine Chance.

Einleitung

von Prof. Dr. med. Tobias Brocher

Erregung, Erbitterung und Abscheu gegenüber einem Sexualverbrecher steigern sich um so mehr, je deutlicher die Art und Weise seines Verbrechens unbewußte Bereiche der Allgemeinheit auf rührt. Dabei richtet sich die Empörung überwiegend gegen so sadistisch verübte Greuel an Kindern wie bei Jürgen Bartsch. Merk würdig erscheinen dabei allgemeine Phantasien, in denen einem solchen Täter besondere Folterungen oder möglichst grausame Strafen zugedacht werden. Diese sehr irrationalen, unbewußten Reaktionen zeigen aber auch deutlich, welche Aktualität Grausamkeitsvorstellungen überhaupt für weite Bevölkerungskreise haben, wenn mancher Bürger im Na men des Gesetzes gegenüber solchen Tätern quälende Strafen angewendet wissen will. Briefzuschriften wie ›Rübe ab‹, ›Aufhängen!‹ oder ›Vierteilen!‹ sind dabei fast noch als milde anzusehen. Die Gepflogenheiten westlicher Zivilisation verbieten es den Redaktionen, die darüber hinausgehenden, noch weitaus obszöner und sadistischer formulierten Strafvorschläge wiederzugeben.

Der nüchtern solche Sachverhalte prüfende Arzt und Psychiater gerät heute leider schnell in den Verdacht, den Verbrecher einfach entschuldigen zu wollen, wenn er im Auftrag der Staatsanwaltschaft als Fachgehilfe des Gerichtes die Frage zu klären versucht, wie und warum solche perversen Sexualtäter wie Bartsch zu ihren jeder ›normalen‹ Empfindung widersprechenden Taten gekommen sind. So entstehen allgemeine Mißverständnisse über die durchaus der Erforschung und Wahrheitsfindung zugänglichen Handlungen, Motive und Verhaltensweisen. Das läßt auf ein überraschendes Aus maß an Unaufgeklärtheit, Bildungsmangel, und Primitivität schließen. Es verwundert daher auch nicht, wenn

aus dem Bezirk solcher ›Volkswut‹ dann Lynchjustizforderungen oder grausame Folterungsphantasien laut werden, deren Sadismus sich nur wenig von dem der Angeklagten unterscheidet — auch dann nicht, wenn mancher glaubt, solches Recht der Vergeltung fordern zu können. Was liegt aber hier wirklich vor? Die Sachverständigen sollten das im Auftrag des Gerichtes klären. Das Gericht sollte dann die Schuld prüfen und danach sein Urteil den Gesetzen des geltenden Rechts entsprechend finden. Unabhängig davon bedürfte es jedoch jenseits der begreiflichen Erregung nüchterner Überlegungen, wie Jürgen Bartsch zu dieser Verhaltensweise kam, um ähnliche Entwicklungen rechtzeitig erkennen zu können.

Bartsch wurde, wie viele andere Täter dieser Art, innerhalb der Erziehung in einem personell und fachlich unterbesetzten Kinderheim aufgezogen. Die Bedingungen dieser frühen Kindheit lassen zwei wichtige Einflüsse auf seine Entwicklung erkennen: eine sehr frühe Verführung zu homosexuellen Praktiken sowie den damit verbundenen Mißbrauch als kleiner Knabe durch Ältere, die ihn terrorisierten und auf sadistische Weise bedrohten. Er hat also konsequent später mit anderen eigentlich das getan, was andere zu vor mit ihm taten, als er ihnen hilflos aus geliefert war. Seine sexuellen Vorstellungen und Erregungen sind im Gegensatz zum Durch schnitt der Menschen an ganz bestimmte, abartige Bedingungen geknüpft, die im Laufe seiner Kindheitsentwicklung entstanden sind. Gleichzeitige homosexuelle, auf jüngere Knaben gerichtete Befriedigungswünsche und grausame Bemächtigungs-, Tötungs- und Zerstörungshandlungen sind die Kennzeichen der entstandenen seelischen Struktur.

Aber warum hat niemand zuvor etwas daran wahrgenommen, nicht einmal nach dem ersten Mord? Weder die Adoptiveltern noch die Lehrer, noch andere Erwachsene, die Bartsch täglich beobachteten und längere Zeit kannten,

haben ihn anders wahrnehmen können als einen höflichen, zuvorkommenden und leistungsfähigen Schüler. Offenbar weiß die Allgemeinheit wenig von der möglichen Differenz zwischen formal völlig intaktem Intelligenzverhalten und gleichzeitiger krankhafter, abartiger Triebstörung, so daß niemand dies bei einem gut ›angepaßten‹ Menschen für möglich hält. Der Adoptivvater bekannte im ersten Prozeß: »Dafür waren wir wohl zu dumm, das hat keiner von uns gemerkt.« Einigen Lehrern fiel eine zunehmende Nervosität und Fahrigkeit auf. Der Beichtvater wußte von dem ersten Verbrechen und hielt sich an seine Geheimnispflicht. Niemand scheint aber auf den nächstliegenden Gedanken gekommen zu sein — auch nicht der Beichtvater —, Jürgen Bartsch rechtzeitig zu einem Psychiater zu bringen. Fast alle, die ihn näher kannten, haben Jürgen Bartschs völlige Kontaktlosigkeit und seine Anschlußschwierigkeiten an Gleichaltrige oder an Mädchen registriert. Niemand aber hat daraus den Schluß gezogen, daß eine so sichtbare soziale und seelische (Gestörtheit von diesem Ausmaß Konsequenzen für die Triebentwicklung haben könnte. Die Vorstellung vom Verbrecher entspricht also immer noch dem naiven Bild eines bösartigen, schon äußerlich erkennbaren ›Untermenschen‹. Das ist aber nicht die Wirklichkeit, wie der Fall Bartsch erweist. (Dabei sind solche unbewußten Rachetendenzen aus frühkindlichen seelischen Schädigungen heraus gar nicht so selten, jede Erziehungsberatung fängt durch geeignete Hilfen viele ähnliche gefährliche Entwicklungen von Kindern und Jugendlichen rechtzeitig in der Behandlung auf, so daß es nicht mehr zu Verbrechen kommt.

Die im Prozeß gegen Jürgen Bartsch mit Recht der Öffentlichkeit vorenthaltenen Einzelarbeiten der Tatausführung offenbaren jedoch schon an den. Tat-Werkzeugen: Rasierklingen, Fleischmesser, Spaten, Hammer, Schnüre und Kerzen, das Instrumentarium eines krank haft abnormen

Sadisten. Die Mitteilung dieses Täters, er sei seinen Opfern allein deshalb gefolgt, »weil sie kurze Hosen trugen«, läßt die seelische Struktur eines Pädophilen erkennen, für den der An blick nackter Kinderbeine bereits eine sexuelle Vorerregung bedeutet. Diese Störung der Sexualentwicklung unterscheidet sich von der Homosexualität durch eine ausschließliche Zuneigung zu jüngeren Knaben. Der Täter sucht eigentlich in seinem Opfer gleichsam ein Abbild seiner selbst als Kind, das er dann so verderben und zerstören will, wie er selbst auch als Kind zerstört wurde. Dies ist der unbewußte Racheinhalt, den Bartsch in seinem ersten Prozeß als »unheimlichen Trieb« bezeichnete, ohne ihn tatsächlich zu kennen. Die verbliebene, unbewußte Kinderangst vor der phantasierten Kastration läßt ihn jüngere Knaben in Angst und Wehrlosigkeit versetzen, um sie dann zu quälen, zu kastrieren und zu töten. Bartsch hat sich einer Prostituierten gegenüber dazu bekannt, daß ihn weder Männer noch Frauen interessierten. Seine Sozialentwicklung ist aber nicht so verlaufen, daß er einen Punkt erreicht hätte, der ihm eine ausreichende Kontrolle und Beherrschung seiner Triebe ermöglichte.

Es fallt gewiß sehr vielen Menschen außerordentlich schwer, einzusehen, daß der Irrsinn eines so gestörten Menschen auch durch die Achtlosigkeit einer an vielen Stellen noch unbewußt weitgehend aggressiven und unterdrückenden Erziehungsmethode mit erzeugt wird. Werden Sadismus und Aggression der Erwachsenen schon früh gegen den kindlichen Sadismus gesetzt, so entsteht dadurch weder Einsicht noch Abhilfe, genauso wenig etwa wie durch Verbot oder Unterdrückung der Sexualität.

Solange wir uns nicht um die frühe Sexualentwicklung und -erziehung der Kinder vor dem sechsten Lebensjahr kümmern und weiterhin glauben, ein Kind habe vor dem zwölften bis dreizehnten Lebensjahr weder Triebe noch Sexualität, wird die Gesellschaft immer wieder neue Kindermörder hervorbringen,

die ihre erlittenen Enttäuschungen und Grausamkeiten an Unschuldigen rächen wollen. Sie versuchen auf diese Weise ihrer unbewußten, fortbestehenden Kinderangst durch einen Macht- und Blutrausch Herr zu werden, indem sie dann anderen Kindern Angst machen, sie bedrohen oder sie umbringen. Gleichzeitig aber leben sie als ›ganz normale, angepaßte Menschen‹ unter uns. Zwingen wir sie nicht indirekt, ihren Machtwahn und ihre sexuelle Verirrung zu verheimlichen, weil wir anstößig finden, was in Wirklichkeit krankhaft ist, statt Wege zur rechtzeitigen Wahrnehmung, Beobachtung und Vorbeugung zu suchen, also selbst genauer erkennen zu lernen? Hilft uns die zu erwartende, gerechte Verurteilung eines solchen Täters allein wirklich weiter, wenn wir nicht lernen, die Ursachen und Wurzeln solcher Taten in den Schädigungen der frühen Kindheit rechtzeitig zu erkennen und durch andere Erziehungsformen solchen Entwicklungen vorzubeugen? Es ist leicht, selbst sadistische Vergeltungsphantasien zu entwickeln, aber die allgemeine Grausamkeit wird gerade dadurch wachsen.

Wir hätten historisch genügend Gründe, uns die ständige Gegenwart und Möglichkeit grausamer Zerstörungstendenzen und Tötungsplanungen immer wieder von neuem *zu* vergegenwärtigen, um am Einzelbeispiel des Verbrechens wahrnehmen zu können, wie notwendig eine sinnvollere Erziehung zur Bezähmung und Kontrolle unserer 'Triebkräfte ist. Wer im Fall Bartsch nur die extreme Verirrung eines Einzeltäters sieht, vergißt, daß jede Gesellschaft die Verbrecher hervorbringt, die ihrem Entwicklungsstand entsprechen.

I. Der erste Prozeß

Insgeheim verlangt die Gesellschaft nach Verbrechen, ja. sie benötigt sie; und der falsch geführte gegenwärtige Kampf gegen das Verbrechen ruft in uns tiefe Befriedigung hervor. Wir verdammen das Verbrechen; wir bestrafen diejenigen, die es begehen; und trotzdem benötigen wir es. Das Ritual von ›Verbrechen und Strafe‹ ist ein Teil unseres Lebens. Wir brauchen das Verbrechen, um es bestaunen und stellvertretend genießen zu können, es zu diskutieren und darüber zu spekulieren und öffentlich zu mißbilligen. Wir brauchen Verbrecher, um uns selbst mit ihnen zu identifizieren, sie heimlich zu beneiden und dann ohne Rücksicht zu bestrafen. Verbrecher repräsentieren unser alter ego - *unser »böses« Selbst -, das wir verdrängen und nach außen produzieren. Sie tun für uns das Verbotene, das Ungesetzliche, das wir eigentlich gern selber taten; sie spielen die alte Rolle des Sündenbocks und tragen für uns die Last verdrängter Schuld und Strafe -»unser aller Sünden«.*

Karl Menninger

Am 13. Dezember 1967 verurteilte die Jugendstrafkammer des Wuppertal er Landgerichts den damals 21jährigen Metzgergesellen Jürgen Bartsch wegen vierfachen Mordes zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe. Über den Prozeß habe ich in Amerika in Time und in Deutschland im Monat berichtet. Noch während des Prozesses bin ich zur Entscheidung gekommen, daß die Geschichte von Jürgen Bartsch ein ganzes Buch verdiente. Die Kammer hat es mir damals nicht erlaubt, mit Jürgen Bartsch zu sprechen, aber Anfang 1968 begann eine Korrespondenz zwischen uns. Er erklärte sich bereit, mit mir an einem Buch mitzuarbeiten. Er hat seine Briefe an mich also zur Veröffentlichung geschrieben.

Etwa ein Jahr nach dem ersten Prozeß hat der *stern* demoskopisch festgestellt, daß die westdeutsche Bevölkerung Jürgen Bartsch für den zweitschlimmsten Verbrecher dieses Jahrhunderts hält, nach Adolf Hitler, aber vor Stalin, Haarmann, Eichmann und Himmler. Die befragten Frauen stuften Bartsch mit seiner relativ bescheidenen Zahl von vier Morden sogar noch vor Adolf Hitler ein. Zur Zeit des ersten Prozesses von Jürgen Bartsch las man überall in der Presse von dem »Prozeß des Jahrhunderts«, aber staunen muß man über die Kürze des deutschen Gedächtnisses. Zwischen 1918 und 1924 tötete Fritz Haarmann, der »Werwolf von Hannover«, aus homosexuell-sadistischen Motiven mindestens vierundzwanzig junge Männer; er verging sich an ihnen, zerstückelte sie und verkaufte ihr Fleisch an Gastwirtschaften. Man schätzte die tatsächliche Zahl seiner Opfer auf mindestens einhundertzehn. Haarmann starb am 15. April 1925 unter dem Fallbeil. Zwischen 1929 und 1930 erstach Peter Kürten in Düsseldorf dreizehn Männer, Frauen und Kinder; am 2. Juli 1931 starb er unter dem Fallbeil in Köln. Während des Dritten Reiches schläferte der reisende Uhrmacher Adolf Seefeld, »Onkel Tick-Tack«, zwölf Knaben mit einem tödlichen Gift ein und verging sich an ihnen; er wurde am 24. Mai 1936 hingerichtet. Die Polizei vermutete, daß er zwischen 1895 und 1935 mehr als hundert Knaben ermordet hatte. In den Jahren 1946/47 tötete der damals dreiundzwanzigjährige Rudolf Pleil, der sich »Der Totmacher« nannte, in der Nähe von Gängen nach eigenem Geständnis und auf grausamste Weise sechsundzwanzig Frauen; er bekam Lebenslänglich und erhängte sich am l6. Februar 1958, »unglücklich über diesen unseligen Trieb«, in der Haft in Celle. Und 1960 wurde Heinrich Pommerenke, der vier Morde, sieben Mordversuche und siebzig Sexualüberfälle und Notzuchtverbrechen beging, zu lebenslänglich Zuchthaus verurteilt. Ob auch andere Kulturen eine ähnliche Anzahl von Triebverbrechern in vergleichbarer Zeit hervorgebracht haben,

läßt sich nicht leicht feststellen. Der englische Psychoanalytiker Hyatt Williams, der sich intensiv mit Triebmördern beschäftigt hat, sagt, er finde die deutsche Zahl »relativ recht hoch«.

Während des ersten Prozesses verbrachte Heinz Möller, ein jugendlicher, intelligenter, sympathischer Strafverteidiger in Wuppertal, den Montag, Mittwoch und Freitag der Woche in der Jugendkammer des dortigen Landgerichts und die übrigen Tage der Woche in einem großen, improvisierten Verhandlungsraum des Polizeipräsidiums. Der eine Prozeß versuchte die Schuld oder Unschuld von mehreren früheren Polizeibeamten festzustellen (einige waren noch im Dienst), die auf Befehl der Wehrmacht am 27. Juni 1941 etwa neunhundert bis zweitausend Juden in die Synagoge von Bialystok getrieben und lebend verbrannt sowie weitere Hunderte in den Parkanlagen der Stadt erschossen hatten. Der Prozeß, dem nur wenige Zuhörer folgten, fand in den Zeitungen eine ziemlich dürftige Berichterstattung. Zum Beispiel fehlte meines Wissens gänzlich jegliche Erwähnung, daß der damalige Chef der Wuppertaler Staatsanwaltschaft wegen seines Verhaltens als Staatsanwalt beim deutschen Sondergericht im besetzten Prag unter der Nummer ›A 38-37‹ noch auf der tschechoslowakischen Kriegsverbrecherliste stand.

In dem anderen Prozeß verteidigte Möller den einundzwanzigjährigen Jürgen Bartsch, der trotz zahlreicher vorangegangener Versuche die relativ kleine Zahl von vier Morden begangen und in kleinsten Einzelheiten eingestanden hatte. Zu diesen Sitzungen strömte das Publikum jeden Tag in Scharen; manche standen lange vor der Sonne auf, um pünktlich zum Prozeßbeginn um halb neun aus der weiteren Umgebung in der Stadt zu sein, und die Presse berichtete über den Prozeß mit beispielloser Ausführlichkeit. Die Zeitungen erhielten zahllose Briefe, in denen die Wiedereinführung der

Todesstrafe gefordert wurde; in anderen wurden für Bartsch Behandlungen vorgeschlagen, die an schierem Sadismus der makabren Phantasie, die Bartsch in seinen an vier Knaben zwischen acht und dreizehn begangenen Verbrechen an den Tag legte, kaum nachstanden.

Nach dem Urteil im ersten Prozeß sollte Jürgen Bartsch ungefähr das nächste halbe Jahrhundert hinter Gittern verbringen. Nach dem merkwürdigen Verlauf des Prozesses war schwerlich mit einem anderen Urteil zu rechnen. Gerhard Mauz hatte schon vorher im Spiegel geschrieben: »Es gibt nur einen erträglichen Ausgang für diesen Prozeß - und das macht ihn zu einem Prozeß des neunzehnten, nicht der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts.« Ein weiterer Aspekt, der die Vorgänge in Wuppertal um etwa sieben Jahrzehnte zurückzuversetzen schien, ergab sich daraus, daß fast keiner der im Gerichtssaal Anwesenden etwas von der Technik verstand, die Sigmund Freuds Schüler Theodor Reik einmal »das Zuhören mit dem dritten Ohr« nannte. Von den drei Sachverständigen, drei Neurologen, war nur einer wirklich in Berührung mit der Psychoanalyse gekommen; als die Fragen des Verteidigers diese nicht unwichtige Tatsache offenbarten, erlaubte sich dieser nur die elegant -lakonische Bemerkung: »Wir befinden uns also vor einer sogenannten Aha-Situation.« Das Plädoyer des Staatsanwalts und der Urteilsspruch zeigten jedoch, daß Möllers Entdeckung wenig oder gar keine Wirkung gehabt hatte. Die Überlegenheit der Psychoanalyse besteht in ihrer Fähigkeit, weit tiefer in die Dunkelheit des menschlichen Unbewußten einzudringen, als es vorher durch die altmodische ›deskriptive‹ Psychiatrie möglich gewesen war. Kein Therapeut kann jedoch die verwickelten Techniken der Psychoanalyse erfolgreich handhaben, wenn er nicht durch seine eigene Lehr-Analyse als den eigentlichen Beginn seiner Ausbildung zum Analytiker gegangen ist, denn es gibt keine wahrhaft gründliche Erkenntnis der menschlichen Seele ohne

die unbewußten Vergleiche mit den Erfahrungen der eigenen Analyse; wer diese ›chirurgische Operation am lebendigen Leibe ohne Anästhesie‹ durchgemacht hat, darf im gewissen Sinne behaupten, nichts Menschliches sei ihm fremd. Keine solche Einsicht, kein tieferes Durchdringen hat bis drei Jahre nach dem ersten Urteil das Phänomen Jürgen Bartsch erforscht: das Gericht lehnte Möllers Antrag ab, Bartsch von international anerkannten psychoanalytischen Autoritäten untersuchen zu lassen.

So wie die altmodische deskriptive Psychiatrie sich in ihrer Arbeitsweise in erster Linie auf den ›objektiven‹, oberflächlichen Bericht des Patienten verläßt, im Gegensatz zur psychoanalytischen Methode, die das unendlich viel weitere Gebiet des Unbewußten durch freie Assoziationen, Fehlleistungen und Träume erschließt, so verleugnete das Gericht in Wuppertal, mit völliger Ehrlichkeit und dem besten menschlichen Willen, die wichtigsten Entdeckungen der Psychologie in den letzten siebzig Jahren und lauschte nur mit den beiden gewöhnlichen Ohren des Laien. Nicht die subjektive Wirkung seiner Umwelt auf Jürgen Bartsch seit seiner frühesten Kindheit, wie sie aus den Aussagen hervorging, die er in allen Einzelheiten machte und die niemand anzweifelte, sondern die flüchtigen Erzählungen anderer — seiner Eltern, früherer Schulkameraden usw. - übten den stärkeren Einfluß auf die Richter aus. Trotz des ungewöhnlich breiten Raums, den der Prozeß in der Presse einnahm, merkte ich ziemlich früh, daß meine Notizen viel Material enthielten, das ich in der umfangreichen Berichterstattung, die sich mehr auf die tatsächlichen Verbrechen konzentrierte, vermißte. Ich möchte den Fleiß und den Scharfsinn der vielen Kollegen, die schwer und gewissenhaft arbeiteten, um die Öffentlichkeit auf dem laufenden zu halten, nicht herabsetzen; ich kann nur annehmen, daß ich dank psychoanalytischer Kenntnisse in Wuppertal auf

gewisse Dinge achtete, die entweder der Aufmerksamkeit der meisten Anwesenden entgingen oder ihnen nicht wichtig erschienen. Schon um überhaupt den ersten Zugang zu einem so fast einmaligen Fall wie dem von Jürgen Bartsch zu finden, wo sich Sadismus, Pädophilie, Päderastie und Nekrophilie (hart an der Grenze des Kannibalismus) vereinten, um aus einem intelligenten, höflichen, sympathischen, doch jammervoll einsamen und unglücklichen fünfzehnjährigen Jungen einen Mörder von beinah unbeschreiblicher Rohheit und Grausamkeit zu machen, muß man sich auf jedes gesprochene Wort, ja, auf jede einzelne Silbe konzentrieren - und manchmal sogar mehr auf das achten, was nicht gesagt wird.

Am 6. November 1946 als unehelicher Sohn einer tuberkulösen Kriegerwitwe und eines holländischen Saisonarbeiters geboren, wurde Karl-Heinz Sadrozinski - später Jürgen Bartsch - von seiner Mutter im Krankenhaus zurückgelassen, aus dem sie sich heimlich vorzeitig entfernte; sie starb einige Monate später. Einige Monate nach seiner Geburt kam Gertrud Bartsch, die Frau eines wohlhabenden Essener Fleischers, in dasselbe Krankenhaus, um sich einer ›Totaloperation‹ zu unterziehen. Sie und ihr Mann beschlossen, das verlassene Kind zu sich zu nehmen, trotz der Bedenken, die die Adoptionsbehörden im Jugendamt wegen der zweifelhaften Herkunft des Kindes hatten und die so stark waren, daß die tatsächliche Adoption erst sieben Jahre später erfolgte. Die neuen Eltern hielten das Kind, als es heranwuchs, sehr streng und isolierten es völlig von anderen Kindern, weil es nicht erfahren sollte, daß es adoptiert war. Als der Vater einen zweiten Fleischerladen aufmachte (mit dem Ziel, Jürgen so früh wie möglich ein eigenes Geschäft zu verschaffen) und Frau Bartsch dort arbeiten mußte, sorgten zuerst die Großmutter und dann eine Reihe von Dienstmädchen für das Kind. Im Alter von zehn Jahren wurde Jürgen Bartsch von seinen Eltern in ein Kinderheim in Rheinbach gebracht, in dem

sich etwa zwanzig Kinder befanden. Aus dieser verhältnismäßig angenehmen Atmosphäre kam er mit zwölf Jahren in eine katholische Schule, wo drei hundert Knaben, darunter bereits Schwererziehbare, in strenger militärischer Zucht gehalten wurden.

Jürgen Bartsch hat von 1962 bis 1966 vier Knaben ermordet und schätzt, daß er mehr als hundert weitere erfolglose Versuche unternahm. Jeder Mord zeigte kleinere Abweichungen, aber die Hauptprozedur blieb die gleiche: nachdem er einen Knaben in einen leeren ehemaligen Luftschutzbunker in der Heegerstraße in Langenberg, ganz nahe der Wohnung der Bartschs, gelockt hatte, machte er ihn durch Schläge gefügig, fesselte ihn mit Schinkenschnur, manipulierte seine Genitalien, während er selber manchmal masturbierte, tötete das Kind durch Erwürgen oder Erschlagen, schnitt den Leib auf, leerte Bauch - und Brusthöhle vollständig und begrub die Überreste. Die verschiedenen Varianten umfaßten die Zerstückelung der Leiche, Abtrennung der Gliedmaßen, Enthauptung, Kastration, Aussiedlung der Augen, Herausschneiden von Fleisch-Stücken aus Gesäß und Schenkeln (an denen er roch) und den vergeblichen Versuch analen Geschlechtsverkehrs. In seiner eigenen, außerordentlich detaillierten Schilderung in der Voruntersuchung und während der Verhandlung, betonte Bartsch, daß er den Höhepunkt der geschlechtlichen Erregung nicht bei seiner Masturbation erreichte, sondern beim Schneiden, das ihn zu einer Art Dauerorgasmus brachte. Bei seinem vierten, letzten Mord gelang ihm schließlich, was ihm seit jeher als höchstes Ziel vorgeschwebt hatte: er band sein Opfer an einen Pfahl und schlachtete das schreiende Kind, ohne es vorher zu töten.

Der italienische Mediziner Cesare Lombroso stellte 1876 als erster die Theorie des ›geborenen‹ Verbrechers auf, aber die späteren Erkenntnisse der Psychologie und vor allem der Psychoanalyse haben sich weit von Lombroso entfernt. Die

Soziologen versetzen den Ursprung der kriminellen Persönlichkeit in ihre Umwelt, und die Psychologen suchen die Ursachen in den Beziehungen innerhalb der Familie. Wenn man nicht die antiquierte genetische Theorie vollständig und ausschließlich übernimmt, muß man mit der Tatsache beginnen, daß Jürgen Bartsch in dieses Tal der Tränen nicht als der psychopathische Mörder kam, zu dem seine Erlebnisse und seine Umwelt ihn machten. Er ist in keinem Elendsviertel aufgewachsen und war kein Schlüsselkind. Man muß daher zuerst einen Blick in das Heim der Familie Bartsch in Langenberg werfen, wie es von den drei Personen, die dort in einer verwirrenden Mischung von Intimität und Verschlossenheit lebten, individuell empfunden wurde.

Die erste von zahlreichen, interessanten sprachlichen Formulierungen, die beide Prozesse von Jürgen Bartsch, in Düsseldorf sowohl wie in Wuppertal, begleiteten, fiel am Morgen des Eröffnungstages im ersten Prozeß, bald nachdem Jürgen Bartsch aufgestanden war und das Mikrophon selbst in die Hand genommen hatte, um seine Geschichte zu erzählen: »Meine Eltern hatten immer ein klein wenig weniger als zu wenig Zeit für mich«, sagte er. Er behauptete, seine Mutter sei ein »Bremsklotz« gewesen, wenn er ein wenig Vergnügen haben wollte. Noch nach Jahren, als er sich schon zu einem erfahrenen Mörder entwickelt hatte, setzte seine Mutter eine genaue Sperrstunde für ihn fest und geriet außer sich, wenn er auch nur fünf Minuten später zu Hause war.

In einem Schlüsselsatz sagte er: »Ich kann mir nicht vorstellen, daß man bessere Eltern haben könnte«; dann fügte er hinzu: »Aber Liebe habe ich von ihnen nicht bekommen.« In der ersten Schule war Jürgen der Kleinste und wurde darum viel gehänselt. In der Adoleszenz kam er in die drakonisch strenge katholische Knabenschule in Manenhausen bei Dingen, mit obligatorischen Morgen- und Abendmessen, striktem Schweigen während der Mahlzeiten und häufigen, manchmal

willkürlichen, körperlichen Züchtigungen. Als Dreizehnjähriger erkrankte Jürgen plötzlich während eines Zeltlagers mit seinen Klassenkameraden und hatte so hohes Fieber, daß einer der begleitenden Priester ihn auf sein Zimmer ins Gasthaus brachte und ihn in das zweite Bett legte. Als Jürgens Schüttelfrost nicht nachließ, nahm er ihn in sein eigenes Bett, wo er »mich in die Arme schloß wie ein Vater oder eine Mutter«. Nach weitergehenden Gefühlsregungen gefragt, sagte Bartsch mit leichtem, aber merklichem Energieaufwand: »Regelrecht passiert ist nichts.« In der umfangreichen Liste der Zeugen, die während des Wuppertaler Prozesses aufgerufen wurden, fehlte der Name des Priesters. Erst in seinen Briefen an mich und später im zweiten Prozeß hat Jürgen Bartsch mehr, viel mehr von ihm erzählt.

Kurz nach seinem achten Geburtstag hatte Jürgen Bartsch das erste homosexuelle Erlebnis, als ein fast doppelt so alter männlicher Verwandter von ihm verlangte, sich auf die Couch zu legen und die Hose zu öffnen, als Belohnung für die Benutzung seiner Kopfhörer. Dieser Vetter, heute verheiratet und im Ruhrgebiet als katholischer Kindererzieher tätig, wurde in beiden Prozessen als Zeuge nicht vorgeladen.

Zweimal lief Jürgen aus dem Marienhausener Kinderheim fort, das zweite Mal mit Dieter, dem einzigen Freund, den er dort hatte, einem einsamen Kind, das oft in der Ecke stand und vor Heimweh weinte. Am ersten Abend, als sie in einer Hütte übernachteten, wagte Jürgen Bartsch zum erstenmal in seinem Leben, einen Menschen geschlechtlich zu lieben, aber Dieter drehte sich einfach um und schlief ein. Am selben Tage hatte Jürgen versucht, ebenfalls zum erstenmal, einen Menschen zu töten: als sie den Bahndamm entlang gingen und ein Zug sich näherte, überfiel ihn plötzlich die Vorstellung, daß Dieter seinen Wünschen nicht mehr widerstehen könne, wenn er ihn tötete. Er gab ihm einen Stoß, aber Dieter gelang es, der herannahenden Lokomotive auszuweichen. Man findet eine

ungewöhnlich klare Deutung des Sadismus in dem meisterhaften Werk Die psychoanalytische Theorie der Neurose von Otto Fenichel: »Wenn sexuelle Lust durch Angst beeinträchtigt wird, dann ist es verständlich, daß eine Identifizierung mit dem Aggressor Erleichterung bringen kann. Wenn ein Mensch die Möglichkeit hat, anderen das anzutun, wovon er fürchtet, andere könnten es ihm selbst antun, dann braucht er nicht mehr länger Angst zu haben. Demnach kann alles, was dazu beiträgt, seine Macht und sein Prestige zu vergrößern, zur Beruhigung seiner Ängste dienen. Was er selbst erleiden könnte, tut er aktiv, den Angriff vorwegnehmend, den anderen. Es gibt sadistische Handlungen, bei welchen das Opfer ernst haft verletzt oder gar getötet wird. In solchen Fällen ist der Gedanke ausschlaggebend, daß eine passiv zu erleidende schreckliche Erfahrung vermieden wird durch das aktive Verüben eines Verbrechens und daß eine besondere Einheit mit dem Opfer hergestellt wird.« In seinem 194s veröffentlichten Buch schreibt Fenichel: »Bisher ist noch kein Triebmörder analysiert worden, aber wenn man an Fälle denkt, in denen Phantasien dieser Art entscheidend waren, und auch an Erlebnisse mit weniger ausgeprägten Sadisten, dann darf man annehmen, daß das Über-Ich in solchen Fällen eine komplizierende Rolle spielt. Die sadistische Handlung bedeutet nicht nur ›Ich töte, um nicht getötet zu werden‹, sondern auch ›Ich strafe, um nicht bestraft zu werden‹, oder aber ›Ich erzwinge Verzeihung durch Gewalt‹. Menschen mit narzißtischer Zufuhr neigen, wenn sie frustriert sind, zu intensiv sadistischen Reaktionen. Unter gewissen Umständen kann so eine Neigung wachsen, bis sie in einer Tat kulminiert, die eine Angst - ›Wenn ich etwas Sexuelles tue, muß ich bestraft werden‹ - durch Herstellung von Angst verdrängt: ›Ich quäle dich, bis du durch die Intensität deines Leidens gezwungen bist, mir zu verzeihen, mich von dem Schuldgefühl zu befreien, das meine Lust blockiert, und so durch und in

deiner Verzeihung mir sexuelle Befriedigung zu verschaffen‹. Der Sadist, der Unabhängigkeit vortäuscht, verrät also eine tiefe Abhängigkeit von seinem Opfer. Durch Zwang versucht er die Liebe seines Opfers zu gewinnen; die Liebe, die er sucht, ist eine primitive und hat die Bedeutung einer narzißtischen Zufuhr‹. Das Modell dieser Art von Sadismus ist der preußische König Friedrich Wilhelm, der seine Untertanen zu verprügeln pflegte und dabei brüllte: ›Du sollst mich nicht fürchten, du sollst mich lieben!‹« Gefühle anderen Schulkameraden gegenüber hatte Jürgen Bartsch schon einige Zeit vor dem Zwischenfall mit Dieter empfunden. Es wurde während des Prozesses nicht ausdrücklich erwähnt, aber man muß wohl annehmen, daß Bartsch, wenn er damals seine sexuellen Konflikte überhaupt jemandem anvertraute, sich an seinen Beichtvater wandte, und man kann sich die Reaktion vorstellen und den Rat, den er empfing. Bis zum Tage seiner Verhaftung hatte Jürgen Bartsch niemals eine Menschenseele kennengelernt, die, mit der nötigen Erfahrung und Ausbildung versehen, ihn über die Probleme, die sich seiner bemächtigt hatten und ihn zu zerreißen drohten, hätte aufklären können. Bis es zu mindestens einer flüchtigen Begegnung im Gefängnis kam, hatte er in seinem ganzen Leben keinen einzigen willfährigen Partner gefunden. Er blieb nicht nur in sexueller Beziehung völlig von seiner Umgebung abgeschlossen, sondern auch alles, was er über seine eigene Variante des Geschlechtstriebs zu hören bekam, war, daß es eine ›Schweinerei‹ und eine besonders schwere Sünde sei. Kein Wunder, daß er während der Verhandlung in Wuppertal, als er von seiner zweiten Schule sprach, erklärte: »Freundschaft, das hat auch gar nichts mit dem Sexuellen zu tun.« Um seine unbewußte Einstellung wirklich zu verstehen, muß man diese Äußerung umdrehen: »Das Sexuelle hat mit Freundlichkeit nichts zu tun.« Nach Beendigung der Schule wußte Jürgen nicht, was er werden sollte, so daß sein Vater, der ihm schon

als Neunjährigem zum Karneval eine eigens geschneiderte Fleischerschürze umgehängt hatte, für ihn die Entscheidung traf: »Dann wirst du eben Metzger.« Er ließ jedoch die Möglichkeit zu, daß Jürgen später anderen Sinnes werden würde. Der Knabe kam nach Essen zu einem Kollegen seines Vaters, dem Metzgermeister van Loon, wo er Kost und Logis und sonst nichts erhielt. Über sein Verhältnis zu Herrn van Loon bemerkte Jürgen Bartsch: »Er hat mich immer gepiesackt«, und fügte mit der bezeichnendsten Fehlleistung des ganzen ersten Prozesses hinzu: »Er nannte mich so« - er stotterte — »Mutterschürz — ah — daß ich am Muttersöhnchenzipfel hing.« Diese Äußerung wird deutlich, wenn man den Gebrauch des Wortes Zipfel für Knabenpenis kennt.

Vom Leben in seinem Elternhaus erzählte Jürgen: »Es gab kaum einen Tag ohne Anschreierei, meistens wegen Geld. Meine Mutter wollte schon einmal fortlaufen. Einmal dachte sie an Scheidung und hat sogar einen Rechtsanwalt aufgesucht.« Die Beziehungen zwischen seinen Eltern faßte er in dem ausdrucksvollen Satz zusammen: »Sie sind so nebeneinander durch die Zeiten gelaufen.« Als der Richter fragte, welcher Elternteil dominierte, antwortete Jürgen: »Das Übergewicht hatte meine Mutter. Mein Vater hat mal auf dem Bett gesessen und geheult. Meine Mutter hat auch manchmal mit Sachen geschmissen. Sie ist sehr, sehr sauber, sehr etepetete. Ich durfte nicht selber aussuchen, was ich jeden Tag tragen wollte. Sie holte die Kleider heraus und gab sie mir. Mein Vater hat mir mehrmals gesagt, ›Du kannst dich nicht mal allein anziehen‹. Meine Mutter hat mich bis zum Schluß ganz gebadet.« Man beachte das *ganz*. »Das Baden ging mir auf die Nerven mit der Zeit.« Jürgens Abende bestanden darin, daß er gebadet wurde, die Kleider im Schlafzimmer seiner Eltern wechselte (er hatte in seinem darüber gelegenen Zimmer weder einen Schrank noch eine Waschgelegenheit) und sich

dann bis zur gewohnten frühen Schlafenszeit zum Fernsehen zwischen sie in die Ehebetten legte. Seine späteren nächtlichen Exkursionen konnte er nur bewerkstelligen, indem er aus dem Kellerfenster schlüpfte und Kleider anzog, die er in der Nähe versteckt hielt. Bartsch beschrieb seinen Vater abwechselnd als »ein Arbeitstier« und einen »Feldwebeltyp«. Er fand ihn »sehr laut«. »Wenn wir Verwandte besuchten, machte er mich in ihrer Gegenwart herunter. Ich hatte zu keinem meiner Eltern Vertrauen.« Jürgen sagte ferner aus, daß er mit seinem Vater nur ein einziges Mal eine kurze Unterhaltung über sexuelle Dinge gehabt habe, und zu dieser Zeit war sein Gefühlsleben schon weit krankhafter, als sein Vater oder fast jeder andere hätte ahnen oder verstehen können.

Im Juni 1961, als Jürgen vierzehn war, lockte er einen jüngeren Nachbarssohn in seine Höhle, verprügelte ihn, riß ihm die Kleider vom Leibe und zwang ihn zu sexuellen Spielen. Der Junge erzählte es seinem Vater, der nicht nur Jürgens Eltern zur Rede stellte, sondern auch zur Polizei ging. Jürgen leugnete alles, gestand jedoch später seinem Vater die Wahrheit. Die Polizeibehörden von Langenberg (38.500 Einwohner) legten den Fall als Kinderunfug zu den Akten, während Herr Bartsch das Problem dadurch erledigte, daß er seinem Sohn sagte, es gäbe Arzte, die man aufsuchen könnte — »aber ich hatte Angst. Mein Vater und ich paßten nicht gut zueinander. Ich war ja auch keine große Leuchte als Metzgerlehrling.« Mit dreizehn Jahren stieß Jürgen Bartsch zufällig auf seine Adoptionspapiere und erfuhr zum erstenmal die Wahrheit über seine Herkunft; wie ein Zeuge berichtete, kam Jürgen zu ihm und sagte, er habe entdeckt, daß er »nicht der Sohn von dem Alten« sei, ohne seine Mutter zu erwähnen. Er ging mit seinem verwirrenden neuen Wissen auch zu einer älteren Bekannten, die ihn davon zu überzeugen versuchte, daß es keinen Unterschied ausmache. Im Verlaufe des ersten Prozesses hörte man nichts von einem Gespräch des Knaben

mit seinen Adoptiveltern über dieses Thema; man erfuhr nicht einmal, ob ein solches je stattgefunden hatte. Mit fünfzehn begann Jürgen zu rauchen und mit siebzehn zu trinken. Nicht selten, als seine innerliche Verzweiflung über seine schon begangenen Taten und den Trieb, die Mordserie fortzusetzen, sich steigerte, trank er zwanzig Kognaks im Laufe seiner nächtlichen Exkursionen. Als er achtzehn war, büßte er wegen Trunkenheit am Steuer seinen Führerschein für vier Monate ein und mußte drei Wochen lang ins Gefängnis.

Während der Untersuchungshaft schrieb Jürgen Bartsch eine Art Aufsatz über ›Meine Erfahrung mit der Freundschaft‹ in dem er ausführte: »Ein Junge gilt nur dann als etwas, wenn er sich durchsetzen kann. Das konnte ich nicht. Wenn er ein Großer im Sport ist; das konnte ich auch nicht. Wenn er ein großes Mundwerk hat; das hatte ich auch nicht. Ich hätte manchmal den Mut gehabt, einige Jungen zu verseifen, und bin selber dabei zum Prügelknaben geworden.« Nachdem er sein ›dämliches Gefühl in der Magengegend‹ beschrieben hatte, wenn er verstohlene Blicke auf Jungen warf, die er kannte, fuhr er fort: »Einmal hatte ich wieder dieses Gefühl, diesmal war es aber ein Mädchen. Es war heimliche Liebe. Ich war verknallt, aber ich kam nicht zum Spielen mit ihr.« Als seine schüchterne und gehemmte Aufmerksamkeit dem Mädchen schließlich zuviel wurde, meldete sie ihn dem Lehrer, und »eine ganze Welt brach in mir zusammen«.

In demselben Aufsatz finden sich, als von dem ersten Kinderheim die Rede war, die ersten Andeutungen von Sadismus und, in symbolischer Form, von Kastration: »Da mich niemand wirklich gern hatte, versteckte ich den Kindern die Spielsachen und Fahrradteile. Ein Junge hatte Angst vor dem Gewitter und ich hatte Freude daran, zu ihm zu sagen: ›Der nächste Schlag ist ein Kugelblitze Ich erschreckte ihn so sehr, daß ich von einem der Heimleiter eine Tracht Prügel bekam.« In dieser frühen Kindheit, behauptete Jürgen, »folgten

mir die Mädchen in Scharen, und Ketten von ihnen liefen nebenher. Aber ihre Anhänglichkeit wurde mir unheimlich.« Nachdem das Mädchen, das er belästigt hatte, ihn angezeigt und seinen Namen an die Tafel geschrieben hatte, heißt es: »Peng - dann stand ich da. Nun stand ich nur noch auf Jungen.« In dem Marienhausener Internat gab es nach Jürgen keine sexuellen Spiele au f den Schlafräumen, aber doch auf den Toiletten. Dort begann Jürgen zu masturbieren, »zuerst nicht täglich, vielleicht einmal in der Woche. Am Anfang war es noch nicht so schlimm.« Als der Richter fragte, ob Dieter, Bartschs einziger Freund, »für Sie zu heilig« gewesen sei, »um ihn mit diesen Dingen zu beflecken«, erwiderte Jürgen: »Heilig?« Er schwieg eine Weile. »Das ist so ein Wort.« Abermals machte er eine Pause, als habe er mehr zu sagen, jedoch beschlossen, davon Abstand zu nehmen, und dann figte er nur hinzu: »Also nein, er war dagegen.« Als Jürgen schließlich seine Hemmungen so weit überwunden hatte, sich den ersten Sexualpartner zu suchen, war sein Trieb bereits auf Kinder gerichtet. Den Anfang machte Axel O., zehn Jahre alt, dem er auf seinem Zimmer in die Lederhose griff, womit es an scheinend sein Bewenden hatte: »Es war doch noch nicht so ernst.« Zur Belohnung erlaubte er dem Kind, mit seinen Spielsachen zu spielen. Als der Richter diese Episode mit dem verglich, was Jürgen selber mit kaum acht Jahren erlebt hatte, antwortete dieser: »Von nichts kommt nichts. Der Drang war eben da.« In seinem Buch Die psychoanalytische Theorie der Neurose schreibt Otto Fenichel über Pädophilie: »Kinder sind schwach und bleiben zugänglich, wenn andere Objekte durch Angst ausgeschlossen sind. (Freud sagte, Pädophilie sei die Perversion von ›schwachen und impotenten‹ Menschen.) Aber eine Liebe für Kinder basiert meistens auf einer narzißtischen Objektauswahl. Unbewußt sind die Patienten in sich selber als Kinder narzißtisch verliebt; sie behandeln ihre Kinder -Objekte entweder in derselben Weise, wie sie gerne behandelt worden

wären, oder in der genau entgegengesetzten Weise.« Nach dem kleinen Axel O. folgte F., den Jürgen in den Bunker lockte. Der Trieb zu schneiden beherrschte schon Jürgens einsame Masturbationsphantasien, und er hatte sich für fünfzig Pfennig aus einem Automaten Rasierklingen besorgt. Während des Kampfes in der Höhle rief Jürgen: »Ich werde dich mit der Rasierklinge zerkleinern!« Bei der Verhandlung erklärte er: »Meine Hemmungen waren noch groß.« Das Kind entkam und hielt den Mund, von Jürgens Drohungen eingeschüchtert.

Der nächste war Beck, dessen Vater zur Polizei ging. Weil Jürgen einsah, daß er keine Aussichten mehr hätte, in der Siedlung ›Glaube und Tat‹, wo die Familie Bartsch wohnte, nach Kindern zu suchen, begann er weiter weg Umschau zu halten. An einem Sommermorgen des Jahres 1961, als er vierzehn war, traf er den sechseinhalb jährigen H. Er schickte ihn mit fünfzehn Pfennig in die Drogerie, um eine Kerze für den Höhlenbesuch zu kaufen. »Eine Taschenlampe wäre zu grell gewesen, zu nüchtern. Eine Kerze gibt ein rundes, warmes Licht. Das Licht ist romantischer - es ist schwer, die richtigen Worte zu finden. Eheleute haben bei gewissen Handlungen so etwas.« (Durch einen Mittelsmann ließ ich Jürgen bitten, sich über den letzten Satz etwas näher auszulassen, und er sagte, er habe dieses Wissen aus einem Illustriertenartikel. Bartsch spielte in den Verhandlungen noch ein zweites Mal auf Kerzenlicht und Eheleute an. Seine Eltern sagten, er habe »fast von Anfang an« sein eigenes Zimmer gehabt, aber das bedeutete, wie ich nach genaueren beharrlichen Fragen herausbrachte, daß er die ersten fünf bis sechs Jahre im Zimmer seiner Eltern schlief. Jürgen Bartsch konnte sich nicht besinnen, die ›Urszene‹ gesehen oder gehört zu haben, doch unter den gegebenen Umständen ist es wahrscheinlich, wenn der Verkehr des Ehepaars Bartsch nicht schon zu dem Zeitpunkt aufgehört hatte, daß er solche Erinnerungen verdrängt hat.) Nachdem sie die Höhle betreten hatten,

bedrohte Jürgen das Kind, ging jedoch nicht weiter; seine Pulse hämmerten, die Knie zitterten, er fühlte sich »flau«, wie er berichtete, und H. konnte sich in Sicherheit bringen.

Die Begegnung mit T., seinem nächsten Opfer, fand im Wald statt, aber T. erwies sich als überraschend kräftig, und Jürgen mußte von seinem Vorhaben ablassen. Als T.'s Mutter von der Geschichte hörte und Jürgen seiner Mutter gegenüberstellte, beschwor Frau Bartsch die Dame, den Vorfall zu verschweigen - »wir haben schon Sorgen genug mit ihm« -, und gab T. zwanzig Mark. Als Bartsch dem Gericht den Hergang erzählte, hob er die Stimme und sagte mit Nachdruck: »Von meinem Taschengeld!« Bartschs erster Partner in einem vollendeten Geschlechtsakt war Detlef Düren, ein Angestellter in Herrn Bartschs Fleischerei, und sogar in diesem Fall mußte sich Jürgen die Zustimmung seines Partners erkaufen. Detlef erlaubte Jürgen, ihn bis zur Klimax zu masturbieren, drohte jedoch danach, es Jürgens Vater zu melden, so daß er ihm Geld gab. Das war der Anfang einer regelmäßigen, zweimal in der Woche erfolgenden Bezahlung. Es gehörten auch Teil - strangulierungen durch Jürgen zu den Beziehungen, und als der Richter Bartsch fragte, ob ihn das Würgen besonders gereizt habe, antwortete er: »Es war mir nicht unangenehm.« Jürgen vertraute nach einer gewissen Zeit Detlef an, daß er gern ähnliches mit einem jungen zwischen acht und dreizehn tun würde; er sei jedoch zu schüchtern, selber einen anzusprechen, und bot Detlef dreihundert Mark, wenn er ihm dabei helfen würde. Detlef begleitete Jürgen sechs- oder siebenmal auf solchen Streifzügen, doch ihre vereinten Bemühungen blieben ohne Erfolg.

Als seine Probleme immer schwieriger wurden, machte Bartsch heroische, aber völlig falsche Anstrengungen, seinen Geschlechts trieb auf das heterosexuelle Gebiet zu lenken. Er zwang sich, Prostituierte in Essen aufzusuchen, was von seinem Standpunkt aus die gleiche Energie erforderte, die ein

heterosexueller Mensch für einen unerwünschten gleichgeschlechtlichen Akt aufbringen müßte. Er bestellte bei einem Freund Zeichnungen von nackten Mädchen, wobei er verlangte, daß ihre weiblichen Reize besonders deutlich sein müßten und er alles sehen wollte; die Bilder hatten natürlich keine Wirkung auf ihn. Er beschloß, sich auf ein Nachbarmädchen zu konzentrieren, das ihm etwas besser gefiel als andere, in der Hoffnung, mit ihm ins Bett zu gehen und damit seine Probleme zu lösen, aber daraus wurde auch nichts. Wie früher hatte er während all dieser krampfhaften Mühen niemanden, an den er sich wenden konnte, um vernünftige Hilfe oder auch nur verständiges Mitleid zu erlangen.

Nicht aus Mangel an hartnäckiger Willenskraft blieben Jürgen Bartschs Probleme unbewältigt. Als der Richter auf die zehn bis zwölf Besuche bei den Essener Huren anspielte und meinte, Bartsch habe sich, davon abgesehen, an solchen Abenden zweifellos amüsiert, antwortete dieser mit einiger Heftigkeit: »Ich möchte, Herr Landgerichtsdirektor, schon sagen, das hatte mit Amüsieren nichts zu tun!« Zur Zeit seines ersten Mordes fand Jürgen Bartsch zum zweitenmal einen Freund, Viktor, der nach einer Anfangsperiode ›wahrer Freundschaft‹ (was in Bartschs Vokabular ›ohne sexuellen Beiklang‹ hieß) gleichfalls für sexuelle Gefälligkeiten Geld von ihm nahm. Nicht einmal in diesem Verhältnis, das beträchtlich weiter ging als das mit Detlef, kam es zu Küssen; mit einer einzigen Ausnahme in seiner Höhle hat es in Jürgens ganzem Dasein kaum ein sexuelles Erlebnis mit einem Zeichen der Zärtlichkeit gegeben. Jürgens Zuneigung zu Viktor war groß genug, um ihm schluchzend seinen ersten Mord zu erzählen, aber Viktor wollte es ihm verständlicherweise nicht glauben.

Studiert man die Einzelheiten der vier Morde, die Bartsch verübte, und des fünften, den er plante und der zu seiner Festnahme führte, so bemerkt man nicht nur ein Nachlassen

seiner Hemmungen, sondern auch ein gleichzeitiges Zunehmen seiner Sorglosigkeit und Tollkühnheit, die man vom psychopathologischen Standpunkt aus nur als den verzweifelten inneren Wunsch verstehen kann, man möge ihn fassen, damit seinem Treiben ein Ende gemacht würde. Diese Symptome erinnern an den berühmten Kali eines Triebmörders in Amerika, William Heirens, der, als man ihn suchte, auf einem Spiegel in der Wohnung eines Opfers schrieb: ›Fangt mich, ehe ich mehr töte.‹ Als Bartsch z. B. den VW -Bus seines Vaters direkt vor dem Höhleneingang parkte und ein schon gefesseltes und geknebeltes Kind hineintrug, sah er zu seinem Schrecken, als er etwas später allein wieder herauskam, daß er die Kleider des Kindes über den Boden verstreut und die Wagentür offengelassen hatte, aber diese Unbesonnenheit, die zur Entdeckung geradezu herausforderte, war niemandem aufgefallen.

Am 18. Juni lockte Jürgen Bartsch den vierzehnjährigen Peter Frese in den Bunker, schlug und fesselte ihn und ließ ihn zurück, um pünktlich nach Hause zu gehen zu »dieser blöden, schweren Suppe, die ich immer essen mußte«, damit seine Mutter ihn nicht schalt. Peter Frese, bei einer brennenden Kerze alleingelassen, brannte seine Fesseln durch und flüchtete. Als Bartsch später am Abend wiederkam, um ihn zu zerstückeln, und ihn nicht mehr vor fand, war seine erste Reaktion Enttäuschung: »Na, so 'ne halbe Sache ...!« Obwohl er wissen mußte, daß Freses Flucht unvermeidlich zu seiner Verhaftung führen würde, machte sich Jürgen Bartsch drei Tage später, einen Tag bevor die Polizei zu den Bartschs kam, nach Mülheim auf, um ein neues Kind zu suchen. Dem Richter, der sich über soviel Kaltblütigkeit wunderte, antwortete Bartsch in einem Ton, der erkennen ließ, daß er kaum anders hätte handeln können und daß man solchen unwiderstehlichen Trieb verstehen müsse: »Ich war ja noch vollkommen unbefriedigt.« Als der Richter Bartsch einmal fragte, ob er

jemals Grauen vor sich selber empfunden habe, erwiderte Bartsch nach einem langen Seufzer mit verzweifelter Stimme: »Herr Vorsitzender, das setzt voraus, ich könnte regulieren - jetzt kannst du, jetzt kannst du nicht. Aber ich konnte das nicht regulieren.« Bei einer nächtlichen Rückkehr zu einem gefesselten Kind im Bunker nahm Bartsch einen kleinen Reisewecker mit; seine Mutter hatte ihm verboten, seine Armbanduhr werktags zu tragen. An einem anderen Abend, nachdem er einen Mord begangen hatte und die Höhle gegen acht Uhr verließ, traf er seinen Vater im Familienauto. Herr Bartsch hatte sich auf die Suche nach seinem Sohn begeben, weil Jürgen nicht pünktlich nach Hause gekommen war, obwohl es noch verhältnismäßig früh war. Als Gerhard Bartsch, Jürgens Adoptivvater, den Zeugenstand betrat, sagte ihm der Richter, daß »jeder der hier Anwesenden« ihn als »einen anständigen, biederen Metzgermeister« betrachtete. Der Vater bagatellisierte die Berichte über häusliche Streitigkeiten. Sein Arbeitstag, sagte er, beginne um sechs und ende vierzehn Stunden später. Wenn er von Jürgen als Kind sprach, gebrauchte er Wörter wie ›zugetan‹, aber niemals solche wie ›Liebe‹. Den Namen ›Jürgen‹ sagte (und sagt) er fast nie; sein Sohn heißt für ihn ›der Junge‹.

Darüber, daß er das Kind in der Obhut seiner Großmutter und danach einer Reihe von Dienstmädchen gelassen habe, meinte er, sein Sohn »hat's nie so tragisch genommen«, und damit war das Thema erledigt. Er sähe jedoch ein, daß er und seine Frau einen Fehler gemacht hätten, dem seinerzeitigen Rat des Krankenhausarztes zu folgen und Jürgen zu verbieten, mit anderen Kindern zu spielen, damit er nichts von seiner Adoption erführe. (Festgestellt wurde es nie, daß ein Arzt jemals einen so unwahrscheinlichen Rat erteilte, und es gab auch Widersprüche in den Erklärungen dieser strengen Isolierung. Frau Bartsch gab als Grund den starken Straßenverkehr an, aber die Goethestraße in Essen-

Holsterhausen, wo die Familie Bartsch damals wohnte, hat praktisch keinen Durchfahrtsverkehr.) Als Jürgen seinem Vater sagte, die Versetzung vom Kinderheim in Rheinbach ins Internat in Marienhausen sei für ihn gewesen, als käme er aus dem Kinderheim zum Militär, »hab ich ihm geantwortet, ob er es da oder in der Armee lernte, das wäre egal«. Herr Bartsch erklärte nicht, was er mit ›es‹ meinte, und der Richter schien das für so selbstverständlich zu halten, daß er keine Fragen danach stellte. Dem Vater erschien eine so harte Zucht kein Grund zur Besorgnis, solange sie den Zögling nicht tatsächlich umbrachte: »Ich hab ihm gesagt, bisher ist keiner daran gestorben, nö? Wir haben alle ein hartes Leben gehabt, haben es immer noch, nö?« Herr Bartsch wußte von Anfang an, daß Jürgen nie »ein hundertprozentiger Metzger« werden würde. Als der Vorsitzende ihn fragte, ob Jürge n je mit ihm darüber gesprochen habe, antwortete Gerhard Bartsch: »Er hatte nicht den Mut, mir so etwas zu sagen.« Es waren nie vertrauliche Gespräche von Vater zu Sohn geführt worden, nicht einmal während der halben Stunde am Morgen, wenn sie gemeinsam zur Arbeit fuhren. In einem Ton und in einer Art, als müsse jedermann die Triftigkeit seiner Erklärung einsehen, sagte der Vater: »Wissen Sie, Herr Vorsitzender, diese halbe Stunde früh morgens war für mich die einzige Zeit am ganzen Tag, wo ich Radio hören konnte.« Er hatte interessante Dinge über die Periode zu berichten, in der Jürgen erst für seinen Kollegen van Loon und dann für ihn selber arbeitete: »Da gibt's dieses Gesetz, das einem Meister verbietet, die Lehrlinge wirklich ordentlich ranzunehmen. Vierzig Stunden m der Woche darf man sie heute nur noch arbeiten lassen. Ich sehe das für verkehrt an. Wenn es um sechs in der Früh losgeht, dann haben sie mittags um drei schon Schluß. Was macht so ein Junge von drei bis neun Uhr abends? Das kann nicht gut sein. Erst legen sie sich hin und schlafen, und dann sind sie abends um sieben oder acht, wenn wir müde sind, hellwach und kommen auf

dumme Gedanken. Und dann darf man ihnen noch nicht einmal eine ordentliche Tracht Prügel verpassen. Ich hatte Angst, daß mir der Junge bei dem Kollegen verkommen würde, weil er da so viel Zeit hatte. Ich konnte ihn viel besser in die Mangel nehmen. Sechzig Stunden in der Woche, das ist nicht zu scharf für einen Sechzehnjährigen. Da war ich ruhiger, das konnte ich mit dem Jungen machen. Er war ja kein Fremder, sondern mein Sohn.« Jürgen Bartsch selber sah den Wechsel anders an: »Bei meinem Vater hab ich es in jeder Hinsicht schlechter gehabt. Da hab ich überhaupt keine Freizeit mehr gehabt.« Die vielen Zeugen, die Gerhard Bartschs erster Vernehmung folg ten, hatten kaum ein abfälliges Wort über Jürgen zu sagen. Der Leiter des ›Magischen Zirkels‹, einer Essener Vereinigung von Amateurzauberern, der Jürgen angehört hatte (noch im Gefängnis trug er stolz das ›MZ‹ -Abzeichen an seinem Revers), sprach im Sinne der meisten Zeugen, wenn er Bartsch als ›ungezwungen, höflich, nett, anständig und korrekt‹, aber auch ›nervös, zerfahren und vergeßlich‹ bezeichnete.

Der Fleischer van Loon, für den Jürgen in Essen -Altenessen gearbeitet hatte, sagte aus, Jürgen durfte immer, wenn seine Mutter einen Nachmittag mit ihm in Essen verbrachte, so viel Kuchen und Süßigkeiten essen, daß er am nächsten Tag Bauchschmerzen hatte. »Seine Mutter verwöhnte ihn. Was er haben wollte, bekam er.« Als der Vorsitzende fragte, ob Jürgen den Wunsch gehabt habe, Fleischer zu werden, erklärte sein früherer Dienstherr kategorisch: »Er *mußte* eben einer werden.« Seines Vaters wegen? »Ja!« Ein Junge, der von 1959 bis 1969 neben dem Haus der Bartschs wohnte, berichtete, wie Jürgen, der ihm körperlich überlegen war, einmal in seinem Zimmer versucht hatte, ihn sich gefügig zu machen, und ihn in die Genitalien kniff, bis er schrie. Er setzte sich so energisch zur Wehr, daß eine Glasscheibe des Bücherschranks zerbrach, die sie später bezahlen mußten. Als die Mutter des Jungen Frau Bartsch zur Rede stellte, sagte sie schneidend zu ihrer

Nachbarin, sie solle sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern. Mehrere Zeugen erwähnten Jürgens ›Nervosität‹ und seine ›fahrigen Bewegungen‹, und einer beschrieb ihn als ›so nervös, daß es einen selber nervös machte‹, aber diese Eigenschaften, wenn sie seinen Eltern überhaupt auffielen, veranlaßten sie nie, den Rat eines psychologischen Fachmanns heranzuziehen. Wahrscheinlich wären sie nicht weiter als bis zum Gemeindepfarrer gegangen, und Jürgen war schon längst über den Punkt hinaus, wo geistlicher Rat und Beistand ihn noch erreicht hätten.

Der Vater sagte, als er zum erstenmal vernommen wurde, er habe immer gehofft, daß im späteren Lebe n, wenn Jürgen, den er in seiner Kindheit als »Kronprinzen« betrachtet hatte, mit ihm im Geschäft zusammenarbeitete, »unser Verhältnis sich bessern würde«, ohne zu sagen, wie diese Entwicklung kommen sollte. Unter Verwendung des bemerkenswerten Wortes ›vielleicht‹ erklärte Gerhard Bartsch: »Ich mache niemandem Vorwürfe, vielleicht nur mir selbst.« Und dann rief er in einer plötzlichen Aufwallung: »War diese Sache in ihm von Geburt an, oder haben wir etwas Falsches gemacht?« Die Antwort des Vorsitzenden brachte eine der erstaunlichsten Äußerungen eines erstaunlichen Prozesses: »Herr Bartsch, ich bin überzeugt, Sie und Ihre Frau haben absolut keinen Grund für Selbstvorwürfe.«

Drei Neurologen aus Nordrhein-Westfalen haben Jürgen Bartsch im ersten Prozeß begutachtet. Im allgemeinen kann man ihre Gutachten als vernichtend für Bartsch bezeichnen; fast brachten sie selber eine Anklage vor, statt diese dem Staatsanwalt vorzubehalten. Sie erwähnten, Jürgen habe seine Eltern als ›streng und autoritär‹ geschildert, wiesen jedoch daraufhin, daß er seit den grauenhaften Enthüllungen des Jahres 1966 ein besseres Verhältnis zu seinem Vater als zu seiner Mutter hatte, besser als je zuvor, ohne viele Worte über die Armut dieser früheren Verhältnisse zu verlieren. Die

Sachverständigen betonten, jede Prognose über eine chirurgische oder hormonale Entmannung müsse ungewiß bleiben; man habe Beispiele, wo Rückfälle eingetreten seien, und schließlich gäbe es für einen Fall wie den vorliegenden kein ›Präzedens‹. Sie sagten, daß Jürgen auch im Gefängnis seine nächtlichen Masturbationsphantasien fortsetzte, das Erlebnis so weit wie möglich in die Länge ziehe und mit allen Einzelheiten seiner Erinnerungen aus dem Bunker ausschmückte. Als man ihn nach seiner Verhaftung fragte, o b er noch mehr solche Morde begehen könne, antwortete er verblüffend aufrichtig mit »Ja«. Er hatte sich mit einer Entmannung einverstanden erklärt und öfter als einmal gesagt, er habe nicht den Wunsch, in Freiheit zu leben, bevor er nicht einer voll ständigen und radikalen Kur unterzogen worden sei. Ein Sachverständiger führte an, Jürgen sei schon mit fünfzehn Monaten ›sauber‹ gewesen, worauf dieser mit merkwürdiger Begeisterung sagte: »Das wird meine Mutter in mich eingeprügelt haben. Sie hat mir manche n Kleiderbügel über den Rücken kaputtgeschlagen.« Die Richter sind diesen beiden Spuren nicht gefolgt, die Sachverständigen auch nicht. Die Kleiderbügel müssen wohl zahlreich gewesen sein; mit modernen, psychologisch aufgeklärten Methoden der Erziehung wird ein Kind erst mit drei bis dreieinhalb Jahren völlig ›sauber‹. Die Wahrheit über dieses Kapitel mußte bis zum zweiten Prozeß im März 1971 warten.

Jürgens Vater wurde von demselben Experten als »ein strenger, nicht ganz leichter Vater« geschildert, der »Kasernenhoftöne ins Kinderzimmer« einführte. Ein anderer Sachverständiger legte dar, Bartsch unterscheide sich von anderen Tätern dadurch, daß er seine Verbrechen in allen Einzelheiten bekannt habe; der Vorsitzende hatte ihn wiederholt ermahnt, daß nur ein umfassendes Geständnis ihm helfen würde, obwohl es ihm letzten Endes überhaupt nichts genutzt hat. Dieser Sachverständige stellte ihm eine Prognose,

die er »ziemlich pessimistisch« nannte. »Seine Potenz ist kaum zu steuern. Eine psychologische Umerziehung würde Jahre oder Jahrzehnte der Therapie bedeuten, mit aller Kraft des Arztes, und auch dann könnte man nicht optimistisch sein. Man hofft zu helfen; aber wenn bei einem so jungen Menschen eine derart extreme Situation vor liegt, ist jeder Beistand schwierig.« Er würde gern einen Weg finden, Bartsch zu helfen, sähe jedoch keinen: »Zu diesem Zeitpunkt ist so eine Möglichkeit noch nicht gegeben.« Seine Meinung über die Psychoanalyse hatte er schon früher ausgedrückt: »Wenn man hier die Psychoanalyse herein läßt, wird jeder exkulpiert!« Zwei gescheite junge Sozialarbeiter von der Jugendgerichtshilfe, Gerald Jahn und Dietrich Wilke, hatten einen Bericht ausgearbeitet, den Herr Jahn verlas. Offensichtlich war es ihnen gelungen, in tiefere Schichten des Familienlebens der Bartschs einzudringen, als die drei Professoren. »Die Mutter ist dem Vater nur äußerlich untertan«, führten sie aus. »Es waren ständig starke Spannungen.« Jürgen hatte seinen Vater »laut und bullig« genannt; als er sechs war, wollte seine Mutter einmal davonlaufen. Meistens stritten sie über Geld und Verwandte. Eine Zeitlang bedeutete eine Verkäuferin im Geschäft mehr für Jürgen, als ihm jemals seine Eltern bedeutet hatten. Als von den häuslichen Streitigkeiten die Rede war, sagte sein Vater, soweit Jürgen keine Prügel bekam, könne man kaum von einem Krach im Hause sprechen.

Jürgen hatte jede Erinnerung über seine kurze Zeit im Kindergarten verdrängt; solche Verdrängung beruht auf einem Trauma. Eine Lehrerin aus dem Rheinbacher Kinderheim erzählte, sie habe einmal Jürgen im Garten gesehen und gefragt, warum er allein sei; er antwortete wehmütig: »Ich gehe hier so gern allein.« Als er wieder einmal traurig war, nahm dieselbe Frau ihn auf den Schoß, und als die anderen Kinder über den großen Jungen auf dem Schoß grinsten, sagte er: »Die

haben gut lachen, sie wissen nicht, was es ist, nicht nach Hause zu Mutti zu können.« Die beiden jungen Sozialarbeiter vom Jugendamt wiesen darauf hin, daß Jürgen bald, nachdem er durch Zufall von seiner Adoption erfahren hatte, versuchte, sich Freundschaft zu erkaufen. Sein Vater ließ ihn von 6.30 bis 20 Uhr arbeiten. Die beiden Jugendpfleger schlössen ihren imponierenden Bericht mit etwas mehr Optimismus als die drei Neurologen: »Eine kleine Hoffnung bleibt immer noch«, sagten sie, und empfahlen, Bartsch einzusperren, um die Gesellschaft zu schützen, aber ihn »von einem Arzt bzw. einer Mannschaft von Ärzten« behandeln zu lassen.

Umfragen bei anderen Personen, die der Familie nahestanden, fügten dem Mosaik ein paar weitere Steinchen hinzu. Ich erfuhr, daß Frau Bartsch trotz ihrem mütterlichen Äußeren wenig oder keine persönliche Wärme ausstrahlte und daß es zwischen den Eltern keine sichtbare Zärtlichkeit gab. Wer die Familie nur oberflächlich kannte, fand Frau Bartsch ›weich, gefügig, untergeordnet‹, und nach außen bestimmte nicht sie, sondern Herr Bartsch. Dies gehört jedoch zu dem Bild, das die Soziologen ›Deckungsverhalten‹ nennen — eine Fassade, die die wirklichen Zustände in der Familie verdeckt. Jürgen wurde oft körperlich gezüchtigt, meist wegen Kleinigkeiten und fast immer von seiner Mutter, in großem Ausmaß von ihrer jeweiligen Laune bestimmt. Die Ausdrücke, die Frau Bartsch gebrauchte, als sie ihre erste Begegnung mit Jürgen beschrieb — ›das Goldkind‹, ›das goldige Kerlchen‹ usw. —, zeigten, daß sie ihn äußerlich reizend fand, offenbarten aber wenig innere Beziehung zwischen ihr und dem Adoptivkind. Kurz nach Jürgen Bartschs Verhaftung stellte ihn einer der jungen Herren vom Jugendamt auf die sogenannte Wunschprobe (nach Alfred Adler): Jürgen sollte die drei ersten Wünsche äußern, die er haben würde, wenn er noch in seinen alten Verhältnissen lebte. Er sagte sofort, er wünsche sich, seine innere Veranlagung sei ›normal‹. Und

nach einem kurzen Zögern sagte er, er wünsche sich mehr Kontakt und Freunde. Der dritte Wunsch: »Daß ich zu Hause bleiben könnte, und daß die Eltern keine Spannungen und kein Geschäft haben sollten, und daß ich mehr spielen könnte.« Zur Zeit dieser Äußerungen war Jürgen Bartsch schon fast zwanzig Jahre alt. Die Befragung der drei Neurologen durch die Verteidigung warf einige Streiflichter nicht nur auf Jürgen, sondern auch auf die Sachverständigen selbst. In Erwiderung auf Bartschs Behauptung, er habe an Kontaktlosigkeit gelitten, führte einer von ihnen Jürgens ›Kontakt‹ mit dem Gefängnispfarrer an, mit dem Verteidiger Heinz Möller (den der neunzehnjährige Jürgen bezeichnenderweise schon bei ihrer ersten Begegnung gebeten hatte, ihn zu duzen) und den Untersuchungsärzten, ohne auf die qualvollen Jahre vor seiner Festnahme einzugehen. Ein Sachverständiger sprach von dem Düsseldorfer Triebmörder Peter Kürten und sagte, wenn Kürten wieder an den Wohnungen seiner toten Opfer vorbeigekommen sei, habe er einen Orgasmus ›erlitten‹. Ein anderer Experte gebrauchte wiederholt die Ausdrücke ›depravierte Persönlichkeit und wider natürlicher Trieb‹, die zweifellos mehr aus dem Wortschatz des empörten Moralisten stammen als aus dem eines objektiven Wissenschaftlers. Nachdem ein Sachverständiger beharrlich Sadismus vom Geschlechtstrieb trennen wollte, wurde er von der Verteidigung gefragt, ob dieser Standpunkt nicht umstritten sei; daraufhin räumte er ein, die Frage sei ›offen‹.

Derselbe behauptete später, was für Experten man noch heranziehen würde und woher auch immer sie kämen, über den Fall Jürgen Bartsch sei nicht mehr in Erfahrung zu bringen, als sie, die drei Neurologen aus Nordrhein-Westfalen, bereits festgestellt hätten. Als Tilmann Moser in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* den drei Gutachtern »provinzielle Überheblichkeit« nachsagte, schien der Vorsitzende deren Entrüstung zu teilen.

Erst ganz am Ende des Prozesses, von einer fleißigen Journalistin der *Bild-Zeitung* überredet, entschloß sich Frau Bartsch, aus der Deckung ihres ärztlichen Attests (›Gallenleiden‹) hervorzukommen und in den Zeugenstand zu treten. Zuerst sprach ihr der Vorsitzende sein tiefstes Mitgefühl aus; obwohl Jürgen nicht ihr »eigen Fleisch und Blut« sei, habe sie ihm viele Jahre ihres Lebens gewidmet, um einen guten Menschen aus ihm zu machen, und sei ihm »mit aller Liebe« begegnet. Woher der Vorsitzende diese Kenntnisse hatte, erwähnte er nicht. Frau Bartsch gab zu, daß Jürgen, »als er arbeiten mußte, vielleicht ein bißchen zu kurz gekommen« sei, und sagte, als ein Mädchen, das sich um Jürgen gekümmert hatte, den Dienst verließ, hätten beide, das Mädchen und Jürgen, geweint; aus einer anderen Stelle der Zeugenaussage ging hervor, daß Jürgen keine Tränen vergossen hatte, wenn er in ein Internat ging oder ein anderes Ereignis eine Trennung zwischen ihm und seinen Eltern bewirkte. Als einzigen Grund für die hermetische Abschließung ihres Sohnes von anderen Kindern gab Frau Bartsch an, die Gegend, in der sie damals in Essen wohnten, habe einen so starken Verkehr gehabt.

Der Vorsitzende fragte, ob sie sich Vorwürfe mache, weil sie der Fleischerei mehr Aufmerksamkeit gewidmet habe als der Erziehung ihres Sohnes. Frau Bartsch zögerte keine Sekunde, ehe sie ausrief: »Nein! Gar keine! Das Geschäft war ja meine Existenz! Es geht ja Tausenden von Familien so!« Worauf der verständnisvolle Vorsitzende hinzufügte: »Tausenden? Millionen!« Was Jürgens zwei Heime betraf, so hatte er nie zu seinen Eltern gesagt, er sei gern dort, »aber wir hatten diesen Eindruck«. Auf die mehrfachen Fragen des Richters, ob Jürgen gelegentlich seiner Mutter gegenüber Zuneigung gezeigt habe, antwortete Frau Bartsch nie mit einem einfachen oder spontanen Ja, sondern mit »Natürlich!« oder »Warum nicht?« und einem kleinen Anflug von Ärger, daß jemand die Kühnheit haben könne, so etwas zu fragen. Als Jürgen aus der Schule

fortlief, sah seine Mutter darin kein Alarmzeichen, daß die Umgebung nicht stimmen könnte, sondern war »furchtbar enttäuscht«. »Ich konnte nicht, glauben, er würde überhaupt so etwas machen.« War Jürgen gern Metzger geworden? »Das weiß ich nicht«, antwortete seine Mutter. Dann fuhr sie fort: »Ich selber fand ihn zu sensibel für diesen Beruf.« Infolge des langen Arbeitstages im Geschäft war die einzige Mahlzeit, die die drei Familienmitglieder gemeinsam einnahmen, öfters nur das Sonntagmittagessen. Frau Bartsch hatte die frühe Sperrstunde für Jürgen angeordnet, weil er »in meinen Augen überhaupt nicht erwachsen war. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam, mußte er sich melden, damit ich wußte, es war nichts passiert.« Sie beschrieb ihren einundzwanzigjährigen Sohn als »immer noch ein großes Blag«. Und was sei, fragte der Vorsitzende mit geringschätzigem Lächeln, mit all diesen Geschichten, sie habe Jürgen noch bis zu seiner Verhaftung gebadet? Frau Bartsch tat diese Geschichten als »lächerlich« ab.

»Ich habe beim Baden nie etwas empfunden« - worauf der Richter nicht im geringsten angespielt hatte. »Ich habe nie erlebt, daß ein Junge in diesem Alter« — Jürgen war neunzehn, als er verhaftet wurde - »sich wirklich sauber kriegte. Ich hab ihm den Kopf und den Rücken gewaschen, aber nicht die Geschlechtsteile.« Der Richter sagte, er hoffe, ihre Erklärung beende dieses spezielle Kapitel, und Frau Bartsch erwiderte eifrig: »Hoffentlich, hoffentlich.« Der Richter beugte sich vor und bemerkte spontan: »Es ist gut, daß Sie heute hergekommen sind. Ihre Persönlichkeit macht auf uns« ohne das wirklich festgestellt zu haben -»einen ausgezeichneten Eindruck.« Dann wollte der Richter etwas über die Zeit hören, als Jürgen ungefähr zehn Prozent der Ladeneinnahme zu stehlen begann. Herr Bartsch hatte schon ausgesagt, er habe seine eigene Frau im Verdacht gehabt, aber nie seinen Sohn; hatte ihr Mann je mit ihr über Diebstahl gesprochen? Frau Bartsch, die zuvor das

Geschäft als »meine« Existenz bezeichnet hatte, erwiderte: »Wenn er mich etwas über Diebstahl gefragt hätte, hätte es mich nicht gerührt. Ich hatte ein reines Gewissen, nicht?« Sie leugnete, gewußt zu haben, daß ihr Mann jemals auf dem Bett gesessen und geweint hätte. Und wie war es mit den Wutausbrüchen zwischen ihr und ihrem Mann? »Kann ich nichts sagen. Es war nie Weltbewegendes.« Hat sie Jürgen, als er für den Kollegen in Essen arbeitete, an den Nachmittagen, die sie mit ihm verbrachte, mit Süßigkeiten vollgestopft? »Unsinn!« Aber er hat sich mit ihr gut unterhalten? »Ja!« antwortete sie emphatisch, »natürlich!« Der Richter fragte sie nach dem Muttertag 1966, als Jürgen sein viertes Opfer, Manfred Graßmann, ermordete. War sie ärgerlich gewesen, als Jürgen erst um neun Uhr abends nach Hause kam? »Ja! Sehr! Er war ja nicht pünktlich.« Der Richter wollte wissen, ob sie Blutflecken an seiner Hemdmanschette gesehen habe Jürgen selber hatte berichtet, es seien Flecken da gewesen), worauf Frau Bartsch mit einer interessanten Fehlleistung antwortete: »Nein, von so was hab ich nichts gehört.« Ihre Aussage beendete die Beweisaufnahme.

Oberstaatsanwalt Fritz Klein, einundsechzig Jahre alt und Vater von zwei Kindern, forderte das Gericht auf, Jürge n Bartsch als Erwachsenen zu betrachten und ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus zu verurteilen. Er erklärte: »Das Elternhaus kann nicht besser gedacht werden. Welche nachteiligen Einflüsse sollten von einem solchen Vater ausgehen? Die Mutter hat ihn möglicherweise etwas verzogen, aber ihn mit Liebe und Güte großgezogen. Die von dem Vertreter der Jugendgerichtshilfe hier vorgetragenen Ansichten teile ich nicht.« Natürlich hat das Gericht Jürgen Bartsch als Erwachsenen betrachtet und ihn, selbstverständlich, zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. In seiner Urteilsbegründung sagte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Dr. Walter Wülfing, neunundfünfzig Jahre alt und Vater von

zwei Kindern: »Den Eltern ist vorgeworfen worden, daß sie sich besser hätten um ihn kümmern müssen. Das sind reine Spekulationen. Es sind anständige Handwerker-Eheleute, die im tiefsten Elend dem Angeklagten noch Zuneigung entgegenbringen. Da hat es sich nicht nur um die Adoption eines ›Kronprinzen‹ gehandelt. Die Dinge, die das Jugendamt hier entwickelt hat, kann die Kammer nicht als richtig ansehen.« Während des Prozesses verlautete, daß Jürgen Bartsch ganz am Anfang in der Untersuchungshaft hatte Selbstmord begehen wollen, durch Zerschneiden der Pulsadern mit einer Scherbe, die er aus der Zellentoilette herausbrechen wollte. Obwohl die Wächter seine Zelle alle zehn Minuten kontrollierten, gelang es ihm in den Zwischenzeiten, einige Selbstmordbriefe langsam und mühselig mit einer Schraube in die Wand zu kratzen. Man könnte über diese Briefe allein eine umfangreiche Analyse schreiben. Man weiß nicht, in welcher Reihenfolge

Jürgen die Briefe schrieb. Ich bringe sie hier in der Reihenfolge, wie man sie vom Zellenfenster aus von links nach rechts sah:

Liebe Eltern (Der Kinder)

Ich habe Euch das genommen, was Euch auf Erden am Liebsten war. Es ist bestimmt von mir nicht zu verantworten, wenn ich Euch bitte: Verzeiht! Ich habe doch so bereut! Tröstet es Euch nicht etwas, wenn ich sage, daß ich nicht imstande war die letzten Weihnachten oder sonst ein Fest zu feiern! Mit Recht, natürlich! Und trotzdem hast Du weitergemacht? Ja und ich hätte nie aufhören können Aber wahrscheinlich hätten meine Nerven nicht mehr lange mitgemacht! Habt bitte ein wenig Verstehen und Verzeihen für mich! Bitte! Bitte Noch eins!: In meinem ganzen Leben war ich nie auch nur eine Sekunde ungetrübt froh oder glücklich! Weil ich immer wußte wie ich war und selbst nie dagegen ankam!

Darunter, in einem Kästchen gesetzt:

Die Wärter hier u. auch in Werden sind alle immer sehr nett gewesen!

Diese Briefe bieten besonderes Material zum Nachdenken. Der erste Brief beginnt mit der bemerkenswerten Zeile »Liebe Eltern (Der Kinder)«, aus der mit Wahrscheinlichkeit zu schließen ist, daß sein Unbewußtes den Brief an seine eigene n Eltern richtete, so daß die Zufügung »(Der Kinder)« als nachträgliche Richtigstellung einer schriftlichen Fehlleistung anzusehen wäre. Die erste Zeile des Briefes enthüllt noch mehr: »Ich habe Euch« - nicht ›Ihnen‹ -»das genommen, was Euch auf Erden am liebsten war.« Wenn jeder Selbstmord, wie wir heute wissen, unbewußt gewissermaßen ein verkappter Mord an einem oder mehreren anderen Menschen ist, bis zu welchem Grade waren umgekehrt Jürgen Bartschs Morde verkappte, projizierte Selbstmorde, gerichtet gegen seine eigenen Eltern, die ihn »mit Güte und Liebe« großgezogen hatten? Der zweite Selbstmordbrief, an sein fünftes Opfer gerichtet, steht neben der ersten Mitteilung:

Ernst Peter Freese!

Verzeih mir bitte, wenn ich es wage, Dich um Verzeihung zu bitten! Du wusstest am 18. Juni nicht, ob Du Deine Eltern je wiedersehen würdest! Ich hätte meine Eltern auch so gerne noch einmal gesehen! Doch ich weiss, daß ich kein Recht dazu habe! Glaub mir, ich weiss genau, was ich Dir und den 4 Kindern angetan habe.

Und ich weiss genau, wie Du gelitten hast! Ich erfuhr, dass Du die 16000 DM bekommen hast. Meine ehrliche Meinung ist, dass Du sie verdient hast. Trotzdem solltest Du die 1000 DM zurückgeben, und evtl. noch etwas dazu tun, die GRASSMANNS sind arm und haben selber kein Geld! Ich weiss, wo sie wohnen, da wohnen keine reichen Leute! Kannst Du mir verzeihen Peter? Ich wünsche es mir doch so sehr auch wenn ich es nicht mehr hören kann! Ich kann Dich verstehen,

wenn Du sagst: Es war zu schlimm, ich kann nicht. Aber glaub mir, Peter, es würde mir sehr, sehr viel bedeuten!

Ich hatte Dich nämlich damals schon allen Ernstes sehr lieb gewonnen. Die Tatsache, daß ich Dich trotzdem getötet hätte, mag ein Beweis sein, wie stark meine Neigung mich selbst in der Gewalt hatte!

Etwas rechts neben diesen Zeilen — zwei Pfeile deuten dorthin:

Und nochmals!: Peter, Bitte, verzeih! Rechts neben dem Schreiben an Peter Frese:

Liebe Eltern (meine)

Nehmt es bitte nicht so schwer und macht ja keine Dummheiten. Das bin ich nämlich nicht wert!

Zwanzig Jahre eures Lebens habe ich Euch gestohlen. Ihr habt keine Freude (ich infolge meiner Veranlagung allerdings auch nicht) an mir gehabt! Glaubt mir, niemand bereut mehr als ich, doch sehe ich keinen Ausweg mehr, da diese »Krankheit« sich auch hier nicht bessert. Wie gern hätte ich Euch noch einmal gesehen, doch ich bin am Ende! Ich kann nicht mehr! Verzeiht auch Ihr mir bitte, wenn Ihr könnt, und erfüllt mir meinen letzten Wunsch! Ich möchte in der Höhle begraben werden, ich will es nicht besser haben als es die armen Kinder hatten.

Glaubt es oder glaubt es nicht:

Ich hatte sie alle gern, ich habe es jedesmal bereut und doch getan! Ich habe mich gewehrt, aber »Es war stärker«!

Wer mir verzeihen kann, tue es. Ich selbst kann mir nicht verzeihen! Nie!!!

Viele Grüße Jürgen

Über die Zellentür, an seinen Verteidiger:

Herr Möller!

Wie in meinem ganzen Leben, so war ich auch hier zu schwach! Ich wäre aber sehr unglücklich, wenn ich ihnen nicht

für alles gedankt hätte, was sie für mich getan haben alles, was ich ihnen sagte, stimmt!

Vielen Dank!

J.B.

Rechts daneben, an einige Gefängnisbeamten:

H. Hinrichs Herr Fritsch Herr Mätzler.

Ihr wart alle sehr nett zu mir!

Wäre ich nicht »SO« gewesen, wäre ich eines Tages bei Euch gelandet! Und glaubt mir!: ein schlechter Beamter wäre ich bestimmt nicht gewesen

Meine Erlebnisse in Wuppertal, die Begegnung mit den beiden Spielarten von Gewalttätigkeit und Sadismus, wie sie im Bialystok-Prozeß und im Fall Jürgen Bartsch in Erscheinung traten, veranlaßten mich, nochmals das Buch *Father Land (Vater-Land)* von Dr. med. Bertram Schaffner zu lesen. Als das Buch 1949 erschien, wurde es besonders in Deutschland sehr umstritten wegen angeblicher Ressentiments und als Nebenerscheinung der Reeducation, aber auch deutsche Psychoanalytiker betrachten es noch heute als gültig. Der Autor, ein in Amerika geborener Psychoanalytiker, hat 1946 eine umfassende Untersuchung über die autoritäre Familien - Struktur in Deutschland unter Berücksichtigung der Kindererziehung durchgeführt. Viele Abschnitte passen genau zum Fall Bartsch, zum Beispiel: »Der Vater muß für die Ernährung, Kleidung und Erziehung seiner Kinder sorgen; wenn er diese Aufgaben erfüllt, bezeichnet ihn die Gesellschaft als einen ›guten Vater‹« — ohne Rücksicht auf seine sonstigen Charaktereigenschaften, ob es leicht oder schwer ist, mit ihm zu leben. »Es ist nicht nötig, daß er persönlich einen engen Kontakt mit den Mitgliedern der Familie hat oder daß sie zueinander Vertrauen haben.« Von der deutschen Mutter in diesem Schema schreibt Schaffner: »Die Mutter, deren

eheliche Beziehungen ihr häufig nicht mehr als materielle Sicherheit, verbunden mit einem Leben dienstbarer Routine, bieten, ist geneigt, den größeren Teil ihrer Zuneigung und ihrer Gefühle den Kindern zuzuwenden.« Diese Situation verursacht einen gewissen Kampf zwischen den Eltern um die Gunst der Kinder. Wie Dr. Schaffner meint: »Der väterliche Einfluß ist auf Autorität gegründet, der mütterliche auf die Liebe, mit der sie die Beziehung zu ihren Kindern erfüllen kann. Diese Situation ist für das männliche Kind ein fruchtbarer Boden für latente oder offene Homosexualität.« Schaffner stellte fest, daß das typische Kind in Deutschland »nur in wenigen Fällen, wenn überhaupt« die wahre Bedeutung der Freiheit kennt. Das Erziehungssystem hemmt die Entfaltung seiner Phantasie; man bringt ihm einfach nicht bei, sich als Individuum zu äußern.

Dadurch wird das Kind eines großen Teils seiner Initiative beraubt. Schaffner hätte die Familie Bartsch meinen könne n, als er schrieb: »Man bestimmt, wann es aus der Schule nach Hause kommen soll, wie lange es mit anderen Kindern auf der Straße spielen, welchen anderen Kindern es sich anschließen darf und welchen nicht, und die Abende verbringt es unter der Aufsicht seiner Eltern [ ] Man lehrt die Kinder, daß es nicht gut ist, wenn sie zuviel Freiheit haben, weil ihnen das Urteil fehlt, sie vernünftig zu gebrauchen [...] Den Kindern wird die Freiheit nicht nur vorenthalten, sondern auch als nicht wünschenswert hingestellt.« Der bestürzende Aspekt von Schaffners Buch in Verbindung mit dem Fall Bartsch besteht darin, daß er überzeugend nachweist, wie dieses Autoritätsschema es der Mehrheit des deutschen Volkes verhältnismäßig leichtmachte, die politische Autorität Adolf Hitlers und des Dritten Reichs nicht nur hinzunehmen, sondern sich ihr auch so lange und furchtbare Jahre hindurch anzupassen. Schaffner meinte damals, es würde von allen Aufgaben nach dem Kriege die schwierigste sein, die deutschen Familienverhältnisse zu ändern, besonders da

deutsche Väter jeden Eingriff in ihre Autorität ablehnen, während deutsche Mütter fürchten, den Zorn ihrer Männer zu erregen, und traditionsgemäß konservativ sind. Im Jahre 1949 schrieb Schaffner: »Es ist vorstellbar, daß in zwei, drei oder vier Generationen auf Grund von äußeren Einflüssen eine Veränderung der Grundpersönlichkeit der Deutschen stattfinden wird, aber wer die verbohrten und restaurativen Seiten des deutschen Charakters kennt [ ], den dünken die Chancen für solch ein glückliches Gelingen nicht sehr groß.«

Das Urteil in der ersten Instanz des Prozesses Jürgen Bartsch scheint nur einen Teil der Öffentlichkeit befriedigt zu haben. Als der Vor -sitzende es verkündete, applaudierten die Zuhörer im Gerichtssaal -vom Richter weder unterbrochen noch zurechtgewiesen - und äußerten lautstark ihre eigenen Meinungen, wie mit solchen Anomalien der Gesellschaft zu verfahren sei: man solle Bartsch aufs Schafott schleifen und vierteilen, man solle ihn laufenlassen, aber für vogelfrei erklären, und so weiter. In der seriösen Presse erschienen weniger emotionelle Reaktionen. Im *Spiegel* schrieb Gerhard Mauz: »Das Zuchthaus ist die Vergeltung, die Rache. Da wird er dann hocken, seinen Phantasien ausgeliefert, und er wird immer scheußlichere Erfindungen seines verirrten Vorstellungsvermögens onanierend durchspielen. Wer Rache will, wird das für billig halten.

Doch werden wir leiden müssen, solange wir leiden lassen [...] Behandlung sollte ihm zuteil werden. Und lernen können sollte die Wissenschaft an ihm. Dafür lassen jedoch unsere Gesetze keine Tür. Sichernde und zugleich therapierende Verwahrung haben wir nicht. So werden wir denn weiter leiden müssen, an Tätern, die gesund sind nach einem Begriff, der die Behandlung des Verbrechers ausschließt; an einem Begriff von Gesundheit, der den Kampf gegen zukünftige Verbrechen, der die echte Prävention unmöglich macht.« Bernd Naumann im *Deutschlandfunk:* »So entschieden bejahend aber auch ihre

Aussage über die strafrechtliche Verantwortlichkeit Bartschs und seine psychische Gesundheit war, so sehr blieben [die Sachverständigen) eine einleuchtende Erklärung schuldig für die Gründe seiner abnormen Triebfixierung und seines fehlenden Steuerungswillens.« Gerd Jauch im *Zweiten Deutschen Fernsehen:* »Die Jugendkammer suchte nach den tieferen Ursachen nicht. Sie subsumierte, sie stellte den Fall unter die vorhandenen Normen, und ihr blieb danach keine andere Wahl als das Urteil lebenslanges Zuchthaus‹ [...] ›So viel Wirbel um eine solche Bestie?‹ fragte ein Zeitgenosse das Gericht. *Ja,* so viel Wirbel - denn wir brauchen die Erkenntnisse aus diesem Fall, wir brauchen eine vorbeugende Therapie gegen die zunehmenden Entwicklungsstörungen und Anomalien, wir brauchen Sonderanstalten für Triebverbrecher, und wir brauchen mehr Aufklärung für jung und alt.« Richard Kaufmann in *Christ und Welt:* »Es ist ein bemerkenswertes Faktum, daß weder Richter noch medizinische Gutachter der Frage, wie es zu diesem Drang gekommen ist, besondere Achtung schenk ten - fast, als wollten sie die Gesellschaft, die sie vertreten, vor der Erkenntnis schützen, daß irgend etwas bei uns sehr faul ist. Denn dieser Bartsch ist ja nicht als ein fertiger Unhold in die idyllische Landschaft von Langenberg getreten [...] Wie viele Kinder mit einer ähnlich fatalen Veranlagung geraten in gleiche Situationen, werden erst verdorben, um dann andere zu verderben? [...] Aufklärung des Falles Jürgen Bartsch bedeutet: Aufklärung von Situationen, die in unserer Gesellschaft vorhanden sind und immer wiederkehren, die latente Kriminelle erst zu wahren Kriminellen machen, die in anfälligen Naturen die — potentiell in uns allen schlummernde —Kriminalität erst virulent werden lassen. Das Zwielicht über dem Fall Bartsch wurde durch das Gericht nicht geklärt. Eher kann man sagen, daß alle froh waren, soviel wie möglich im Dunkeln zu lassen.« In mehr als einer Beziehung gehört der Fall Jürgen Bartsch »mehr dem neunzehnten Jahrhundert als

der zweiten Hälfte des zwanzigsten« an. Die grundlegenden Veränderungen in der Struktur der deutschen Familie, die sich aufgeklärte Menschen, Deutsche wie Ausländer, in den schönen alten Tagen der Besinnung nach dem Zusammenbruch der Hitlerdiktatur wünschten, sind nur in einem bestimmten Maße eingetreten. Jürgen Bartsch kam aus einem deutschen Milieu, so ›gut‹, so ›typisch‹, daß es einem fast wie eine Karikatur vorkommt, weil die einzelnen Aspekte der traditionellen Familienstruktur, die immer noch als Tugenden geschätzt werden, bis ins Extreme getrieben wurden - und die Grausamkeit der psychischen Wunden, die es ihm in seinen entscheidenden Jahren versetzte und für die niemand das Kind selber verantwortlich machen kann, zeigt ihr Ausmaß in der Grausamkeit, mit der er selber sich an seinen Opfern verging. Das traditionelle, nur zum Teil veränderte deutsche Familienschema autoritären Systems, das die sadistischen Mörder der Juden von Bialystok hervorbrachte, erzeugte auch, in unseren Tagen, Jürgen Bartsch, und diese Tradition setzt sich in vielen weniger aufgeklärten Familien noch heute fort. Der Philosoph George Santayana bemerkte einmal, wer sich weigere, aus der Geschichte zu lernen, sei verdammt, sie zu wiederholen. Was wir nicht wissen, kann uns doch töten.

Die Korrespondenz, die folgt, habe ich Anfang 1968, kurz nach dem ersten Prozeß, mit Jürgen Bartsch begonnen. Im Laufe der Jahre habe ich Rat und Hilfe in vielen Büchern gesucht, die ich in einer Bibliographie aufzeichne; aber einem von ihnen bin ich besonders schuldig, dem Werk *Der Sexualtäter und seine Taten* von Benjamin Karpman. Viele Jahre lang arbeitete Dr. Karpman als Direktor des St. Elizabeth Hospital in Washington, eines psychiatrischen Krankenhauses, wo er jahrzehntelang Sexualverbrecher und Triebtäter behandelte. Aus diesen Erfahrungen stellte er einen langen Fragebogen zusammen, den er sein »psychogenes Inventar« nannte. Dieser Fragebogen, den er jedem neuen Sexual

Verbrecher vorlegte, um Zeit zu sparen, besteht aus fast tausend Fragen. Die meisten dieser Fragen, zusammen mit sehr vielen zusätzlichen von mir, die den Fall Jürgen Bartsch betrafen, bildeten die Grundstruktur unserer Korrespondenz.

Meine eigenen Briefe an Jürgen, vielleicht noch umfangreicher als seine Antworten, habe ich auf einen minimalen Kommentar zusammengestrichen, damit die Hauptperson in diesem Briefwechsel möglichst zu Wort kommt. Ich finde seine Antworten ausführlich genug; der hellhörige Leser wird kaum einen analytischen Kommentar dazu brauchen. Abgesehen von kleinen, wissenschaftlich völlig belanglosen redaktionellen Kürzungen und Änderungen habe ich stilmäßig nichts an den Briefen geändert. Ich habe lediglich die Briefe, bzw. Teile der Briefe thematisch und chronologisch geordnet. Ein paar Namen habe ich auch geändert. Ziemlich am Anfang der Korrespondenz hat er mich gebeten, ihn zu duzen, und ungefähr zur Zeit des zweiten Prozesses hat er angefangen, mich zu duzen. Ich sehe keinen Grund, von ihm in diesem Buch kalt -wissenschaftlich als nur ›Bartsch‹ zu schreiben. Ich habe drei halbe Stunden mit ihm m Begleitung eines Beamte n im Untersuchungsgefängnis sprechen dürfen, sonst kennen wir uns nur durch diese Briefe. Nicht wenige Menschen haben mich ermutigt und mir geholfen, aber von denen haben mehrere mich gebeten, aus verschiedenen Gründen, sie nicht namentlich zu nennen. Also allen, konsequent anonym, meinen besonders herzlichen Dank. Sehr viele Menschen haben mich verwundert gefragt, warum ich soviel Zeit und Energie fast vier Jahre lang einem vierfachen Kindermörder gewidmet habe. Die Motivierung stammt aus meiner Überzeugung schon während des ersten Prozesses, daß eine rück ständige und uranformierte Justiz keine andere Lösung für einen Tiefkranken damals finden konnte, als ihn zu strafen — Fortsetzung der Hexenprozesse in vergangenen Jahrhunderten, wo die

Frommen versuchten, Teufel aus den Leibern von kranken Menschen zu verprügeln.

Dieses Buch habe ich gemacht in der Hoffnung, es könnte ein bißchen dazu beitragen, daß heutige Eltern ihre Kinder ein bißchen menschlicher behandeln werden.

[illegible], den 11. März 1968

Lieber Dr. [illegible]

Vielen vielen Dank für Ihren letzten Brief und vor allem auch für das Sport-Programm. Ich habe mittlerweile schon angefangen zu üben und habe mich wirklich sehr gefreut. Damit ich [illegible] weit ich mit diesen [illegible] Seiten komme, will ich zuerst weiter mit der Beantwortung Ihrer Fragen beginnen. Zu 1): Es kommt, so glaube ich, darauf an, wie man das Wort „allein" versteht. Zumindest ich [illegible] so: Meine Eltern waren in der Regel tagsüber für mich ansprechbar. Natürlich [illegible] und zu meiner Mutter im Allgemeinen [illegible], [illegible] von vornherein für ein Kind nicht ansprechbar. Den Hund aufzumachen wagte ich kaum, denn er stand überall im Weg und der [illegible] Geduld [illegible], hat meine Mutter mir gezeigt. Es ist oft passiert, daß ich [illegible] aus dem einfachen Grund, weil ich sie etwas fragen oder bitten wollte, und sie dabei im Weg war. Von meinem Vater bin ich übrigens oft [illegible] geschlagen worden. Heute weiß ich, daß er es gar nicht gekonnt hätte. Wer ein wenig [illegible] kennt [illegible], hätte [illegible] sofort merken können, daß der oberflächliche Eindruck, den meine Eltern machten, völlig „ausgeglichen" war. Mein Vater ist hart, weil er im Grunde sogar [illegible] ist, daß merkt man am besten daran, daß er normalerweise ein [illegible] empfindet, es aber nicht zeigen kann, „er kann sich nicht erklären", so nennt man es wohl. Wie wenig von diesen [illegible] „Härte" echt ist, habe ich erst [illegible] bei der Behandlung verstanden, darum habe ich auch so [illegible]. Auf der anderen Seite ist meine Mutter in Wirklichkeit vom Wesen her zwar sicher [illegible] von Herzen gut, aber trotzdem stimmt der Eindruck, den sie [illegible] nicht machte, keineswegs mit der Wirklichkeit überein, die ich erlebt hatte. Ich habe sie [illegible] nie verstehen können. Ich weiß, wie sehr sie mich liebte und noch liebt, aber als Kind, so dachte ich immer, muß sie mich hassen. Hier ein Beispiel: (es ist [illegible] ein Einzelfall, so etwas habe ich oft erlebt.) Meine Mutter fand absolut nichts dabei, mich [illegible] in den Arm zu nehmen und zu küssen, und in der nächsten Minute sah sie, daß ich [illegible] die Schürze [illegible] hatte, nahm einen Kleiderbügel aus dem Schrank und schlug ihn auf mir [illegible] oft etwas und jedes mal zerbrach irgend etwas an mir. Diese Behandlung, diese Dinge habe ich nie vergessen können und werde es nicht können, [illegible] ich [illegible] kann nicht anders. Manch einer würde sagen, ich sei undankbar, das [illegible] wohl kaum, denn sie alle [illegible] nicht mehr und nicht weniger als der Eindruck, [illegible] Eindruck, den ich habe und die Wahrheit sollte eigentlich [illegible] keine Lügen — Natürlich war, als ich „allein" in der Kellerwohnung in der [illegible] war, [illegible] etwas [illegible] von meiner Mutter [illegible], [illegible] und [illegible] — — Die [illegible], heute [illegible] meines [illegible]

fordern ist nur zwar heute möglich, ich bat aber vorwiegend davon, der was mich als Kind so erschreckt hat, ist nicht die Ursache, daß ich so weit ich mich erinnern kann [illegible] nie mit mir gespielt hat. Das war schon eine erschreckende Tatsache für mich. Wenn er nicht mittlerweile an fünf Fingern abzählen können, hatte ich also meist nichts zu tun. Oft saß ich schon als 6-jährige unter dem Tisch im Wohnzimmer und sang die [illegible]-Schlager, die ich im Radio hörte. [illegible] das lustig finden, ich selbst könnte heulen, wenn ich heute daran denke. -- Meine ersten Erinnerungen? Ich weiß nur, daß ich in den ersten Jahren, etwa bis vier Jahre alt, in einem Gitterbett im großen Schlafzimmer geschlafen habe. Aber an übrige Begebenheiten dabei (außer die mit dem Sandmännchen) kann ich mich nicht erinnern. Die schönsten Erinnerungen habe ich an meine Oma und die schönen Spaziergänge, die sie mit mir machte (die Mutter meiner Mutter). Sie ist vor kurzem gestorben, und nun habe ich noch eine Oma, die Mutter meines Vaters. Mit ihr kann man auch ganz gut auskommen. Übrigens: mit dem Vater [illegible] war gar keine Begebenheiten, zumindest weiß ich nichts mehr. Und zu Ihrer Frage, wegen der „Bildung": Wahrscheinlich stimmt das Wort Bildung nicht ganz mit dem überein, was ich damit sagen wollte. Meine Eltern haben keinerlei höhere Schule besucht, was ja oft als unerläßlich darunter verstanden wird. Ich meinte den Unterschied zwischen den (sogenannten) ganz einfachen Arbeiterfamilien, die ja in der Volksschule 80% ausmachen, und den einfachen Mittelständler, der sich (da machen meine Eltern keine Ausnahme) ja bekanntlich der Arbeiterschicht überlegen fühlt. Tatsache aber ist nun einmal, daß der Mittelstand eine ganz andere Sprache spricht; auf einen kurzen Nenner gebracht: Ein Herr [illegible] und auch Herr [illegible] können sich 10 mal eher mit einem Professor unterhalten als ein Bergmann. Das ist zwar sehr vergröbert, aber im Prinzip, meine ich, stimmt es schon. Okay! Daran kam bei mir noch, daß mir ganz früh schon beigebracht wurde, mit wem ich in der Schule spielen durfte und mit wem nicht. Aus Prestigegründen sozusagen. Auch später im Geschäft war es nicht anders, als ich mich mit den Angestellten sehr gut vertrug, auch persönlich, sagte er oft: „Natürlich muß man seine Angestellten anständig behandeln, aber ich verstehe nicht, wie Du Dich mit denen auf eine Stufe stellen kannst!!" Ich habe mich sehr über diesen Blödsinn geärgert und habe ihn gar nicht beachtet. -- Als das Mädchen wegging, war ich so ungefähr fünf Jahre alt. -- Und zum Kindergarten, der so weit entfernt lag, haben meine Eltern uns damals keine Begründung genannt. -- Und wenn ich schrieb: jeden Tag woanders, dann meinte ich, daß ich nach der Schule an einem Tag nach [illegible]-[illegible] ins Geschäft fahren mußte, am nächsten Tag nach Hause in die Wohnung gehen durfte, am nächsten und übernächsten Tag [illegible] abends beim Lehrer [illegible] schlafen mußte und an einem Tage zu meiner Oma nach [illegible] ging und dort schlief. --- So, nun muß ich für heute leider Schluß machen. Bis zur Beantwortung der letzten Frage Ihres Briefes alles Gute und viele Grüße Ihre [illegible]

II. Das Selbstporträt (1)

Aus verschiedenen Quellen ist es mir mit Hilfe und Einverständnis von Jürgen Bartsch gelungen, Briefe zu bekommen, die er an verschiedene Personen vor dem Beginn der Korrespondenz zwischen ihm und mir schrieb. Im September 1966 schrieb er seinen ersten Brief an seinen Verteidiger Heinz Möller: »Wie ich es mir dachte (wir sprachen auch schon andeutungsweise darüber), sagten meine Eltern, sie hätten alles für mich getan. Dies gilt allerdings nur für die materielle Seite, das muß ich sagen, wenn ich ganz ehrlich sein will! Das soll nun wiederum nicht heißen, daß meine Eltern mich nicht geliebt hätten. Denn dann wäre ihre jetzige Haltung vollkommen unsinnig. Nur eines ist eine unumgängliche Tatsache: Es ist mir nicht bewiesen, bzw. gezeigt worden. Nun weiß ich sehr gut, daß Sympathie, wenn sie übermäßig zur Schau getragen wird, sehr affig, ja peinlich wirkt. Doch wäre das ›zuviel‹ trotzdem das kleinere Übel gewesen! Das ›zuwenig‹ oder ›überhaupt nicht‹ ist viel schlimmer! Ich muß es Ihnen einmal ganz deutlich sagen: Ein Filmapparat, ein Radio, Plattenspieler, viele Bücher, kostspielige Geschenke zum Geburtstag oder zu Weih nachten, Fahrrad usw. sind allein noch keine Liebe! Das Gefühl einer Zuneigung, das man für jemanden empfindet, kann man nicht allein auf derartige Anwendungen‹ abwälzen. Das soll kein Undank sein, sondern nur eine nüchterne Feststellung! Liebe will erkannt sein. Sie will ausgedrückt sein in ein paar guten, lieben Worten und Gesten. Diese einzigen, wirklichen Beweise habe ich bei meiner Mutter nur äußerst selten und von meinem Vater, ich muß es leider sagen, gar nicht erhalten. Wir alle wissen es: Ein Kind braucht Liebe! Einem Kind nutzt keine Liebe, die tief im Verborgenen blüht und manchmal recht seltsame Blüten treibt. Nein, sie muß für das Kind vor allem spürbar sein. Schon als kleiner Junge wußte ich um diese

Dinge, und das Fehlen des wirklichen Geborgenseins hat mir immer sehr weh getan. Sie wissen, daß ich mich größtenteils zu Hause aufhalten mußte. Was aber erwartete mich dort? Krach zwischen meinen Eltern. Wenn es zwei Tage ohne abging, war das schon viel! Krach, weil ich angeblich zu viel fern sah. Aus diesem. Grunde habe ich in den letzten Monaten kaum noch ferngesehen. Krach, wenn mein Vater mich im Laden vor Kunden wieder mal ›den Dösigen‹ genannt hatte und ich mich aus verständlichen Gründen dagegen auflehnte. Krach, wenn ich eine Viertelstunde zu spät nach Hause kam. Krach, wenn ich mal ins Kino wollte. Dazu kam natürlich mein Unbehagen, daß meine Mutter mich in meinem Alter noch badete und u. a. nicht zuließ, daß ich mir ein Wäschestück zum Anziehen oder ein Paar Schuhe selbst zurechtlegte. Daraus folgte dann ein Krach mit meinem Vater, der behauptete, ich könne mich in meinem Alter noch nicht allein anziehen. Dazu kam, daß wir nie Besuch hatten. Warum? Mein Vater konnte sich nie beherrschen und mußte seine Frau und mich jedesmal vor dem Besuch regelrecht ›mies‹ machen! Ist so was schon dagewesen? Aber es war so. Die Folge: Meine Mutter und ich verzichteten auf Besuche, außerdem kam sowieso keiner mehr! Eine Familie ganz ohne gesellschaftliche oder freundschaftliche Verbindungen! Und der Sohn fast immer gezwungen, mit den äußerst schlechtgelaunten Eltern zusammenzusein, also quasi in einem Gefängnis! Können Sie sich etwas Einsameres vorstellen? Und praktisch jeden Sonntag mußte ich mit nach meiner Oma fahren. Der Sonntagnachmittag in Werden spielte sich in der Regel so ab: Vater liest mürrisch Zeitung, Mutter redet ununterbrochen auf die Oma ein, und zum Unglück noch jeden Sonntag dasselbe, Jürgen sitzt in einer Ecke und kämpft mit den Tränen der Verzweiflung. Ich habe meine Oma immer sehr gern gehabt, aber was zuviel ist, ist zuviel. Mit wem ich Zusammensein durfte, wenn ich mal draußen war, wurde mir von meiner

Mutter vordiktiert. Mindestens die Hälfte aller Jungen und Mädchen waren ›kein Umgang‹ für mich.

Mein herzliches Verhältnis zu allen Angestellten wurde mir vorgeworfen. Zum Beispiel konnte mein Vater nicht verstehen, daß ich nicht den ›gebührenden Abstand‹ wahrte. Solche Äußerungen konnten mich wirklich auf die Palme bringen. So z. B. auch, daß er behauptete, die Kinder der Putzfrau ›fräßen sich bei ihm durch‹. Von dem, was die beiden Kinder aßen, ist er gewiß nicht ärmer geworden. Sie sehen, manchmal grenzten die Redensarten, die ich zu hören bekam, hart an Gehässigkeit. Und für dergleichen war ich absolut nicht zu haben. Was mir dann natürlich auch prompt wieder Krach einbrachte!

Wie Sie sich denken können, kann in einem solchen Betriebs- und Familienklima keine Häuslichkeit, Geborgenheit oder gar ein Zusammengehörigkeitsgefühl aufkommen. Auch kein, was wichtig ist, *Vertrauen!* Und sollte wieder mal jemand kommen und behaupten: ›Der hat ja alles gehabt!‹ . . . so täte man gut daran, mich festzuhalten!« Schon in diesem ersten Brief kommen mehrere wichtige Themen zum Vorschein, deren Gültigkeit der Verlauf der Korrespondenz und des zweiten Prozesses bestätigt, die man aber zum damaligen Zeitpunkt, da sie von einem geständigen vierfachen Kindermörder kam, äußerst skeptisch betrachtete. Das wichtigste Thema in diesem Brief aber findet man in der Behauptung, die Jürgen mehrmals wiederholen wird, daß seine Eltern, egal wie sie ihn behandelten, egal was sie ihm antaten, ihn trotzdem liebten. Viele neurotische Kinder können sich buchstäblich nicht vorstellen, daß ihre Eltern sie nicht lieben, weil sie Schuldgefühle als Motivierung von materieller Aufmerksamkeit nicht begreifen können. Überhaupt die Möglichkeit, daß ihre Eltern sie nicht lieben, erschreckt sie so tief, daß sie diese Möglichkeit bewußt und energisch ablehnen, weil sie einfach nicht wahr sein darf.

Am 13. September 1966 schrieb Jürgen: »In meinen Briefen an meine Eltern habe ich, so gut ich es konnte, und soweit, wie es eben noch einem normalen Menschen zumutbar ist, ›aus gepackt‹. Über die Beweggründe, verstehen Sie? Lassen Sie sich die Briefe doch ruhig einmal zeigen. Ich habe in ihnen auch, so weit ich es vermag, meine innere Einstellung zu allem Geschehenen erklärt. Klar genug, wie ich glaube.

Was werden soll? Ich weiß es nicht und, ehrlich gesagt, ich denke mehr an die Vergangenheit, als an die Zukunft. Das ist kein Leicht sinn, ich kann eben nicht anders. Seit wann ich daran denke? Immer schon, vor, aber erst recht natürlich nach den Taten habe ich schwere Zeiten durchgemacht. Am schlimmsten war es naturgemäß Weih nachten. Erst als es ›raus‹ war, ging es mir innerlich ein wenig besser. Ich weiß, es gibt so viele Fragen, die Sie an mich hätten. Doch längst nicht alle kann ich beantworten, weil ich selbst vieles nicht weiß. ›Seine Tränen kommen zu spät‹, schrieb *Der Mittag;* nur weiß der elende Schmierfink nichts von all den Tränen, die ich schon vorher vor Reue und Verzweiflung geweint hatte. Sie hätten sie sehen sollen, als sie mit bald hundert Mann vor mir standen und riefen: ›Blaß geworden, Junge!‹ ›Jetzt aber schön die Handschellen hoch!‹ ›Aber nicht doch, Junge, nicht so ein Gesicht, lächeln, lächeln!‹ So gut ich die Empörung in der Allgemeinheit verstehen konnte und kann, so wenig vermag ich diese Menschen zu verstehen. Wenn auch ich als letzter das Recht habe, jemanden zu kritisieren, so sind doch Leute, die mit Entsetzen Scherz treiben, für mich keine Menschen, sondern Hyänen.

Du lieber Gott, es tat und tut mir doch so leid! Ich darf gar nicht zu viel an die armen Würmer denken, das ist nicht gut. Warum denn? Warum? Hatte mich meine Veranlagung so richtig in ihren Fängen, war eben alles aus, da gab es kein Entgegenstellen oder gar einen eigenen *Willen!* Und weil ich Kinder eigentlich immer so gern hatte, bin ich natürlich mit der

Zeit seelisch vollkommen kaputt gegangen. Zum Schluß durfte mich doch bald keiner mehr ansprechen, dann ging ich schon in die Luft. ›Reaktion‹ nennt man das wohl. Ich hatte eben, grob gesagt, keine Gewalt über diesen verdammten Trieb, der auch nicht nur einer war, sondern aus mehreren bestand. Und manches gibt es da noch, das ich beim besten Willen nur einem Arzt sagen kann und werde!

Und nun habe ich also mein ›Päckchen‹, das ich mein Leben lang zu tragen habe. Wie lange aber, so frage ich, hält das ein Mensch aus, der trotz allem sein Herz und sein Gewissen nicht verloren hat?« Oktober 1966: »Ja, so oft war ich bei Euch! Und sehr gern. Ihr konntet es gar nicht merken, denn da war nichts, was meinen Trieb angeregt hätte. Nur ein paarmal war es schwer für mich, als der kleine H. da war. Und ich war damals sehr froh, daß ich nie mit ihm allein war. Auf ihn sprach mein Trieb nämlich ziemlich an. Das ändert nichts an der Tatsache, daß ich ihn sehr gern hatte. Ich habe überhaupt Kinder eigentlich sehr gern! Klingt das absurd? Auf den ersten Blick sicher. Doch natürliche Kinderliebe ist eine Sache und Triebhaftigkeit eine andere. Nicht jeder wird es mir glauben, vielleicht niemand außer Dir und meinen Eltern, aber ich denke sehr viel an die Kinder und auch an die Eltern der Kinder. Ich habe das Gefühl, daß das meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist. Gewiß, ändern kann man nun nichts mehr! Doch wenn einem die Lebenden nie verzeihen können, vielleicht können es die Toten. So viele Leute haben mich gefragt, was ich denn nun denke, was werden soll. Ich habe darauf nichts gesagt. Ich habe einen solchen Haß auf mich selbst entwickelt, daß ich diese Frage gar nicht stelle. Ich finde, ich habe es nicht verdient, daß nochmal irgendwann etwas ›aus mir werden‹ sollte. ›Du bist doch noch so jung!‹, sagen sie.

Ja, um Himmels willen, waren die Kleinen denn nicht erst recht jung? Es klingt so hoffnungslos, wie ich bin: Ich erwarte vom Leben nichts mehr!

O ja, einen Wunsch habe ich doch, einen großen sogar! Einmal noch möchte ich etwas *für* Kinder tun! Ob es jemals erfüllt wird? Entschuldige bitte, aber ich kann jetzt nicht mehr, ich muß schleunigst etwas rauchen und lesen.« 4. 11. 1966: »Es war eben so, daß ich innerlich vollkommen gespalten war und es heute noch bin. Mein eigentliches Wesen und meine ›Krankheit‹ waren wirklich zwei ganz verschiedene Dinge. Ich konnte mich selbst nicht verstehen und wußte doch genau, daß es bis zum bitteren Ende weitergehen würde, daß es niemals ein Zu rück von meinem Trieb geben würde. Genau wußte ich, daß es eines Tages keine Rettung mehr geben würde, kein Pardon. Abgesehen davon, daß man bei uns zu Hause (traurig, aber wahr!) sowieso nie feiern konnte, konnte ich auch in mir selbst nicht das geringste feierliche Gefühl entdecken. Sicher, woher auch noch? Weihnachten war es immer besonders schlimm, ich dachte an andere Dinge, nicht nur Weihnachten. An Dinge, die mir niemals aus dem Sinne gehen werden. An das Haus in der Herwarthstraße, das ich sogar aufgesucht hatte, ich weiß bis heute nicht warum. Ich suchte auch, bis ich den Namen ›Jung‹ an einer Klingel fand. Dann sah ich an dem Haus hoch und sah den Vater aus dem Fenster schauen. Woher ich das wußte? Darauf gibt es eine einfache und klare Antwort: Man konnte es sehen! Ich dachte an das Haus in Gelsenkirchen, das Elternhaus von Peter Fuchs. Es war das Haus, in dem bis zum 21. 6., bis zum Tage meiner Festnahme, keine Tür je abgeschlossen wurde!

Das war der arme Junge, den ich auf dem Rückweg aus den Ferien aufgriff. Ohne Umschweife: ich sah sofort, daß der Kleine sich in Essen verlaufen hatte und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte. Ich nutzte das sofort aus. Der Junge hatte seit morgens nichts gegessen, und ich sehe noch heute sein vor Glück strahlendes Gesicht vor mir, als ich ihm meine Hilfe anbot.

Das hätte mich doch um Himmels willen rühren müssen? Das sage ich mir heute und das sagte ich mir damals! Doch in *dem* Stadium konnte mich nichts mehr halten, nichts mehr erbarmen. Man konnte mich dann (und das ist mein Ernst) nur noch mit einem Raubtier vergleichen, das sein Opfer schon in den Fängen hat. Solch ein Raubtier stirbt eher, als es seine Beute freigibt. Auch ich wäre in der Zeit eher gestorben, als auch nur einen Schritt zurück zu tun! Etwas ganz anderes war es, wenn ich hinterher daran dachte, ja dann war ich mir bewußt, was ich war, und nannte mich auch so. Doch wehe, wenn ich dann wieder durch die Straße fuhr und Jungen sah. Dann war es aus mit der Reue, mit dem Schmerz, ja mit dem Mitleid und dem Weinen. Es war furchtbares Weinen, denn es war sinnlos. Denn es konnte weder den Kindern noch mir helfen. Ja, es war sinnlos, doch es tat weher, viel weher als normales Weinen, denn ich war mir der grausamen Tatsache gewiß, daß ein Teil der Tränen im voraus vergossen wurde. Ja, so war es wirklich. Und ich mußte mich zwingen, nicht daran zu denken, daß der Vater des Peter Fuchs für die Rückkehr seines Jungen den langersehnten Fußball und auch Fußballschuhe gekauft hatte. Doch wer ein Gewissen und ein Herz hat, solange er normal denken kann, der kann sich dem nicht verschließen!

Ja, ich sah den kleinen Ulrich im Auto neben mir sitzen, und ich hörte ihn sagen, ›Nein, ich will kein Geld von Ihnen haben, bestimmt nicht, Sie haben doch auf der Kirmes schon so viel für mich ausgegeben. !‹ Und das furchtbarste: die letzte Minute des kleinen elfjährigen Manfred. Wie er die Augen noch einmal aufschlägt und mich fragt, ja, *mich* fragt, ohne Haß, ohne Schmerz und ohne Angst, und ich lese in diesen Augen und finde das darin, das ich nie, niemals begreifen werde: Verzeihung, ja sogar Mitleid mit mir! Und das bestätigt seine schwache Frage: ›Kommst du jetzt hinter Gitter?‹ Dann ist es aus.

Ich weiß nur noch, daß ich mich auf die Steine geworfen habe und geheult wie ein Schloßhund. Wie lange? Genau weiß ich das nicht. Weinen Sie jetzt? Ich auch. Wissen Sie, wenn ich nicht von meinem Trieb beherrscht bin (was ja immer auch hier nicht aufgehört hat), ertappe ich mich immer dabei, daß ich mir sehnlichst wünsche, mit den Kindern sprechen zu können, sie um Verzeihung zu bitten. Doch das habe ich mir für ewig selbst verdorben. Und das peinigt mich von Tag zu Tag und das wird nie aufhören. Ich würde so gern den einzigen Jungen, der noch lebt, nicht um Gnade, sondern um Verzeihung bitten. Doch auch das muß ich mir versagen. Du lieber Himmel, wie würde es ausgelegt werden!« 22. 11. 1966: »Das Endergebnis (der eigene unterdrückte Wille) rührt *nicht* daher, daß der betreffende Mensch sich ›gehen gelassen‹ hat, sondern einfach daher, daß es etwas gab, das stärker war! Also gibt es scheinbar doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Woher ich dies alles so genau weiß? Man darf es mir glauben, aus trauriger Erfahrung! Und noch etwas kann ich Ihnen guten Gewissens versichern: Niemals habe ich mich ›gehen lassen‹, nicht einmal! *Denn ich bin immer gegangen worden!*

Nutzt mir der Wille gar nichts? ›Das sei ferne‹, um es einmal mit Paulus zu sagen: Der Wille kann in diesen Fällen, den scheinbar aus -sichtslosen Situationen, noch viel vollbringen! Nur: In solch schweren Fällen muß dieser gute Wille mit ärztlicher Hilfe gekoppelt werden, denn er alleine schafft's nicht. Nicht, wenn die Seuche solchen Umfang angenommen hat!

Heilung wäre vonnöten, denn ich bin *krank, krank* und nochmals *krank!!!*

Das mußte gesagt werden, verstehen Sie, denn ich glaube, man darf eine richtige, ja sogar teuflische Krankheit nicht allein mit Willens schwäche abtun.

Am guten Willen fehlt's mir doch wirklich nicht. Die Ärzte sind für mich die letzte Hoffnung. Doch hat das noch gute Weile, wenn überhaupt, denn wir dürfen nicht vergessen, daß diese für mich wirklich lebenswichtige Entscheidung von anderen Leuten abhängen wird. Schauen Sie mal, ich will wirklich nichts beschönigen; doch habe ich mit Erschrecken in den letzten Jahren immer wieder festgestellt, wie gefährlich einfach es sich viele Leute machen, über diese Verbrechen sich eine Meinung zu schaffen. Doch noch eine Frage wird ewig offen bleiben, daran ändert alle Schuld nichts: Warum muß es überhaupt Menschen geben, die so sind? Sind damit meist geboren? Lieber Gott, was haben sie vor ihrer Geburt verbrochen?« 13. 12. 1966: »Ich habe nicht die Absicht, in diesem Brief ›irgend jemandem‹ Vorwürfe zu machen. Sollten doch welche auftauchen, so ergeben sie sich allein aus den Tatsachen.

Warum die Angst, von der ich schrieb? Nicht so sehr vor der Beichte, als vor den anderen Kindern. Sie wissen ja nicht, daß ich der Prügelknabe der ersten Klassen war, was sie alles mit mir an gestellt haben. Wehren? Tun Sie das mal, wenn Sie der Kleinste in der Klasse sind! Ich konnte vor Angst in der Schule nicht singen und auch nicht turnen! Ein paar Gründe dafür: Klassenkameraden, die außerhalb der Schulzeit nicht gesehen werden, werden nicht anerkannt, nach der Parole: ›Der hat's wohl nicht nötig!‹ Ob er aber nicht will oder nicht kann, darin machen die Kinder keinen Unter schied. Ich konnte nicht. Paar Tage nachmittags bei meinem Lehrer Herrn Hünnemeier, paar Tage in Werden bei meiner Oma auf dem Boden geschlafen, restliche Tage nachmittags in Katernberg im Laden. Endergebnis: überall und nirgends zu Hause, keine Kameraden, keine Freunde, weil man niemanden kennt. Das sind die Hauptgründe, doch kommt noch etwas Wichtiges dazu: bis zum Schulanfang eingesperrt fast ausschließlich in dem alten Gefängnis unter Tage, mit den vergitterten Fenstern und mit

Kunstlicht. Drei Meter hohe Mauer, alles da. Man darf nur an der Hand der Oma raus, mit keinem anderen kleinen Kind spielen. *Sechs Jahre* nicht. Man könnte sich ja dreckig machen, ›und außerdem ist der und der nichts für dich!‹ Bleibt man also ergeben darin, aber drin ist man nur im Wege und wird von einer Ecke in die andere gestoßen, kriegt Schläge, wenn man sie nicht verdient hat, und keine, wenn man sie verdient hat. Die Eltern haben keine Zeit. Vor dem Vater hat man Angst, weil er sofort schreit, und die Mutter war damals schon hysterisch. Vor allem aber: Kein Kontakt zu gleichaltrigen, weil, wie gesagt, verboten! Wie also sich einordnen? Die Schüchternheit austreiben, was mir beim Spiel geschehen kann? Nach sechs Jahren ist es zu spät!

Dann Internate. Zwei Jahre keine Mädchen gesehen. In der Küche von Aulhausen arbeiteten Mädchen, die haben wir nie gesehen! Dauernde Predigten: ›Wenn wir zwei *dabei* erwischen, dann fliegen sie!‹ Es waren damit allerdings nun Jungen gemeint! Aber kann es etwas Schwereres geben, als das nicht zu tun, was die Lehrer verbieten? Na also! Sie erreichten also genau das Gegenteil von dem, was sie wollten.

Doch zurück zu den ›Frauen‹: Einmal gab in der Turnhalle eine Artistengruppe ein Gastspiel. Da waren Mädchen in leichter Kleidung bei. Der Priester, der neben mir saß, bekam einen roten Kopf, sagte Jesus, Maria!‹ und hielt sich das Gebetbuch vors Gesicht. Das wirkte auf uns Kinder damals natürlich anders als heute. Und bei manchen grub es sich ein. Nun ja, wenn man mal eine Methode zur Züchtung von Homosexualität sucht, werde ich Aulhausen vor schlagen. Sicher, sie wollten das Beste. Doch manchmal erreicht man das Gegenteil.

Es soll niemand sagen, daß ich mich nicht um Freunde bemüht hätte. Ich sehnte mich mit ganzem Herzen danach und konnte nie jemanden finden. Hatte ich mal jemanden, wurde ich nur ausgenutzt. Ich suchte immer Liebe, Wärme, und fand

sie nicht. Zu Hause? Sicher, Sie brauchen mir nicht zu sagen, wie sehr mich meine Eltern liebten und lieben. Aber, und das müßten Sie auch wissen, ich merkte nichts davon, zu spüren war da nichts. Also suchte ich diese Wärme, diese Geborgenheit darin, wenigstens einen Freund zu finden. Und suchte vergebens.

Sicher, auch ich habe später, als es gar nicht klappen wollte, viel falsch gemacht. Hatte ich mal kurz jemanden, beanspruchte ich ihn ganz für mich. Aber woher? Weil ich mich mit der Kraft der Verzweiflung an diesen einen klammerte, denn kein anderer Klassenkamerad wollte etwas mit mir zu tun haben. Zum Schluß kam, unausbleiblich, die Resignation: »Dich will ja niemand haben!« Und, es ist zwar nicht bewußt, doch halte ich es für möglich, daß sich die Liebe, die aufrichtige Zuneigung, die ich immer, mein ganzes Leben lang, für Schulkameraden empfand, innerlich, und von mir nicht direkt bemerkt, in das genaue Gegenteil verwandelte. Ersparen Sie mir das Wort!

Also nicht *nur* sexuell? Nein, vielleicht nicht nur. So kann es gewesen sein, so vermute ich es nach vielem Nachdenken. Ja, ich habe sie sehr geliebt, die Kinder, die damals meine Kameraden waren. Und ich liebe auch heute noch Kinder sehr. Denn das, das Furchtbare, was geschehen ist, und das können Sie mir glauben, das kam nicht von meiner Seele. Nein, aus der Seele nicht! Denn sie ist nicht mit mir groß geworden. Sie ist hübsch klein geblieben ... Die Mimose, dies empfindliche Ding, welkt, wenn keine Sonne sie bescheint, denn schließlich ist sie ja eine Mimose. Kann sie etwas dafür? Eine solche Blume konnte in meinem Elternhaus nicht wachsen.

Und es nagt und nagt immer weiter an dieser kleinen Seele, die nie größer wird, weil die Liebe, die in ihr wohnte, niemals diejenigen erreichen konnte, denen sie, ach so lange schon, galt. Und wird diese Liebe nie, niemals Nahrung finden, so wird sie sterben, so muß sie sterben. Und dann stirbt auch die

kleine Seele, die von Schmerzen verkümmerte Seele, weil die große und doch zärtliche Liebe, die in ihr wohnte, nie, niemals diejenigen erreichen konnte, denen sie galt.

Den Freunden, die es nicht gab; Den Kameraden, die es nicht gab; Den Kindern!

Gewiß, die vier Kinder sind tot, daran kann auch die kleine Seele nichts ändern. Sie würde es ja so gerne tun, zumal sie genau weiß, daß das Furchtbare nicht ihr Werk war. Denn sie war immer nur voll Liebe, voll zärtlicher, unerwiderter Liebe. Sie hat einen aussichtslosen Kampf gekämpft, von Anfang an. Sie hat nie aufgegeben, obwohl sie dazu Grund genug gehabt hätte. Und sie wird nie aufgeben, das Teuflische, nämlich die Krankheit, die in mir sitzt, zu bekämpfen. Doch wenn ihr dabei nicht ein ganz klein bißchen wenigstens unter die Arme gegriffen wird, steht sie auf verlorenem Posten. Doch aufgeben, nein, das wird sie nicht und das kann sie nicht, da sie ja nur aus dieser Liebe besteht. Doch hat sie ihren Kampf nicht schon verloren? Denn dann ist sie zum Tode verurteilt, und niemand kann ihr mehr helfen.

Bitte, bitte, kann ihr denn wirklich niemand helfen?« 26. 12. 1966: »Ich will von Weihnachten hier nicht viel schreiben, nur soviel, daß ich es gut überstanden habe ... Besonders anfällig für Triebverirrungen sind Internatskinder, allerdings nur diejenigen, man möchte sagen, die mit Gewalt jahrelang vom anderen Geschlecht ferngehalten werden. Das ist eine widernatürliche Entwicklung. Aus diesem Grunde ist die Ansicht: ›In dem Alter spielt sich doch sowieso noch nichts ab!‹, *kein* Gegenargument, sondern ganz einfach Dummheit ... Wie kann man es einem solchen oder ähnlichen Trieb-Menschen ›an der Nasenspitze absehe? Nie! Leider!

Darum kann ich dazu auch nicht viel sagen.

Leider ist es vielfach sogar so, daß der Trieb -Verbrecher, im Bestreben, seinem nicht zu bändigenden Bestreben, die verschiedensten Methoden ausdenkt, teilweise solche, auf die

kein Mensch sonst kommen würde! Und er versucht mit allen Mitteln, das Vertrauen der Kinder zu gewinnen. Er kann in seinem Drang eine Intensität entwickeln, die ans Unglaubliche grenzt. Er kann sich bis dahin steigern, daß er für die Kinder (also aus der Sicht der Kinder) eine echte Vertrauenswürdigkeit ausstrahlt.

So ist es also zu erklären, daß selbst von den Eltern eindringlich gewarnte Kinder das Mißtrauen verlieren und nicht etwa die Warnungen vergessen, sondern bei sich denken: ›Bei jedem anderen würde ich Angst haben, doch der kann kein böser Mensch sein!‹ Um so größer ist freilich die Schuld, die der Verbrecher auf sich lädt, nur nützt das den Kindern nichts.

So sind auch gewarnte Kinder keineswegs sicher, denn manche Triebmenschen sind im ›Vertrauenschaffen‹ wahre Meister, denen die Kinder in ihrer Unvoreingenommenheit nicht gewachsen sind.

Gegenmittel? Nicht, daß ich es nicht wollte, doch dagegen ein wirksames Mittel zu finden, dürfte nicht so einfach sein.«
Januar 1967: »Ich war nicht in allem ein Feigling, und ein solcher wäre ich gewesen, hätte ich mein Leid irgend jemanden merken lassen. Mag sein, daß das falsch war, doch so dachte ich jedenfalls. Denn jeder Junge hat ja seinen Stolz, das wissen Sie sicher. Nein, ich habe nicht jedesmal geheult, wenn ich Prügel bezog, das fand ich ›memmenhaft‹, und so war ich wenigstens in einem Punkt tapfer, nämlich, meinen Kummer niemand merken zu lassen. Aber jetzt mal ganz im Ernst, zu wem hätte ich denn gehen, wem mein Herz ausschütten sollen? Meinen Eltern? So gern wir

sie haben, müssen wir doch mit Schrecken feststellen, daß sie in dieser Richtung nie, aber auch noch nie, auch nur ein Tausendstelgramm Sinn entwickeln konnten. *Konnten,* sage ich, nicht *haben,* daran sehen Sie bitte meinen guten Willen! Und, was auch kein Vorwurf ist, sondern eine einfache Tatsache: Ich bin der ernsten Überzeugung, ja, habe es am

eigenen Leib erfahren, daß meine Eltern niemals mit Kindern um gehen konnten. Woher ich das so genau weiß? Weil ich meine Tante kenne, weil ich weiß, wie gut es gehen *kann,* wenn ein Mensch versteht, ein Kind zu fuhren, nicht nur zu rügen und zu schlagen und dann bei jeder Gelegenheit noch zu jammern, daß man doch noch ›viel zu gut‹ sei und noch viel zu viel durchgehen ließe. Und noch etwas allen Ernstes: Ein Kind braucht kein Kino und keinen Plattenspieler, aber es braucht etwas Liebe und Verständnis. Und allein Verständnis, so leid es mir tut, war nie, niemals da.

»An anderen geht die gleiche Kindheit, wie ich sie hatte‹, schreiben Sie, »spurlos vorüber.‹ Dem kann ich nicht zustimmen. Erstens glaube ich nicht, daß noch irgend jemand ›genau so‹ wie ich aufgewachsen ist, das halte ich für schier unmöglich, wenn ich alles zusammennehme. Und zweitens brauchen wir (ich bitte jetzt schon um Verzeihung) uns nur meinen Vater anzusehen. Ich habe ihn sehr gern, bestimmt, doch gerade darum hat mir manches so weh getan, schon als Kind. Was ist das für ein Mann, der zwar ›hart im Leben steht‹, gut, aber fast kein gutes Wort hat für sein Kind und auch *für* sonst keinen Menschen? Man kann keinen Besuch einladen, weil er ewig über Frau und Kind herzieht, man kann nirgendwo mit ihm hingehen, weil er immer sooo ein Gesicht macht und jede heitere Stimmung der anderen ihm auf den Magen zu schlagen scheint? Der mit Vorliebe an Geburts- und Feiertagen Streit beginnt? Der am Heiligabend alles verdirbt und die Geschenke nicht anschaut und *noch nicht einmal auspackt,* die sein Kind ihm gekauft hat? Dafür gibt es für mich keine Erklärung, und das kann nicht allein Schuld von meiner Mutter sein. Das ist nicht normal, und ich bin der Ansicht, daß seine Jugend auch an ihm nicht spurlos vorüber gegangen ist!« Februar 1967: »Wenn nur schon einmal mehrere Kinder da sind, er ziehen sie sich gegenseitig, und manche Gefahr ist gar nicht erst gegeben ...

Zur Zeit lerne ich wieder einmal so nebenher Englisch. Ist zwar Blödsinn, weil ich es wahrscheinlich ja doch niemals mehr brauchen werde.« 28. 3. 1967: »In Köln hat mich ein, sogar zwei Gutachter untersucht. Wir haben uns persönlich *sehr gut* verstanden (auch heute noch!), doch der Gutachter, der meistens bei mir war, sagte in Köln schon zu mir, daß er noch gar nicht recht wisse, wie mir denn zu helfen sei. Bald danach wurde eine elektrische Hirnstrommessung vorgenommen, mit dem Ergebnis ›organisch völlig normale Am letzten Tag meines Aufenthaltes in Köln fragte ich den Gutachter, was er von einer Kastration halte. ›Gar nichts!‹ sagte er, ›und zwar darum, weil die Beweggründe, die Sie zu den Taten getrieben haben, sozusagen einzig sind.‹ (Zur Erläuterung: Trieb ist noch lange nicht gleich Trieb!) Dann fragte er mich, was ich vom Jugendgefängnis halten würde. Ich wußte es noch nicht. ›In einer Anstalt kann ich mir Sie nicht vorstellen‹, sagte er und meinte außerdem, daß ich da so gehalten würde, daß ich dann nur vollkommen eingehen würde. Nun, da hatte ich es erst einmal. Dann, nachts, kam mir (wie ich dachte) die Erleuchtung, daß ich es *nur* im Jugendgefängnis schaffen könnte, einen neuen Anfang zu machen. Denn, so dachte ich in meiner Dummheit: ›Um das Übel auszumerzen, muß man mit dem Übel leben!‹ Denn im Jugendgefängnis sind die meisten Jun gen Menschen zwischen vierzehn und achtzehn Jahre alt. Natürlich wäre das ein gewisses Risiko, aber letzten Endes werden die Leute fürs Aufpassen bezahlt. Außerdem gibt es dort für nachts auch nur Einzelzellen. Ich dachte, mit der Zeit und mit den Jahren mußt du es schaffen, wirst es auch vielleicht. Und wenn der Anfang auch sehr schwer wäre, so dachte ich (da die Veranlagung sich todsicher bemerkbar machen würde), so glaubte ich doch daran, eventuell durch Liebe den *unbewußten* Haß zu überwinden. (Sicher, heute ist er nicht mehr unbewußt, doch hat er sich in Form des Triebes fest gefressen.) So dumm dachte ich: Ich wollte dort helfen, wo ich

könnte, ich glaube, es hätte mir sogar Freude gemacht, da das Helfen dort leichter ist als draußen, denn im Gefängnis sind die Menschen dankbarer als draußen. Und Gelegenheiten, da ist an solchem Ort wirklich kein Mangel. Ich habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und dem Herrn Dr. das alles geschrieben. Und bekam auch Antwort: ›Ihren Wunsch nach menschlicher Hilfe kann ich nur zu gut verstehen. Ich weiß nur nicht, wie ich diesem Wunsch gerecht werden soll!‹ Der Rest ist wohl nun nur noch Schweigen.« Über ein Mädchen, das er bis zu seiner Festnahme kannte: »Ein Casanova war ich ja nun wirklich nicht. Ich fand an dem Mädchen wie an allen anderen eigentlich überhaupt nichts, es war nur ein verzweifelter Versuch.

Eines aber muß ich nun doch mal ganz und gar gestehen. Ein Mädchen hat es gegeben, das hätte mir sehr viel bedeuten können, wenn wenn wenn wenn ...

Ja, wenn meine Seuche nicht so stark gewesen wäre! Und das Mädchen ein paar Jahre älter gewesen wäre!« 25. 4.1967: »Wir haben hier sieben Katzen. Große und kleine. Wenn man über den Hof geht, laufen sie einem zwischen den Beinen herum. Und nachts können sie manchmal schreien, daß es nur ›so eine Art hat‹. Tauben haben wir hier auch. Übrigens mehr als genug, sie sind schon bald eine Plage. (Jedoch nur für die Verwaltung, denn wir Insassen sind froh, daß wir ein paar Tiere sehen.) Ob ein Gefängnis in Düsseldorf, Essen-Werden, Köln, Wuppertal oder sonstwo: Ein deutsches Gefängnis ohne Tauben, das wage ich zu behaupten, gibt es nicht. [...] Natürlich würde ich, wenn ich ein ›richtiger‹ Mann wäre, gerne eine Freundin oder Frau haben. Aber erstens bin ich aus umseitig genannten Gründen kein richtiger Mann und wüßte also beim besten Willen nicht, was ich mit einer Frau anfangen sollte, da ich überhaupt nichts Sexuelles für ein derartiges Wesen‹ empfinde. Und außerdem glaube ich nicht das Recht dazu zu haben, selbst wenn ›das‹ einmal anders werden sollte.

Denn das hieße glücklich sein, und darf ich das? Vielleicht selbst einmal eigene Kinder haben dürfen? Nein, daran glaube ich nicht, obwohl das mein sehnlichster Wunsch wäre, wenn meine Veranlagung eines Tages beseitigt wäre, egal wie. Aber da wird mir wohl das Schicksal als ausgleichende Gerechtigkeit ein Stöckchen vorschieben, daß es so weit nicht kommt.

Denn darf jemand Familienglück kennenlernen, der soviel davon zerstört hat?« 14. 5. 1967: »Ja, wirklich, ich freue mich sehr über Nachricht über Ihre Familie. Darum möchte ich auch nicht, daß Sie sich etwa wundern, wenn ich mich im allgemeinen dazu mit keiner Zeile äußere. Demi ich kann mich nicht satt daran hören, daß es Familien gibt, in denen Fröhlichkeit und Zufriedenheit herrschen, in denen die Menschen glücklich sein können, in denen nicht den ganzen Tag nur davon gesprochen wird, wie schlecht doch alle anderen Menschen sind, in denen man auch einmal lachen kann. In manchen Familien soll das nie vorkommen ... Ich kenne eine solche . ..« Wieder schreibt er von dem Mädchen: »Sie war das einzige Mädchen, bei dem mir das jemals passiert ist, daß ich mir auch nur etwas Gedanken darüber machte, so ganz all gemein. Mädchen sind für mich ein ›Fremdwort‹. Aber dies, wovon ich schrieb, war nur eben sehr, sehr nebensächlicher Natur. Be herrscht wurde und werde ich von ganz etwas anderem, gegen das diese wirklich kümmerliche Regung nicht die allerkleinste Chance weder hatte noch hat. Leider!« 2. 7. 1967: »Ich bin, gelinde gesagt, apathisch geworden in der letzten Zeit. Ich habe nicht mehr die Kraft, etwas Eigenes, aus eigenem Antrieb, zu tun. Es fällt mir schwer, aus eigener Kraft auch nur über irgend etwas, geschweige denn mich selbst, nachzudenken. Das bleibt mit der Zeit nicht aus, das stand zu erwarten. Es graust mir, wenn ich an die Briefe denke, die ich in der letzten Zeit an meine Eltern oder sonst jemanden geschrieben habe! Größtenteils Nichtigkeiten, Allerweltsdinge,

dummes Gewäsch, sonst nichts! Meinen Eltern würde ich es gern ersparen, doch sie bestehen darauf, daß sie jede Woche etwas von mir hören wollen ...

›Schreiben Sie, Gedichte, Geschichten oder sonst etwas, Sie haben Talent dazu; Sie müssen irgend etwas Produktives tun, sonst gehen Sie ein wie eine Primel!‹, sagte der Psychiater zu mir. Doch dazu ist es wohl zu spät.

Sinfonieorchester hören oder ganz ›leichte‹ Bücher, etwa Abenteuer-Bücher, lesen, ist das einzige, was ich noch tue und tun kann. Ich weiß, daß ich es nicht verdient habe, daß mir geholfen würde; das darf gar keine Frage sein. Aber hatte ich nicht das geringste Recht, darauf wenigstens zu hoffen? Warum ist mir denn erst Hoffnung gemacht worden? Ich hatte vorher keine! Warum sagte die Kripo zu mir: ›Da gibt es heute so viel, Hormon-Spritzen usw., da ist bestimmt was zu machen!‹ Warum sagte der Wuppertaler Staatsanwalt Körner zu mir: ›Du mußt nur alles ganz ehrlich und aufrichtig sagen, denn nur so kann dir geholfen werden!‹ Und heute sagen alle, Staatsanwaltschaft und Kripo: ›Nein!‹ Es ist nicht so sehr dieses ›Nein‹, wie die Enttäuschung und die Frage, warum diese Menschen mir falsche Hoffnungen gemacht haben. Haben sie vielleicht gedacht, ich hätte sonst nicht alles gesagt, ich wäre sonst nicht ehrlich gewesen?

Ich hätte auch so alles gesagt, das kann man mir glauben! Aber ich habe die Enttäuschung wohl verdient, denn man kann sie wohl kaum mit denen vergleichen, die ich so vielen Menschen bereitet habe.« Aus der Geborgenheit des Gefängnisses hat Jürgen vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben gewagt, seinen Eltern Vorwürfe über ihre Behandlung von ihm als Kind zu machen: »Ihr hättet mich nie von den anderen Kindern absperren dürfen, so bin ich in der Schule nur ein feiger Hund gewesen. Ihr hättet mich nie zu diesen Sadisten im Schwarzrock schicken dürfen, und nachdem ich ausgerissen war, weil der Pater mich mißbraucht hatte, hättet ihr mich nie

wieder ins Heim zurückbringen dürfen. Aber das wußtet ihr ja nicht. Mami hätte das Aufklärungsbuch, das ich von Tante Marthea kriegen sollte, nicht in den Ofen werfen dürfen, als ich elf oder zwölf war. Warum habt ihr in zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal mit mir gespielt? Aber vielleicht hätte all das anderen Eltern auch passieren können. Für euch war ich wenigstens ein Wunschkind. Wenn ich davon auch zwanzig Jahre nichts gemerkt habe, sondern erst heute, wo es verdammt spät ist.« »Meine Haupterinnerung von Strafen ist meine Angst als Kind, wenn meine Mutter sagte: ›So jetzt hol ich den Kleiderbügel!‹ Ich freute mich, wenn ich krank war, denn dann verwandelte meine Mutter sich, dann tat sie alles für mich und verwöhnte mich.« Auf meine Frage über seinen Kleidergeschmack schrieb Jürgen: »Die Frage verbittert mich etwas. Kurze Antwort: Meine Mutter hat mein Leben lang bestimmt, von der Unterwäsche bis zu den Schuhen, was ich ›tragen könne‹. Was war das für ein Gedöns, als Kind, bis ich die erste Lederhose bekam! Und bluejeans? Gar nicht daran zu denken! Ein richtiger eigener Geschmack in Sachen Kleidung konnte sich bei mir gar nicht bilden, bis zum Schluß nicht.« Bis heute kann er keine Krawatte anbinden; seine Mutter hatte das für ihn immer gemacht.

»Wenn meine Mutter den Vorhang zur rechten Seite schmiß und wie so ein Dragoner aus dem Geschäft raus gefegt kam und ich im Weg war, dann klatsch! klatsch! klatsch! kriegte ich ein paar ins Gesicht. Einfach weil ich im Weg war, das war oft genug der einzige Grund.

Gewalt und Verbrechen stellen oft den Versuch dar, vor dem Wahnsinn zu fliehen; und es kann keinen Zweifel daran geben, daß bestimmte psychische Krankheiten eine Flucht sind vor dem Wunsch, Gewalt anzuwenden, oder vor der tatsächlichen Ausführung dieses Wunsches. Klingt es unglaublich, daß Selbstmorde manchmal begangen werden, damit einem Mord

vorgebeugt wird? Es gibt keinen Zweifel. Es gibt ihn auch nicht an der Tatsache, daß manchmal ein Mord begangen wird, um einen Selbstmord zu verhindern. Dies ist, nach Auffassung des Täters, die Wahl des kleineren Übels. So seltsam es klingen mag, viele Mörder sind sich nicht im klaren darüber, wen sie töten oder - um es anders auszudrücken — daß sie die Falschen töten. Gewiß, jemanden zu töten ist verwerflich genug, aber das Schlimmste daran ist: derjenige, der nach der Meinung des Mörders sterben sollte — und er hat dafür seine Gründe —, ist ein ganz anderer als der, den er tatsächlich angreift [...] Wir wissen, daß die meisten Gewalttäter eine Kindheit hatten, die von einem brutalen Vater oder einer brutalen Mutter bestimmt war.

Karl Menninger

Ein paar Minuten später war ich plötzlich der liebe Junge, den man auf den Arm nehmen und küssen muß. Die hat sich dann gewundert, daß ich mich sträubte und Angst hatte. Schon als ganz kleiner Junge hatte ich Angst vor diese r Frau, genauso, wie vor meinem Vater, aber von meinem Vater habe ich noch weniger gesehen. Ich frage mich heute nur, wie er das ausgehalten hat. Er war manchmal von morgens um vier bis abends um zehn oder elf Uhr ununterbrochen am Arbeiten, meistens in der Wurstküche. Den habe ich tagelang überhaupt nicht gesehen, und wenn ich ihn hörte oder sah, dann nur wie er durch die Gegend gejagt ist, wie er brüllte. Aber als ich Wickelsäugling war und die Windeln vollmachte, er ist derjenige gewesen, der sich um mich kümmerte. Er hat nämlich selber erzählt: ›Ich bin derjenige gewesen, der immer die Windeln waschen und wechseln mußte. Meine Frau hat es nie gemacht. Sie konnte das nicht, sie konnte sich nicht dazu überwinden.‹ Ich habe nie die Absicht, meine Mutter mies zu machen. Ich habe meine Mutter gern, ich liebe meine Mutter, aber ich glaube nicht, daß sie ein Mensch ist, der irgendeiner

besonderen Einsicht fähig ist. Meine Mutter muß mich sehr lieben. Ich finde es wirklich frappierend, sonst würde sie nicht alles tun, was sie für mich tut. Früher habe ich viel vor die Nase gekriegt. Kleiderbügel hat sie an mir kaputtgeschlagen, wenn ich z. B. die Schularbeiten nicht richtig oder nicht schnell genug machte. Das ist eine Seite. Auf der anderen Seite, heute bekomme ich jede Woche Post von ihr, und sie schreibt: ›Wenn Du etwas wünschst, mein lieber Junge, so schreib es mir nur.‹ Heute, wenn ich mir ein Auto wünschte, bekäme ich noch ein Auto. Ich meine, auf eine Art muß das doch gewiß Liebe sein, nicht? Auf der anderen Seite ist es nun mal so, daß die Wärme, die mein Vater nie zeigte, die er aber heute zeigt, um 100% echter ist. Sie wirkt einfach echter. Das Gefühl, das mein Vater heute zeigt, wirkt einfach echter als das, was meine Mutter hat.

Als ich mit zwölf Jahren beim Fleischermeister in Altenessen in der Lehre war, habe ich praktisch jeden Tag meine Mutter in Langenberg angerufen. Das erste Mal, wo ich sie anrief merkte ich, wenn ich weit weg von ihr war, wenn wir durch das Telefon sprachen, daß sie ein ganz anderer Mensch war, freundlich und nett und wirklich lieb, so wie sie niemals war, wenn ich bei ihr zu Hause war. Deswegen hat sie mir auch viel besser durchs Telefon gefallen. Und als ich wegging, hat sie mir immer unwahrscheinlich viel Geld zugesteckt, meistens zehn bis zwölf Mark. Ich hatte manchmal sechs oder sieben Mark an einem Tag, und das war natürlich viel für mich. Ich habe viele Süßigkeiten gekauft oder eine Rasche Eierlikör. In ein paar Minuten habe ich sie schon gekippt, dann hatte ich einen kleinen Schwips. Das war alles herrlich, wunderbar! Sicherlich hat meine Mutter zwanzig oder dreißig Paar Schuhe im Schrank, vielleicht noch ein paar mehr, die hat sie größtenteils schon zwanzig Jahre und noch mehr nie getragen. Man kann nicht sagen, daß sie nun drauflos gekauft hätte, das ist nicht richtig. Aber alle paar Jahre mal ein neuer Pelzmantel,

das mußte natürlich sein. Aber auf der anderen Seite ist das Prestigebedürfnis, das muß man auch sagen: wenn sie so viel arbeiten, dann steht ihnen das auch zu. Meine Eltern würden wahrscheinlich sagen: ›Wir haben unser Leben lang von morgens bis abends gearbeitet und haben heute noch Schulden‹ Meine Eltern haben auch damals von morgens bis abends gearbeitet, und etwa zehntausend Mark Schulden hatten sie bestimmt. Die Summe der Schulden ist immer ziemlich konstant geblieben. In den letzten Jahren vor meiner Verhaftung, wenn meine Eltern sonntags wegfuhren, bin ich alle zwei oder drei Wochen mitgefahren. Vorher mußte ich immer mitfahren, später bestanden sie darauf, daß ich mindestens ab und zu mitfuhr. Wenn ich nicht mitfuhr, war ich häufig mit meinem Freund Viktor zusammen.

Wir sind in der Gegend herumspaziert. Oder ich bin allein auf Suche nach Jungs gegangen. Manchmal wartete Viktor auf mich, dann konnte ich nicht auf die Suche gehen. Aber manchmal, auch wenn er auf mich wartete, ist es so stark über mich gekommen, da bin ich manchmal trotzdem gegangen, ich bin Viktor einfach aus dem Wege gegangen. Das ist manchmal so furchtbar stark gewesen, dieser Drang! Es war nicht immer gleich stark. Einen Tag war es weg, an einem anderen Tag war es so, daß ich es beherrschen konnte, und am nächsten Tag war es vielleicht so, daß ich überhaupt nicht anders konnte.

Seit der Lehre bekam ich im ersten Lehrjahr fünf Mark Taschengeld, im zweiten Jahr zehn, im dritten Jahr fünfzehn. Es waren noch so fünfzig bis sechzig andere Mark im Monat dabei — Tarifgeld, das mir zustand. Von meinem Vater habe ich das Geld als Arbeiter bekommen, was mir gesetzlich zustand. Kein Pfennig mehr, das konnte er aber auch nicht. Ich hätte niemals darauf bestanden, aber meine Mutter hat darauf bestanden.

Das mit dem Baden hat sich so eingebürgert. Meine Mutter hatte mich immer gebadet. Sie hat nie damit aufgehört, und ich

habe nie gemeckert, obwohl ich gerne mal gesagt hätte: ›Nun, Gott .. .‹ Aber ich weiß es nicht, es ist genau so gut möglich, daß ich das bis zum Schluß als selbstverständlich ansah. Auf jeden Fall mein Vater hätte nicht reinkommen dürfen. Da hätte ich geschrien. Bis ich neunzehn war und verhaftet wurde, war das so: Ich habe mir selber die Füße und die Hände gewaschen. Meine Mutter hat mir den Kopf, den Hals und den Rücken gewaschen. Das wäre vielleicht normal gewesen, aber über den Bauch ist sie auch gegangen, bis unten hin, und auch die Oberschenkel, also praktisch von oben bis unten alles runter. Man kann durchaus sagen, daß sie viel mehr machte als ich. Ich habe meistens überhaupt nichts gemacht, obwohl sie sagte: ›Wasche Dir die Hände und Füße.‹ Aber ich war meistens ziemlich faul. Weder meine Mutter noch mein Vater hat mir jemals gesagt, ich sollte das Geschlechtsteil unter der Vorhaut sauberhalten. Meine Mutter hat mir das beim Baden auch nicht gemacht.

Ob ich das Ganze absonderlich fand? Das ist ein Gefühl, das periodisch für Sekunden oder Minuten aufkommt und vielleicht nahe daran ist, durchzubrechen, aber es kommt nicht ganz bis zur Oberfläche. Ich habe das empfunden, aber nicht direkt. Ich habe das nur indirekt empfunden, wenn man etwas überhaupt indirekt empfinden kann.

Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals spontan zärtlich mit meiner Mutter war, daß ich sie in den Arm nahm und versuchte, mit ihr zu schmusen. Ich kann mich dunkel daran erinnern, daß sie mich mal abends beim Fernsehen, wenn ich im Bett zwischen meinen Eltern lag, so genommen hat, aber das mag in vier Jahren zweimal vorgekommen sein, und ich habe das auch eher abgewehrt. Meine Mutter war nie besonders glücklich darüber, aber ich habe immer so eine Art Horror vor ihr gehabt. Ich weiß nicht, wie man das nennen soll, vielleicht eine Ironie des Schicksals, oder noch etwas trauriger. Wenn ich als kleiner Junge von meiner Mutter träumte, entweder

verkaufte sie mich oder sie kam mit dem Messer auf mich los. Das zweite ist auch später leider Gottes wahr geworden. Das war 1964 oder 1965. Ich glaube, es war ein Dienstag, meine Mutter war damals nur dienstags und donnerstags in Katernberg im Geschäft. In der Mittagszeit wurden die Fleischstücke umgepackt und die Theken abgewaschen. Meine Mutter hat eine Hälfte abgewaschen und ich die andere. Die Messer wurden auch abgewaschen, sie standen in einem Eimer. Ich sagte, ich sei fertig, aber sie hatte ihren schlechten Tag und sagte: ›Du bist noch lange nicht fertig!‹ ›Doch‹, sagte ich, ›guck dir es an.‹ Sie sagte: ›Guck dir bloß die Spiegel an, die mußt du alle noch mal machen.‹ Ich sagte: ›Ich werde die auch nicht noch mal machen, weil sie schon schön blank sind.‹ Sie stand hinten am Spiegel. Ich stand drei oder vier Meter von ihr weg. Sie bückte sich in den Eimer. Ich denke, was ist jetzt los? Dann holte sie ein schönes, langes Metzgermesser raus und warf es auf mich zu, etwa in Schulterhöhe. Ich weiß nicht mehr, ob es an einer Waage abprallte oder wo, aber auf jeden Fall landete es auf einem Brett. Wenn ich nicht im letzten Moment ausgewichen hätte, hätte sie mich damit getroffen.

Ich habe steif gestanden wie ein Brett. Ich wußte überhaupt nicht, wo ich war. Es war irgendwie so unwirklich. Das war eine Sache, die man sich überhaupt nicht vorstellen konnte. Dann kam sie auf mich zu, spuckte mir ins Gesicht, und fing an, zu schreien, daß ich ein Stück Scheiße wäre. Dann schrie sie noch: ›Ich werde Herrn Bitter‹ — Leiter des Essener Jugendamts - ›anrufen, dann kann er dich gleich abholen, damit du hinkommst, wo du hergekommen bist, denn dort gehörst du hin!‹ Ich bin in die Küche zur Verkäuferin, Frau Ohskopp, gelaufen, sie wusch die Sachen vom Mittagessen. Ich stellte mich an den Schrank und hielt mich da fest. Ich sagte: ›Sie hat ein Messer nach mir geworfene ›Du spinnst‹, sagte sie, ›du bist nicht gescheite Ich bin die Treppe in den Lokus runtergelaufen und habe mich hingesetzt und wie ein Schloßhund geheult. Als

ich dann wieder raufging, lief meine Mutter in der Küche herum und hatte das Telefonbuch auf geschlagen. Wahrscheinlich hat sie tatsächlich die Nummer von Herrn Bitter gesucht. Eine ganze Zeitlang hat sie mit mir nicht gesprochen. Anscheinend meinte sie, das ist ein böser Mensch, der sich mit einem Messer bewerfen läßt und einfach zur Seite springt, ich weiß es nicht.«

»Sie sollten meinen Vater mal hören! Er hat ein ganz außergewöhnliches Organ, eine echte Oberfeldwebel-, Schirrmeister-, Kommiß stimme. Furchtbar! Es kann verschiedene Ursachen geben — seine Frau, sonst irgendetwas, das ihm nicht gefällt. Manchmal gab es ein ganz furchtbares Gebrüll, aber ich bin überzeugt, daß er das nicht beileibe selber so empfindet. Er kann nicht anders. Als Kind war das für mich grauenhaft. Ich habe viele solche Erinnerungen. Er hatte immer Kommandobefehle und Rügen zu verteilen. Er kann halt nicht anders, ich sagte es ja schon öfters. Aber er hat verdammt viel um den Kopf, und so wollen wir es ihm nicht übelnehmen (was allerdings keine eigentliche Entschuldigung ist, denn vor fünfzehn Jahren war es ja auch schon so).

Wenn meine Eltern mich alle vierzehn Tage besuchen, macht es mir Spaß, ihnen immer etwas vorzuzaubern, aber in der letzten Zeit kommen wir nicht mehr dazu. Die letzten Male habe ich einen Trick mitgebracht und eingepackt wieder mitgenommen. Ich bin überzeugt, mein Vater legt es darauf an, mich nicht dazu kommen zu lassen. Ob er ›Angst‹ hat, daß ich mich blamiere? Da habe ich in der letzten Zeit doch wohl kaum Anlaß gegeben. Ich hätte viel eher meinen Vater in den Arm nehmen können, instinktiv, als meine Mutter. Ich habe immer gesagt, früher habe ich meine Mutter lieber gehabt, heute habe ich meinen Vater lieber. Das heißt, lieb habe ich alle beide nicht gehabt. Früher war ich eher zu meiner Mutter hingezogen, heute eher zum Vater. Dieser Um schlag kam zum Zeitpunkt meiner Verhaftung. Genau seit der Verhaftung hat

mein Vater überhaupt gezeigt, daß er so etwas wie eine Seele besitzt. Das hatte er früher nie gezeigt, da war er vielleicht auch nicht fähig zu. Da war er auf einmal von Minute zu Minute unwahrscheinlich sympathisch. Von Minute zu Minute hatte ich ihn unwahrscheinlich ins Herz geschlossen.

Im ersten Prozeß hat der Vorsitzende meinem Vater gesagt: ›Herr Bartsch, wie ist das gewesen, da im Heim in Marienhausen soll so viel geschlagen worden sein, da soll es so brutal gewesen sein.‹ Mein Vater hat geantwortet, wörtlich: ›Na, schließlich ist er ja nicht totgeschlagen worden.‹ Das war eine deutliche Antwort. Jeden Samstag bis *zu* meiner Verhaftung standen mein Vater und ich nebeneinander im Laden am Bedienen. Unter den Kunden waren auch Frauen und Mädchen, mit denen ich mich gut verstand. Die weiblichen Kunden fragten, ob ich denn schon eine Freundin hätte, ob ich bald heiraten würde. Da legte mein Vater los, vor versammelter Mannschaft, Personal, fremden Leu ten, Männern, Frauen und Mädchen: ›Der ist ja doch viel zu dösig dafür, viel zu dämlich! Er hat noch nie was geschafft und wird auch nie was schaffen.‹ Richtig so rausgebrüllt hat er das. Das kam praktisch jeden Samstag vor. Sie können sich vorstellen, daß Sie verzweifelt werden, wenn Sie jede Woche solche Dinge mitmachen. Ich habe auch meinerseits niemals ein persönliches Wort zu meinem Vater gesucht. Ich hatte kein Interesse daran. Das hätte nicht mit sechzehn, siebzehn, achtzehn oder neunzehn., sondern mit fünf, sechs, sieben oder acht kommen müssen. Irgendwann ist nämlich Schluß, irgendwann kann man die Barriere nicht mehr überspringen. Es ist nicht so gewesen, als ob ich gefühllos wäre und das nicht gewollt hätte. Es war einfach unmöglich geworden. Mein Vater war praktisch ein kleiner Junge noch, vierzehn oder fünfzehn, als er seine ganze Familie zu ernähren hatte. Die ganze Familie hat er am Fressen halten müssen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß das völlig ohne jede Nachwirkung bleibt. Als ich noch Kind war, ist

dieser Mann nicht eines persönlichen Gefühles fähig gewesen. Zumindest, und das sage ich immer, er konnte es nicht ausdrücken. Aber als ich noch ganz klein war, ist er es gewesen, der mich trockenlegte usw. Das konnte er.« Bis er es hier liest, weiß Jürgen eine wichtige Einzelheit aus der Kindheitsentwicklung seines Vaters nicht. Der Vater des Metzgermeisters Gerhard Bartsch war auch Metzger. Nach seinem Tod heiratete seine Witwe einen anderen Metzger, der sich aber anscheinend hauptsächlich für das Geschäft interessierte. Im Laufe der Zeit knüpfte der zweite Ehemann ein sexuelles Verhältnis zu einem Lehrling an. Die Frau hat das bald oder später erfahren und ihren Mann daraufhin angezeigt. Das Ganze hat auch Gerhard Bartsch miterlebt, und es wird kaum ohne Wirkung auf seine eigenen Kindererziehungsmethoden gewesen sein.

»Während meine Mutter mich badete«, schreibt Jürgen weiter, »hätte mein Vater auf keinen Fall reinkommen dürfen, da hätte ich geschrien. Das hätte ich fies gefunden. Er sollte mich nicht nackt sehen. Da war ich ganz eigen drin, ich hätte geschrien: ›Mach, daß du rauskommst!‹ oder so etwas. Meinen Vater habe ich mal nackt gesehen, aber nur zufällig. Das hat mich nicht interessiert. Meine Mutter habe ich nie nackt gesehen. Wenn meine Mutter sich aus zieht, schließt sie sich auch vor ihrem Mann ab.

Meine Eltern waren m der Regel tagsüber für mich nie erreichbar. Natürlich rauschte mal ab und zu meine Mutter in Eilzugstempo an mir vorbei, aber sie war verständlicherweise für ein Kind nicht ansprechbar. Den Mund aufzumachen wagte ich kaum, denn ich stand überall im Wege, und das, was man Geduld nennt, hat meine Mutter nie gezeigt. Es ist oft passiert, daß ich Schläge bekam, aus dem einfachen Grund, weil ich sie etwas fragen oder bitten wollte und ihr dabei im Weg war. Von meinem Vater bin ich übrigens als Kind niemals geschlagen worden, heute weiß ich, daß er es gar nicht gekonnt hätte. Wer

ein wenig Menschenkenntnis hat, hätte bei Gericht sofort merken können, daß der oberflächliche Eindruck, den meine Eltern auf den Wuppertaler Prozeß machten, völlig ›spiegelverkehrt‹ war. Mein Vater ist laut, weil er im Grunde sogar schüchtern ist, das merkt man am besten daran, daß er normaler weise sehr menschlich empfindet, es aber nicht zeigen kann. ›Er kann sich nicht erklären, so nennt man es wohl. Wie wenig von dieser äußerlichen ›Härte‹ echt ist, habe ich voll und ganz erst bei der ersten Gerichtsverhandlung verstanden, darum habe ich auch so weinen müssen. Auf der anderen Seite ist meine Mutter in Wirklichkeit vom Wesen her zwar sicher innerlich von Herzen gut, aber trotzdem stimmte der Eindruck, den sie damals vor Gericht machte, keinesfalls mit der Wirklichkeit überein, die ich erlebt habe.

Ich habe sie innerlich nie verstehen können. Ich weiß, wie sehr sie mich liebte und noch hebt, aber ein Kind, so dachte ich immer, muß das auch spüren. Nur ein Beispiel (es ist keinesfalls ein Einzel fall, so etwas habe ich oft erlebt): Meine Mutter fand absolut nichts dabei, mich in einer Minute in den Arm zu nehmen und zu küssen, und in der nächsten Minute sah sie, daß ich aus Versehen die Schuhe anbehalten hatte, nahm einen Kleiderbügel aus dem Schrank und zerschlug ihn auf mir. In dieser Art etwa geschah oft etwas, und jedesmal zerbrach irgend etwas in mir. Diese Behandlung, diese Dinge habe ich nie vergessen können und werde es nicht können, hier stehe ich und kann nicht anders. Mancher würde sagen, ich sei undankbar. Das stimmt wohl kaum, denn dies alles ist nicht mehr und nicht weniger als der Eindruck, der erlebte Eindruck, den ich habe, und die Wahrheit sollte eigentlich besser sein als fromme Lügen. Natürlich war, als ich allein in der Kellerwohnung in der Goethestraße war, jemand, etwa ein Hausmädchen, da, aber das wurde schon von meiner Mutter sehr mit Arbeit versorgt, so daß ich meist in meinem Zimmer saß und mit Stofftieren spielte oder Radio hörte. Die polternde,

laute Art meines Vaters zu definieren, ist mir zwar heute möglich; aber was mich als Kind so erschreckt hat, ist wohl die Tatsache, daß er, so weit ich mich erinnern kann, infolgedessen niemals mit mir gespielt hat. Das war schon eine erschreckende Tatsache für mich. Wie Sie sich mittlerweile an fünf Fingern abzählen können, hatte ich also meist nichts zu tun. Oft saß ich schon als Sechsjähriger unter dem Tisch im Wohnzimmer und sang die neuesten Schlager, die ich im Radio hörte. Mancher mag das lustig finden. Ich selbst könnte heulen, wenn ich heute daran denke. Ich erinnere mich, was mir von allen Tanten und Bekannten als älterem Kind, auch als Jüngling noch, vorerzählt wurde, und was mich immer, ich kann es nicht anders sagen, regelrecht ankotzte: ›Ach nein, er war so süß, der Kleine, er sah ganz wie ein Mädchen aus, und die Mutti hat ihm die Locken — er hatte so wunderbare Locken! - immer ganz lang bis über die Schultern wachsen lassen, und dann als er im Kinderwagen saß, zeigten die Leute mit Fingern und sagten: ‚Hast du so ein nettes kleines Mädchen schon mal gesehen?', und wollten es gar nicht glauben, daß es ein Junge war.‹ Zu einer unserer Verkäuferinnen (wir haben sie seit meiner Verhaftung nicht ausfindig machen können) hatte ich ein viel herzliche res Verhältnis als zu meiner Mutter. Das fand ich unter den Um ständen damals ganz natürlich. Als eines Tages das Mädchen heiraten sollte und gehen mußte, konnte ich es nicht fassen, nicht begreifen, nein, das durfte nicht sein. Ich lag im Kinderbett, als sie es mir sagte, wir weinten beide furchtbar, ich wollte sie einfach nicht gehen lassen, und es hätte am Ende nicht viel gefehlt, und sie wäre doch geblieben. Das sind so Dinge, die man nicht vergißt.« Ich habe Jürgen gebeten, sich etwas mehr über den Widerspruch auszulassen, den ich in seiner Aussage im ersten Prozeß fand: »Ich kann mir bessere Eltern nicht vorstellen, aber Liebe habe ich von ihnen nicht bekommen.« Er antwortete: »Damit habe ich lediglich gemeint, daß ich niemanden kenne, der umsichtiger, vorsichtiger usw.

für das (wohlgemerkt: leibliche) Wohl seines Kindes gesorgt hat. Nur das meinte ich. Es liegt meinem Gefühl nach sogar etwas Tragik in solchen Dingen. Etwa so: Wer innerlich aus dem Gleis geraten ist, sucht Zuflucht in reinen Äußerlichkeiten (z. B. Putzteufel meiner Mutter), und: Wer seinem Kinde nicht zeigen kann, daß er es liebt, der sorgt dann , um es, unbewußt vielleicht, auszugleichen, in übertriebenem Maße für die materiellen Dinge, die das Kind betreffen. Selbst wenn es nur zum Spielen auf die Straße geht, wird es wie sonntags, bzw. wie ein Pfau herausgeputzt (die Erwachsenen sagen: ›Ach, ist der süß!‹, aber die anderen Kinder sagen: ›Mit so einem feinen Pinkel spielen wir nicht!‹), und wenn es hinterher irgendwo einen Schmutzfleck hat, gibt es Gezeter und Prügel. Dabei war ich froh, wenn ich mal aus der Kellerwohnung herauskam. Die Fenster waren alle vergittert, eine drei Meter hohe Mauer war um das Haus herum, und nie, solange ich dort war, sind wir ohne künstliches Licht ausgekommen.

›Auf eine Stufe‹ habe ich mich mit allen Angestellten gestellt, weil ich es nämlich nicht verstehen konnte , warum diese Menschen so anders, sprich: schlechter als wir, sein sollten. Wenn ich meine Eltern fragte, was das eigentlich heißen solle, daß ich nicht so privat mit ›denen‹ sprechen sollte und auch überhaupt nur geschäftlich mit ihnen befassen sollte, dann ist mir eigentlich nur gesagt worden, daß man das eben nicht tue. Dieser neureich-snobistische Ausdruck ›auf eine Stufe steilem hat mich ganz besonders gefuchst. Meine Eltern hätten gar nicht erst heiraten sollen. Wenn zwei Menschen, die jeder für sich kaum Gefühle zeigen können, eine Familie gründen, so muß es meiner Ansicht nach irgendein Unglück geben.

Es hieß immer: ›Mund halten, du bist der Jüngste, du hast sowieso nichts zu sagen, sprich nicht als Kind, wenn du nicht gefragt bist.‹ Aber vielleicht hat alles das auch erst diese Unsicherheit aufkommen lassen. Dazu kommt, daß meine

Eltern nie mit mir als Kind gespielt haben oder so was, ich mußte stets ein kleiner erwachsener Mann sein. Meine Eltern hatten vielleicht mehr Liebe für mich als andere Eltern, nur konnten sie ihre Gefühle nicht zeigen, nicht ausdrücken. Andere Eltern, die vielleicht weniger Liebe hatten, diese aber *zeigen* konnten, dazu in der Lage waren, also das wäre natürlich trotzdem besser gewesen, wenn meine Eltern *damals* so hätten sein können. Heute können sie es, durch Leid, viel besser, aber Menschen sind keine Maschinen, es gibt nichts mehr nachzuholen und das Kind liegt schon im Brunnen.« Ich habe Jürgen einmal gebeten, mir Zeiten zu beschreiben, wo er besonders glücklich und besonders unglücklich gewesen sei. Er fing mit der unglücklichsten Zeit an und beschrieb den letzten Heiligabend, den er vor seiner Verhaftung erlebte: »Am traurigsten bin ich, wenn ich zu Hause bin, wo alles so steril ist, daß man bald auftreten muß nur auf Zehenspitzen, ist ja alles sooo sauber, wenn es Heiligabend ist, und ich gehe runter ins Wohnzimmer. Viele Geschenke sind da für mich, ist ja ganz toll, und wenigstens an diesem Abend beherrscht meine Mutter einiger maßen, ihr Wechselbad-Temperament, so daß man meint, vielleicht kannst du heute abend mal deine (also meine) eigene Schlechtigkeit etwas vergessen, aber es knistert irgendwie Spannung in der Luft, so daß man weiß: es wird ja doch wieder Scheiße; wenn man wenigstens ein Weihnachtslied singen könnte, und die Mutter sagt: ›Nun sing doch mal ein Weihnachtslied !‹, und ich sage: ›Ach, laß doch, kann ich nicht, bin ich doch auch viel zu groß für‹, aber denken tue ich: ›Kindermörder singt Weihnachtslieder, da soll man nicht verrückt werden.‹ Ich packe meine Geschenke aus und ›freue‹ mich, zumindest tue ich so. Mutter packt ihre Geschenke aus, die von mir, und freut sich wirklich. Inzwischen ist das Essen fertig, Hühnersuppe mit dem Huhn drin, und der Vater kommt, zwei Stunden nach mir, er hat bis jetzt gearbeitet. Er wirft Mutter irgend ein Haushaltsgerät vor

die Füße, ihr kommen die Tränen vor Rührung, und er brummt irgendetwas, das ›Fröhliche Weihnachten‹ bedeuten könnte. Er setzt sich an den Eßtisch: ›Na, wie ist das, kommt ihr endlich?‹ Schweigend wird die Suppe gelöffelt, das Huhn rühren wir nicht an.

Kein Wort wird gesprochen während dieser Zeit, nur das Radio spielt leise, wie schon seit Stunden. ›Die Hoffnung und Beständigkeit gibt Kraft und Trost zu dieser Zeit ...‹ Wir sind fertig mit Essen. Vater setzt sich auf und brüllt uns an: ›Prima! Und was machen wir jetzt?‹, so laut er kann, richtig gemein hört es sich an. ›Nichts machen wir jetzt!‹, schreit meine Mutter und läuft weinend in die Küche. Ich denke: ›Wer straft mich da, das Schicksal oder der liebe Gott?‹, weiß aber sofort, daß das *so* nicht stimmen kann, und der Sketch fällt mir ein, den ich im Fernsehen gesehen habe: ›Dasselbe wie letztes Jahr, Madame?‹ - ›Dasselbe wie *jedes* Jahr, James!‹ Ich frage leise: ›Willst du nicht wenigstens nachschauen, was wir dir geschenkt haben?‹ - ›Nein!‹ - Er sitzt nur da und stiert mit leerem Blick auf das Tischtuch. Es ist noch keine acht Uhr. Ich habe hier unten nichts mehr zu suchen, mache, daß ich auf mein Zimmer komme, laufe da hin und her, und es ist ernst mit den Gedanken: ›Springst du nun aus dem Fenster oder nicht?‹ Warum habe ich die Hölle hier, warum wäre ich besser tot als so was zu erleben? Weil ich ein Mörder bin? Das kann gar nicht ganz stimmen, es war heute nicht anders als jedes Jahr. Dieser Tag war immer am schlimmsten, am meisten natürlich in den letzten Jahren, als ich noch zu Hause war. Da kam an einem Tag alles, aber auch wirklich alles, zusammen. Am glücklichsten? Nehmen Sie *das genaue Gegenteil* von allem, was ich eben nannte. Nehmen Sie dann noch viele Geschwister, Jungen und Mädchen, mit denen ich hätte jeden Tag spielen können. Und dann auch nicht so eingeengt, auf die Minute zu Hause und so. Und nie erwachsen werden, immer Junge sein, höchstens zwölf bis vier zehn Jahre alt, mich mit

den anderen verstehen, Streiche mit ihnen machen, vielleicht auch in einem Ferienheim, wo nicht Sadisten als Lehrer sind, Kartoffelfeuer, Fahrtenlieder, Wanderungen, Gelände spiele, das wäre mein Traum von Glück. Kurz gesagt: ein Leben lang kurze Hosen tragen. Aber, daß ich in Realität glücklich war? Das würde ich glatt verneinen. Mir fällt beim besten Willen nichts ein.

Natürlich gehört mein Vater (meine Mutter natürlich auch) zu den Menschen, die überzeugt sind, die ›Erziehung‹ der Nazis hätte auch ihr Gutes gehabt. ›Selbstverständlich‹, möchte ich beinah sagen, habe ich auch meinen Vater schon sagen hören (im Gespräch mit ebenfalls älteren Leuten, die ja nahezu *alle* so denken!), ›da war noch Disziplin, da war Ordnung, die kamen nicht auf dumme Gedanken, wenn sie geschliffen wurden‹ usw. Ich glaube, daß die meisten jungen Leute so wie ich darauf verzichten würden, sich über Verwandte in puncto Drittes Reich zu erkundigen, weil ja jeder von uns befürchten muß, es käme irgend etwas dabei heraus, das wir lieber gar nicht wissen wollten.

Bitte, glauben Sie mir, ich kann mich überhaupt nicht erinnern, mit meinen Eltern jemals richtig gespielt zu haben, wie andere Kinder. Über Literatur, Museen oder ähnliches haben wir niemals gesprochen. Es war eben gefühlsmäßig (und also auch kulturell) mehr als kalt bei uns, es strich immer ein Hauch von Ungemütlichkeit, von Eis durch die Wohnung. Wir waren alle drei nicht recht fähig, einander irgendwann einmal zu sagen: ›Ich habe dich lieb.‹ Damit meine ich das Alter von etwa fünfzehn bis neunzehn besonders. Vorher war es allerdings auch nicht viel besser, Schläge und ›Küßchen (Mutter) wechselten sich ab. Was soll ein Kind davon halten?

Wir lebten, wie fast alle Familien des ›gehobenen Mittelstandes‹. Wir waren sehr gut mit allem versorgt, nur, das muß der Wahrheit wegen gesagt werden, mußten wir, um diesen Standard zu halten, so viel und so lange arbeiten,

besonders mein Vater, so daß wir von eben diesem Standard nichts mehr hatten, d. h. ihn nicht genießen konnten. (Später ging es ja abwärts durch meine Schuld, die Dieb stähle.) Aber geht das nicht vielen Geschäftsleuten so? Ich habe allerdings den Eindruck, daß zwar ich, nicht aber meine Eltern, hätten auf diesen Lebensstandard verzichten können. Das hat nichts mit protzen zu tun, sie brauchen es innerlich oder glauben, es zu brauchen. Ich selbst habe großes Verständnis dafür, denn wenn man sich einmal von ganz unten hochgearbeitet hat ... Meine Eltern streiten sich laut und verletzend, jeden Tag fast, aber sie können auch nicht voneinander lassen. Nach einer der Taten hatte ich kleine Blutflecken auf dem Hemd, aber meine Eltern dachten, es käme vom Laden. Mein Vater sagte: ›Sogar mit Blut hat er sich versaut, schau dir das mal an‹ usw. Gesehen hat meine Mutter die Flecken bestimmt, aber sie waren zu klein, um sich wirklich darüber aufzuregen. Eine Viertelstunde später waren sie vergessen, und meine Eltern gingen nun, nachdem sie mich genug ausgeschimpft hatten, aufeinander los: ›*Dein* Sohn —‹ — ›Wieso mein Sohn, ist er etwa nicht auch dein Sohn?‹ - ›Aber deine Erziehung, ich habe es ja schon immer gesagt‹ usw. Man kennt das ja. Es war immer dasselbe, ob ich nun wirklich etwas ausgefressen hatte, oder ob ich nur die Kartoffeln mal mit dem Messer geschnitten hatte. Mein e Briefe nach Hause erfolgen jede Woche, auf Wunsch meiner Eltern, so daß sie oft mangels Handlung etwas dürr und mehr nach Schularbeit aussehen (›Beim Einkauf kaufte ach dieses und jenes, heute besuchte mich Herr A., morgen will Herr B. kommen, das Wetter ist schlecht, Essen immer noch gut, Post bekam ich von Herrn Y. und Frl. Z.‹ usw.). Es ist kein böser Wille, aber es geht wohl jedem so, wenn erwartet wird, daß er in sehr kurzen Abständen etwas ›von sich hören‹ läßt. Was das Seltsamste ist: meine Eltern scheinen's zufrieden zu sein und regen sich furchtbar auf, wenn ich mal eine Woche nicht geschrieben habe.

Ich kann mir auch heute nicht vorstellen, daß meine Eltern sich körperlich irgendwie, irgendwann mal nahe gekommen wären. Das ist für mich etwas völlig Unvorstellbares. Meine Eltern sind sich niemals körperlich nahe gekommen, auch so im täglichen Leben. Wenn mein Vater mal gezwungen war, meiner Mutter zum Geburtstag oder Hochzeitstag einen flüchtigen Kuß zu geben, da hat er einen roten Kopf gekriegt.

Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß meine Eltern irgendwann mal sterben werden. Das ist für mich ein völlig unerträglicher Ge danke, muß ich Ihnen ehrlich sagen. Auf der einen Seite, wenn ich hier meine Eltern zu Besuch habe, freue ich mich auf diese Viertelstunde. Auf der anderen Seite reicht mir diese Viertelstunde durchaus, bin ich ganz ehrlich. Der Gedanke, ich möchte zu Hause sein -ja Gott, ich meine, so schlimm es auch war, und es war gewiß nicht schön, aber Zuhause bleibt doch Zuhause, nicht? Ich meine, da wollen wir uns nichts vormachen.

Wir lebten in Langenberg, wo meine Eltern noch heute leben, in einem Doppelhaus mit vier Familien. Zwei Wohnungen gehören uns, zwei den anderen. Wir bewohnten eine und haben die andere oben vermietet, an die Familie Ostholt. Unsere Wohnung bestand aus Schlafzimmer, großem Wohnzimmer, Elternschlafzimmer, Diele, Küche, Bad und vier oder fünf Kellerräumen. Oben hatte ich mein eigenes Zimmer, über dem meiner Eltern. Ich hatte einen Schreibtisch und ein Radio, aber wie es eingerichtet wurde, das hatte meine Mutter bestimmt. Ich habe keine Wünsche vorgebracht, aber die Lampe durfte ich aussuchen. Auf dem Bücherschrank standen meine fünfzehn oder zwanzig Steifftiere. Ich hatte auch einen Mecki und einen Dackel Waldi. Mit den Steifftieren hatte es angefangen, als ich fünf oder sechs war. Ich habe sie sehr, sehr gern gehabt. Ich habe sie immer mal in die Hand genommen und mit ihnen geschmust, am liebsten mit dem Dackel.

Ein richtiges Privatleben haben wir nie geführt. Über private Dinge konnte mein. Vater kaum sprechen. Der Mann ist so gehemmt und verklemmt, er bringt es kaum fertig. Seit meiner Verhaftung ist das allerdings anders geworden, das muß ich aber sagen. Damals konnte man jedoch praktisch kein persönliches Wort mit ihm reden. Ich kann mich nicht direkt entsinnen, daß ich irgendwie mal mit einer persönlichen Sorge oder Kummer zu ihm gekommen wäre. Er hielt im Privatleben dieselbe Distanz wie im Beruf, und er hielt auch zu seinem Sohn praktisch dieselbe Distanz wie zu Fremden, obwohl er zu seinem Sohn sagte: ›Mit dem und dem darfst du dich nicht auf die gleiche Stufe stellen‹, wie mit den Angestellten. Da haben meine Eltern beide im selben Wortlaut getönt: ›Wie kannst du so mit den Angestellten dich abgeben!‹ (Mit den Angestellten habe ich mal rumgekeppelt. Das ist mir auch von gewissen Gutachtern als Lustigkeit und Unverantwortlichkeit ausgelegt worden.) Bei den Leuten konnte ich wenigstens Mensch sein. Im allgemeinen muß man doch sagen, ich habe mich mit den Angestellten viel, viel besser verstanden als mit meinen Eltern. Mit den Angestellten habe ich überhaupt viel mehr über persönliche Dinge gesprochen als mit meinen Eltern. Meine Eltern konnten das nicht. Sie waren alle beide ganz furchtbar verklemmt, und weil sie so verklemmt waren und keines privaten Wortes fähig waren, haben sie sich so alle beide in ihren Beruf verrannt. Wissen Sie, auf irgendeine Art habe ich meine Eltern doch sehr geliebt. Wenn ich auch keinen Weg finden konnte, ich habe doch auf irgendwelche Art sehr an ihnen gehangen. Ich habe mir immer gedacht, ja, um Gottes willen, was so eine Entdeckung über mein inneres Leben für meine Eltern geben würde. Das war etwas, das ich mir einfach nicht vorstellen konnte. Und dann kommt noch dazu, daß ich zu der Zeit niemals daran gedacht habe, daß es wirklich so etwas wie Behandlung oder überhaupt Behandlungsmethoden oder dergleichen gäbe.

Ich habe heute wenigstens einigermaßen ein Verhältnis zu meinen. Eltern. Damals hatte ich die ganzen neunzehn Jahre praktisch überhaupt kein Verhältnis. Vom Gefühlsmäßigen her hätte ich ja für diese Leute genau so gut irgendein Fremder oder hergelaufener Spitz sein können, nach dem, was sie mir von sich aus gefühlsmäßig gezeigt haben. Ob ich nun einen Scheißfilmapparat hatte, zehn Filme oder auch vielleicht zwanzig sogar, einen Plattenspieler, ein Tonbandgerät, oder weiß der Himmel was, das interessierte mich in diesem Zusammenhang einen feuchten Kehricht. Das ist nicht nur heute, das war auch damals meine Ansicht. Meine Mutter konnte meinen Vater, einen harten Mann, dazu bringen, daß er sich aufs Bett setzte und heulte. Das habe ich selber gesehen. ›Deine Verwandten — ›Meine Verwandten, darum ging es. Er wollte zu seinen fahren, und sie wollte nicht. Sie wollte noch nicht mal, daß er allein zu seinen Verwandten fährt. Jeden, jeden Tag war in dieser Beziehung etwas, was mich innerlich zur Weißglut brachte. Ich wundere mich heute ernstlich, daß ich nicht mal vor lauter Verzweiflung die ganze Scheiße hinschmiß, einfach auf und davon gelaufen bin. Ich verstehe z. B. nicht, wie man als Vater oder Mutter einem Kind ein Spielmagazin schenken kann, was doch auf mehrere Personen ausgerichtet ist, und dann mit dem Kind nicht ein einziges Mal damit spielt. Ist das Gedankenlosigkeit, oder was ist das? Meine Eltern würden Ihnen sicherlich sagen, daß sie eine wunderbare, glückliche, herrliche, zufriedene Ehe fuhren, aber wenn ich daran denke, wie es zu Hause war, mein Gott, da ist kein Tag vergangen, wo sie sich nicht in der Wolle gehabt hätten. Wir hatten mal eine Verkäuferin, die meiner Mutter nicht gut genug war.

Meine Mutter hat sie rausgeschmissen. Mein Vater sagte: ›Wir haben niemanden fürs Geschäft. Ich hole sie wieder.‹ Da hat meine Mutter gesagt: ›Wenn du die wieder holst, dann kannst du jemand anderen suchen, der im Geschäft

mitarbeitet!‹ Mein Vater hat die Verkäuferin wieder geholt und seitdem, von 1954, 1955 oder 1956 bis 1963 oder 1964 hat meine Mutter im Geschäft nicht mitgearbeitet.« Jürgen war 1954 acht Jahre alt. Als Grund, warum sie ihn von zu Hause in ein Kinderheim wegschickte, hat Frau Bartsch immer angegeben, daß sie im Geschäft soviel zu tun gehabt habe. Dieser Punkt, der während des ersten Prozesses unerwähnt blieb, schien mir wichtig genug, um Jürgen noch einmal danach zu fragen. Seine Antwort: »Meine Mutter hat von 1955/1956 bis 1963/1964 *nicht, überhaupt nicht* im Geschäft mitgearbeitet, wegen dem Krach 1955 über Frau Hahn.« »Meine Mutter hat meinen Vater bestimmt verdächtigt, mit dieser Verkäuferin etwas zu haben. Ich weiß, daß meine Mutter damals, als dieser Krach da war, bereits beim Rechtsanwalt wegen Scheidung war. Sie hat sich erkundigt, das weiß ich.

Als ich ins erste Heim kam, ob meine Mutter schon aus dem Geschäft raus war, das kann ich nicht beschwören, aber es muß dann spätestens kurz danach gewesen sein. Als ich zurückkam, wohnten wir mittlerweile in Langenberg, und da war meine Mutter von morgens bis abends zu Hause. Einmal in der Woche, mittwochs, fuhr sie fast den ganzen Tag nach Essen einkaufen, und wenn ich auch zur Hand war, mußte ich dann mit durch die Stadt juckeln. Abends, als mein Vater vom Geschäft kam, hat er uns in Essen abgeholt und nach Langenberg gefahren.

Als ich fünf oder sechs war, haben wir wieder so einen furchtbaren Krach gehabt. Es ging ums Haushaltsgeld. Meine Mutter bekam DM 50,-Haushaltsgeld, ob pro Woche oder pro Monat weiß ich nicht. Jetzt wollte und mußte sie das unbedingt verdoppeln. Ich stand an der Badezimmertür etwa fünf oder sechs Meter von ihnen weg und hatte ganz furchtbare Angst. Das Geschrei war so groß, und mein Vater wußte nicht, wo er das Geld hernehmen sollte.

Hinterher habe ich gesehen, daß er Tränen in den Augen hatte, Meine Mutter wurde immer wilder, immer fuchtiger. ›So, jetzt hau ich ab!‹, sagte sie. ›Gut‹, sagte er, ›dann haust du eben ab, fertig.‹ Dann hat sie schnell einen Koffer gepackt. Raus, Haustür zu, zack, weg.

Ich habe gedacht, um Gottes willen, das geht doch nicht! Was mache ich denn! Ich war ganz fertig. Mein Vater hat sich hingesetzt und geheult. Ich muß eine bis zwei Stunden da an der Badezimmertür gestanden haben. Dann kam sie wieder. Ich weiß nur noch eins, sie hat auch gar nichts mehr gesagt. ›Um des Kindes willen‹, oder so ähnlich hat sie sich ausgedrückt.

Ich habe mich immer im Schlafzimmer meiner Eltern ausziehen müssen, am Fußende des Bettes auf einer Wäschetruhe, abends und morgens. Das habe ich oben in meinem eigenen Zimmer niemals gemacht. So wie beim Baden, das hatte sich so eingebürgert, und da war es eben so. Ich habe überhaupt nicht darüber nachgedacht. Ich dachte, das war immer so gewesen und das würde sicher immer weiter so gehen. Ich habe mir nicht so viele Gedanken darum gemacht. Wo ich vielleicht manchmal gerne aufbegehrt hätte, wäre wahrscheinlich die Sache mit der Anzieherei gewesen. Bis zum allerletzten Tag, wenn was zum Anziehen war, ob Unterwäsche, Oberwäsche, Pullover, Hose oder Jacke, hat mir meine Mutter das auf diese Truhe hingelegt, und dann hatte ich das anzuziehen, das und nichts anderes. Auch ab einem bestimmten Tag waren lange Hosen zu tragen, das hat sie bestimmt, alles, fertig. Einmal holte ich mir selber ein Paar Strümpfe raus. Ich hatte das noch niemals gemacht. Sie waren rot. Meine Mutter sagte: ›Um Gottes willen, du Idiot, du Schwachkopf, muß ich denn alles selber machen? Blaue Hose und rote Socken! Du mußt dezente Socken dazu tragen! Wenn man doch nicht alles alleine macht‹ usw. Das ist immer so gewesen, daß meine Mutter mir bis ins Kleinste hinlegte, was ich anzuziehen hatte.

In meinem ganzen Leben ist es nur einmal vorgekommen, daß wir eine Urlaubsreise machten. Für höchstens eine Woche bin ich als Sechs- oder Siebenjähriger mit meiner Mutter in Urlaub gewesen. Das war auf einem Bauernhof in Haltern, einem Dorf in Westfalen. Noch heute habe ich Erinnerungen an ein altes Bauernzimmer, da hing von der Decke einer von diesen langen alten Fliegenfängern und eine alte Lampe. Wir haben eine Dampferfahrt auf dem Halterner See gemacht. Das war ein richtiges, schönes Ausflugsboot. Ich muß sagen, m dieser Woche, wo wir Urlaub machten, waren wir ein wenig anders als sonst. Es ist für mich irgendwie rührend, sie war anders als während der sechs Jahre vorher und der dreizehn Jahre nachher. Na Gott, Sie können sich vorstellen, wie das für einen Menschen ist, der von morgens bis abends arbeitet und endlich wirklich mal rauskommt. Ich weiß noch, sie hat mir ein kleines blaues Bötchen mit weißen Segeln gekauft, zum Spielen für die Badewanne. Ansonsten habe ich mit meinen Eltern niemals Urlaub gemacht. Ein- oder zweimal, vielleicht auch dreimal, sind wir sonntags in Holland gewesen, aber das war immer nur sonntags, zu Lohmühle. Das ist ein ganz kleiner Ort mit einem Ausflugslokal und einem Schwimmbad. Die paar Tage mit meiner Mutter in Haltern waren vielleicht die schönsten, möglicherweise die einzigen schönen in meinem Leben, weil meine Mutter, aus dem Trott und Wahnsinn der Hektik heraus, tatsächlich für diese kurze Zeit (und nur diese Zeit) sich lieb mit mir beschäftigte.

Wochenlang habe ich meine Eltern mal beackert, damit sie mich mit meinem Freund Viktor eine Fahrradtour machen ließen, und nach zwei Wochen hatte ich sie auch so weit. Aber das hat sich zerschlagen, es ist nicht dazu gekommen. Nur ein einziges Mal bin ich allein verreist. Das war für zwei Tage, zum Kongreß der Zauberer nach Triberg im Schwarzwald. Da bin ich aber auch nicht so allein gewesen.

Zauberkollegen haben mich in ihrem Auto mitgenommen, aber ich war in einer Pension und habe allein geschlafen. Meine Eltern haben 1966 und 1967, ohne meine Einwilligung, an eine Illustrierte quasi meine persönlichen Briefe an sie verkauft. Ich habe das erst erfahren, als die Sache perfekt war. Sie haben damals einen Geldbetrag erhalten, dessen Umfang ich hier nicht nennen will, den sie für *mich* verwandt haben. Des weiteren (ebenfalls Geld) beim *Constanze-Interview*, und nochmals 1968 von der Illustrierten. All das Geld, das muß ich der Objektivität halber sagen, haben sie für *mich* ausgegeben. Auch Ende 1970 hat meine Mutter den Namen und die Adresse von Yvonne an Herrn Werremeier von der Illustrierten weitergegeben, ohne Yvonne oder mich zu fragen. *Yvonne und auch ich wären dagegen gewesen.* Yvonne hat von Herrn Werremeier DM 500,— bekommen. Wenn ich an die sonstigen Beträge denke, muß ich zu dem Schluß kommen, daß meine Mutter dabei wohl auch nicht leer ausgegangen ist. Diese ganzen Geldgeschichten gefallen mir überhaupt nicht, aber solange sie das Geld für mich verwenden, kann ich als folgsamer Sohn natürlich nicht aufmucken. Als es mal bei uns zu Hause Krach wegen der Mutter meines Vaters gab, hat mein Vater fast jeden Sonntag gefragt, ob meine Mutter nicht mit ihm zusammen nach Neuß fahren wolle. Dann fing sie an zu toben. Einmal, ich kann das nicht vergessen, hatte sie meinen Vater stundenlang derart bearbeitet, bis er sich aufs Bett setzte und hemmungslos zu weinen anfing. Mein Vater ist beileibe kein Schwächling. Manchmal fragte er mich, ob nicht ich wenigstens mit ihm. nach Neuß zu meiner Tante fahren wolle, auch zu meinem Onkel Franz, aber ich habe immer gesagt: ›Nein, ich stehe auf keiner Seite. Ich will damit nichts zu tun haben.‹ Wahrscheinlich war das falsch. Er muß immer damals sehr einsam gewesen sein, aber wir drei waren ja immer einsam, auch wenn wir beisammen waren.

Zu meinem Geburtstag einmal hat mir meine Tante Marthea einige Tafeln ›Novesia‹ nach Katernberg geschickt. Das war gut so, daß sie sie an die Geschäftsadresse schickte, denn ein Jahr vorher hatte mir die Mutter meines Vaters ein Päckchen zum Geburtstag geschickt, nach Langenberg, mit Süßigkeiten und einer Wollsache, die meine Oma selber gestrickt hatte. Meine Mutter sagte mir, daß sie ›das Zeug sofort in den Ofen geworfen‹ hatte.« Unmittelbar nach dem zweiten Prozeß habe ich selber einen Brief von mir an Herrn Bartsch nach Langenberg geschickt, ohne daß er ihn je erhielt. Jürgens Kommentar dazu: »Deine Worte, daß Dein Brief an meinen Vater offenbar verloren -gegangen sei, haben mich sehr nachdenklich gemacht, weil es sich um die deutsche (also pedantisch genaue und pflichtbewußte) Post handelt, bei der kaum etwas verlorengeht. Nein, ich glaube Dir schon, nur macht es mich stutzig. Du weißt ja schon die Geschichte vom Päckchen zu meinem Geburtstag von meiner Oma. Darum bin ich überzeugt, daß der Brief an meinen Vater, falls Du ihn nach Langenberg adressiert hast, ebenfalls durch meine Mutter in den Ofen gewandert ist, ohne daß mein Vater davon weiß. Es war eigentlich gut, daß Du an *ihn* geschrieben hast. *Er* ist, wenn er quasi dazu gezwungen ist, durchaus in der Lage, sachlich zu bleiben und sachliche Argumente anzuhören, was man von meiner Mutter nicht unbedingt sagen kann. Und in einem Alter, wo ›Umdenken‹ noch möglich wäre, ist sie leider nicht mehr.

Die Geschichte von ihr und vom Fleischermesser im Laden war mit Sicherheit nach der dritten Tat, aber, nicht ganz so kraß, war ähnliches (natürlich nur mit meiner Mutter) schon vorher vorgekommen. So etwa alle Halbejahr, auch schon vor der ersten Tat. Immer dann, wenn sie mich schlug. Sie wurde immer wütend, wenn ich die Schläge abwehrte. Ich sollte so quasi strammstehen, um die Prügel zu empfangen. So mit sechzehneinhalb bis neunzehn Jahren, wenn sie mich da

schlagen wollte und hatte etwas in der Hand, da habe ich es ihr dann einfach aus der Hand genommen. Das war für sie so ziemlich das Schlimmste. Sie empfand das als Auflehnung, obwohl es nur Notwehr war, denn sie ist beileibe nicht schwach. Und in den Momenten hätte sie es in Kauf genommen, mich zu verletzen. So etwas merkt man. Das waren immer Gelegenheiten, bei denen ich entweder irgend etwas gegen ihren Ordnungssinn getan hatte (›Das Vorzimmer ist geputzt, da kommt mir heute keiner rein!‹) oder ein Widerwort gegeben hatte. Aber so drastisch, wie im Laden, war es nicht. Als das passierte, habe ich sogar meinerseits mit dem Gedanken gespielt, selbst zum Jugendamt zu gehen, um von ›zu Hause‹ fortzukommen.

In den letzten Jahren habe ich (wie ich glaube, mit Recht) einen steigenden Widerwillen gegen unser ›trautes Heim - Glück allein‹ entwickelt. Ich will es offen sagen: Ich habe meine Eltern lieb, und ich bin ihnen dankbar, daß sie zu mir halten, aber den ganzen Tag möchte und kann ich mit ihnen nicht Zusammensein. Und ›nach Hause‹ zurück? Dann doch lieber Gefängnis.« »Ich kann mich noch sehen, mit anderen Säuglingen, drei oder vier, in kleinen Emaillewannen, die auf einem großen Tisch stehen, in jeder Wanne ein Säugling. Eine Schwester steht auf Tischhöhe. Und wie ich schrie, wenn Seife in die Augen kam! Sie ist ganz, ganz deutlich, diese Erinnerung.« Schon am Tage seiner Geburt, am 6. November 1946, befand sich Jürgen Bartsch in einem pathogenen Milieu. Er wurde sofort nach der Entbindung von seiner tuberkulösen Mutter, die wenige Wochen später starb, getrennt. Eine Ersatzmutter für das Baby gab es nicht. In Essen, immer noch heute im Dienst auf der Wöchnerinnenstation, fand ich Schwester Anni, die Jürgen noch klar in Erinnerung hat: »Es war so ungewöhnlich, Kinder mehr als zwei Monate im Krankenhaus zu behalten. Jürgen blieb aber elf Monate bei uns.« Die moderne Psychologie weiß, daß das erste Jahr im

Leben eines Menschen das wichtigste ist. Mütterliche Wärme und körperlicher Kontakt haben einen unersetzlichen Wert für die spätere Entwicklung des Kindes.

Aber schon in der Krankenhauskrippe begann die ökonomische und soziale Einstellung der späteren Adoptiveltern das Leben des Babys zu bestimmen. Schwester Anni: »Frau Bartsch hat extra bezahlt, damit er hier bei uns bleiben konnte. Sie und ihr Mann wollten ihn adoptieren, aber die Behörden zögerten, weil sie Bedenken über die Herkunft des Kindes hatten. Wie er war seine Mutter auch außerehelich geboren. Sie hatte auch eine Zeitlang bei der Fürsorgeerziehung verbracht. Man wußte nicht genau, wer der Vater war. Normalerweise schickten wir elternlose Kinder nach

einer gewissen Zeit auf eine andere Station, aber Frau Bartsch wollte das nicht zulassen. Auf der anderen Station gab es ja alle möglichen Kinder, auch von asozialen Eltern. Ich erinnere mich noch heute, was das Kind für strahlende Augen hatte. Er lächelte sehr früh, verfolgte, hob das Köpfchen, alles sehr, sehr früh. Einmal entdeckte er, daß die Schwester kommen würde, wenn er auf einen Knopf drückte, und das machte ihm großen Spaß. Er hatte damals keine Eßschwierigkeiten. Er war ein völlig normales, gediehenes, ansprechbares Kind.« Andererseits aber kamen pathologisch frühe Entwicklungen. Die Schwestern auf der Station mußten Ausnahmeniethoden erfinden, da ein so großes Kind selber eine Ausnahme bildete. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich, daß die Schwestern das Baby schon mit weniger als elf Monaten ›sauber‹ gekriegt hatten. Schwester Anni fand mein Erstaunen offensichtlich merkwürdig. »Vergessen Sie bitte nicht, wie das damals war, nur ein Jahr nach einem verlorenen Krieg. Es gab überhaupt keinen Schichtwechsel für uns.« Meine Fragen, wie sie und ihre Kolleginnen das gescharrt hätten, beantwortete Schwester Anni ein bißchen ungeduldig. »Wir haben ihn einfach auf das Töpfchen gesetzt. Das fing mit sechs oder

sieben Monaten an. Wir hatten Kinder hier im Krankenhaus, die schon mit elf Monaten laufen konnten, und auch sie waren schon fast ›sauber‹.« Unter den Umständen dürfte man nicht von einer deutschen Krankenschwester dieser Generation, nicht einmal von einer so gutherzigen Frau wie Schwester Anni, aufgeklärtere Kindererziehungsmethoden erwarten ; die Nazis hatten solche Methoden aus Deutschland verbannt. Es besteht kein Zweifel, daß die Adoptiveltern Bartsch sich damals nach einem Kind sehnten. Als Gerhard Bartsch kurz nach dem Kriege Dänemark besuchte, brachte er ein Paar kleine Lackschuhe zurück, obwohl kein Kind unterwegs war.

Kurz nach der Entbindung der Kriegerwitwe mußte die spätere Adoptivmutter Gertrud Bartsch in dieselbe Klinik, wo eine Totaloperation‹ alle Wünsche nach eigenen Kindern vernichtete. Sie und ihr Mann lernten in dieser traurigen Zeit den kleinen blonden Jürgen kennen. Das Baby befand sich in einer Phase, die Rene Spitz so beschrieben hat: Solche verlassenen Kinder »entwickeln sich zuerst rascher und sind kontaktfähiger als andere, bis sie dann, wenn die dauernde mütterliche Zuwendung fehlt und die Notreserven des Kleinkindes erschöpft sind, zurückfallen hinter diejenigen, die sich in der mütterlichen Wärme Zeit lassen konnten mit der Entfaltung ihrer Bildungsfähigkeiten«.

Nach elf langen Monaten dieser pathogenen Existenz kam das Kind, jetzt Jürgen genannt, zu den Adoptiveltern Bartsch. Jedem, der Frau Bartsch näher kennt, fällt auf, daß sie ein ›Putzteufel‹ ist. Kurz nach der Entlassung aus dem Krankenhaus wurde das Baby aus seiner anomal frühen ›Sauberkeit‹ rückfällig. Das ekelte Frau Bartsch an.

Bekannte der Familie Bartsch sahen damals, daß das Baby immer wieder Blutergüsse hatte. Frau Bartsch brachte jedesmal eine neue Erklärung für die Flecken, aber sie wirkten wenig überzeugend. Mindestens einmal während jener Zeit hat der bedrückte Vater Gerhard Bartsch einem Freund bekannt, daß er

eine Scheidung erwäge: »Sie schlägt das Kind so, ich vertrage es einfach nicht mehr.« Ein anderes Mal, als er sich verabschiedete, entschuldigte sich Herr Bartsch, daß er es so eilig hatte: »Ich muß nach Hause, sonst schlägt sie mir das Kind tot.« Jürgen Bartsch hat mir geschrieben: »Laufen habe ich mit nur einem Jahr gelernt. Das weiß ich ganz genau. Mit vier hatte ich eine Mittelohrentzündung, zusammen mit einem Ohnmachtsanfall. Ganz plötzlich, ohne jede Vorwarnung, bin ich steif wie ein Brett geworden. Etwa zwei Tage mußte ich liegenbleiben. Die Ärzte wußten nicht, was sie machen sollten, auch nicht, was es war. Als ich dann nach zwei Tagen plötzlich von selbst wieder in Ordnung kam, haben sie mich meinen Eltern mit nach Hause gegeben. Sie haben gesagt, sie wüßten nicht, was es war, aber meine Eltern sollten sich keine Sorgen machen, das käme öfter bei Kindern vor. Ich war damals im Krankenhaus. Das war so ein Zustand, meine Eltern dachten, ich wäre tot. Teilweise habe ich jahrelang danach sehr schlecht gehört. Meine Eltern haben mich öfter angeschrieen: ›Hier, hörst Du nichts?‹ Ich hatte überhaupt nichts gehört, deswegen bin ich zum Ohrenarzt gegangen. Er hat da so ein bißchen rumgeblasen. Etliche Monate ist das gewesen, in Katernberg. Ich weiß nicht, ob es hinterher gut war. Ins Bett gemacht habe ich noch mit zehn Jahren, im ersten Heim. Mit sieben oder acht Jahren ist es auch noch zu Hause vorgekommen, ich glaube sogar mehrmals, aber nicht allzu häufig. Im ersten Heim in Rheinbach ist es zweimal passiert, im zweiten in Marienhausen, glaube ich, gar nicht mehr.

Mit zwölf Jahren in Marienhausen hatte ich eine Blinddarm Operation. Ich weiß, daß ich mitten in der Operation aufgewacht bin. Ich habe geträumt von Räubern, Tigern, Löwen, die mich auffressen wollten, und ich habe mich einmal schreien hören: ›Friß mich nicht auf! Friß mich nicht auf!‹ Da bin ich einen Moment wach gewesen. Sie haben mich aber gleich wieder zur Ruhe gebracht. In Marienhausen habe ich mir

eine Kinderlähmung geholt, die aber abortiv verlaufen sein soll. Ich konnte nicht gehen und nicht stehen, ich hatte Schwindelanfälle, es drehte sich alles. Ich bin dann für zwei oder drei Wochen ins Krankenhaus nach Langenberg gekommen. Eine Gehirnerschütterung habe ich wenigstens ein - oder zweimal gehabt. Als wir in der Goethestraße wohnten, bin ich von einer drei Meter hohen Mauer runtergefallen. Ich war sechs oder sieben. Ich bin auf einen Steinboden gefallen, aber bewußtlos war ich nicht. Als ich neun war, bin ich mit dem Roller gefahren, und da bei voller Fahrt ist der Lenker umgeschlagen. Ich bin mit dem Kopf auf den Lenker gefallen. Vielleicht drei Minuten bin ich bewußtlos gelegen. Eine Gehirnerschütterung habe ich bestimmt gehabt, ich weiß aber nicht, bei welcher von den beiden Gelegenheiten. Ich weiß auch heute nicht mehr, ob man mich behandelte. Ich weiß nur, ich bin im Bett gelegen und der Arzt sagte: ›Eine leichte Gehirnerschütterung‹« Früh in unserer Korrespondenz habe ich Jürgen gefragt, ob er ›überwiegend‹ allein gespielt habe. Seine Antwort: »Na Sie sind gut! Das ist ein Punkt, wo ich immer ein bißchen ärgerlich werde, ein bißchen empfindlich bin. Das ist an sich (entschuldigen Sie!) eine dumme Frage. Es ist ja ganz logisch, als Kind allein gespielt zu haben, wenn man niemanden hat. Die Dienstmädchen waren von der Mutti von morgens bis abends eingespannt, dann alle paar Wochen würden die Dienstmädchen rausfliegen. Bis zum Schulalter haben mich meine Eltern von allen anderen Kindern hermetisch abgeriegelt. Was blieb denn noch? Da blieben doch bloß meine Eltern, und daß meine Eltern in zwanzig Jahren nicht ein einziges Mal mit mir gespielt haben, das habe ich Ihnen ja auch schon gesagt. Was bleibt, ist nichts, gar nichts. Als Drei- bis Fünfjähriger habe ich hauptsächlich Schulfunk gehört. Ich hatte einen alten Radiokasten von vorm Krieg. Mit den Steifftieren fing das ganz früh an, und ich habe sehr viel mit ihnen gespielt. Als Kind wollte ich mal sogar Tierarzt

werden. Meine ganzen Tiere wollte ich gesund halten, und ich habe meine Eltern so lange beackert, bis sie mir dann ein Schild an die Tür klebten: ›Praxis‹. Aber nach zwei oder drei Tagen war das auch vorbei. Angstzustände bekam ich, wenn ich allein im Hause war. Das kam aber nur drei- oder viermal vor. Einmal, als Fünfjähriger, habe ich die ganze Nachbarschaft zusammengeschrien. Dann, als Sechs(?) -jähriger, habe ich vor Angst einen Wutanfall bekommen und den elektrischen Sicherungskasten mit dem Hammer bearbeitet. Dann, als Siebenjähriger, habe ich mal meine Angst überwunden und (meine Eltern waren im Kino) einfach das Kino angerufen und gefragt, wann das Kino aus wäre. ›Gleich‹, wurde mir gesagt, und seitdem hatte ich keine Angst in solchen Fällen mehr. Eben weil ich nicht mit anderen spielen durfte, durfte ich auch nicht vor die Tür. Nur einmal in der Woche kam meine Oma und ging mit mir spazieren, oft in den Grugapark. Dort habe ich mich nur für die Tiere interessiert und für die kleinen Bummelzüge , die damals schon dort fuhren. Zu Hause war ich immer allein, meine Eltern hatten keine Zeit. Als Kleinkind schon hatte ich immer furchtbare Angst vor der polternden Art meines Vaters. Und was mir schon damals auffiel: Ich habe ihn kaum je lachen gesehen. Welches Kind möchte mit einem mürrischen Vater spielen? Das soll kein Vorwurf gegen meinen Vater sein, denn heute weiß ich: niemand kann ›aus seiner Haut‹. Da habe ich schon mit dem Gesellen gespielt, den wir damals hatten und der so kinderlieb war. Und er konnte so schön singen. Jedesmal, wenn er sang, ›Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand, und das Zaumzeug liegt gleich neben an...‹, dann kamen mir die Tränen.

Es war eines seiner Lieblingslieder (holen Sie sich rasch Ihr Taschentuch) : Nachdem der Sänger schluchzend erzählt, wie sein treues Pony sein Leben rettete, dabei aber sein treues Pferdeleben ließ, bekannte er standhaft, was für jeden echten

Cowboy ja eine Selbstverständlichkeit ist: ›Ich schäme mich meiner Tränen nicht!‹ Und dann der Refrain: Es hängt ein Pferdehalfter an der Wand, und das Zaumzeug liegt gleich nebenan. Fragt ihr nicht, warum ich traurig bin. Schau ich nur zum Pferdehalfter hin.

Er war mein Freund.

Ich habe niemals einen Menschen so geliebt als ihn allein, mein Pony.

Er war so treu, wie es ja keinen Menschen gibt. Seinen Platz in meinem Herzen verliert er nie. Na, ist das was?

Von diesem Gesellen weiß ich heute nur noch, daß er ›Onkel Hugo‹ genannt wurde von mir, und daß er in seiner Art viel ruhiger war als mein Vater. Ich schaute ihm oft bei seiner Fleischerarbeit zu, direkt gesprochen haben wir wohl kaum miteinander, er hatte auch immer sehr, sehr viel Arbeit. Er sang von morgens bis abends - was immer er auch tat.

Im Gedächtnis geblieben ist mir besonders ›Man müßte noch mal zwanzig sein‹. Das sang ich dann auch alles nach, und ich verstand gar nicht, warum die anderen lachten, wenn ich sang, ich wollte ›noch mal zwanzig sein‹. Er sang fast nur traurige Lieder, und sie gefielen mir so unwahrscheinlich gut, man konnte so schön weinen dabei (was ich auch tat) und sich selbst so richtig von Herzen leid tun, auch wenn es nicht hundertprozentig klar war, warum und wieso.

Der ›Onkel Hugo‹ hat auch einmal den Nikolaus für mich gespielt, ich habe ihn aber nicht erkannt. Nein, was habe ich geschrien, geheult und gejammert dabei. Daß der Nikolaus bald vor Mitleid mehr geweint hat als ich, das habe ich gar nicht gemerkt. Hinterher hat er nur zu meinen Eltern gesagt: ›Niemals wieder, niemals wie der!‹ Dann ist er fort und ins Ausland.

Ich war fünf, glaube ich, da war ich ein paarmal in einem Kinder garten. Dieser Garten war in einem weit entfernten Stadtteil, wo die Kinder nichts von meiner Adoption wußten,

und ich hatte kein einziges der Kinder gesehen. Ich war ein sehr schüchternes und sehr ängstliches Kind (wenn ich die Ursache dazu suchen sollte, würde oder müßte ich sie wohl im strengen Regiment meiner Mutter suchen, ich sage strengen, nicht etwa ungerechten, und nicht zuletzt im Einzelkind-Dasein) und fand darum nicht den geringsten Anschluß an die anderen, wie später auch in der Schule, wie fast in meinem ganzen Leben. Nur ein paarmal war ich da, dann sahen meine Eltern wohl ein, daß es keinen Sinn hatte.« Im Urteil nach dem ersten Prozeß konnte man verwundert lesen: »Im Alter von vier fahren besuchte der Angeklagte den Kindergarten. Hier ordnete er sich gut ein, beteiligte sich an den Kinderspielen und war nicht ängstlich oder verschüchtert.« Man kann nur an nehmen, daß der Richter, der das Urteil schrieb, das erste Heim mit dem Kindergarten verwechselte.

»Noch etwas: in den Kindergärten oder auch in der Volksschule sind meist Arbeiterkinder. Zumindest der größte Teil. Meine Eltern waren nun und sind nun sehr gebildet, wenn ich mal so sagen darf. Wenn solche Leute nur ein Kind haben, versuchen sie sehr oft, ihr Kind schon von klein auf ebenso zu erziehen, also ›standesgemäß‹, und gerade das halte ich für einen großen Fehler, zumal wenn dieses Kind zuerst auf die Volksschule soll. Demi ungewollt (zumal wenn das Kind nicht mit anderen zusammenkommt) färbt die Bildung weniger oder auch mehr ab, und in diesem Fall wird die Bildung und der gute Wille zum Drama. Denn wenn dieser Junge in die Schule kommt und sich gern Kameraden suchen möchte, findet er gar nichts dabei, von ›Intelligenz‹, ›hygienisch‹, ›phänomenal‹ usw. zu sprechen und merkt gar nicht, daß die anderen kein Wort davon verstehen. Und merkt gar nicht, wie schrecklich altklug er wirkt. Und merkt gar nicht, daß er bei allen anderen als Spinner und ›Angeber‹ für immer unten durch ist. Es ist traurig, aber wahr: solch ein Junge ist ein kleiner, alter Mann und wird es im Leben sehr schwer haben, wenn nicht daran

zerbrechen. Denn wenn er sich selbst die Diagnose stellen kann, ist es meist zu spät. Als Kind hatte ich furchtbare Angst vor dunklen Räumen und vorm ganz alleine sein. Besonders gefürchtet habe ich stets Prüfungen, Tests und die ›großen und starken‹ Jungen, was ja die meisten waren, weil ich ja so klein war.

Ich habe immer als Kind, bis dreizehn oder vierzehn Jahren, Fingernägel gekaut. Also etwa, bis ich in die Langenberger Schule kam, nach dem Internat in Marienhausen. Ich glaube nicht, daß ich je als Kind nackt herumlief. Ich glaube auch nicht, daß ich es gern getan hätte. Das mag an der Erziehung liegen. War man zwangsläufig als Kind mal nackt, beim Baden oder Umziehen oder der gleichen, hieß es sofort: ›Beeil dich, daß du nicht so nackt herum stehst!‹ Da kommt man sich natürlich wie eine Sau vor. Meine sexuelle Neugierde hat sich folgendermaßen entwickelt: Bis sechs oder sieben Jahren der eigene Körper, damals auch noch der Körper der Mädchen im gleichen Alter, wenn auch das Interesse nicht übertrieben stark war, aber es war da. Und dann über sieben Jahre noch hinaus auch hauptsächlich der eigene Körper bis etwa zehn oder elf Jahre.

Danach, etwa bis elf oder höchstens dreizehn Jahren, interessierten mich die Gleichaltrigen und unwesentlich Jüngeren, es kam dabei aber auch auf die in diesem Alter üblichen erotischen Gefühle an. Ganz klar ausgedrückt heißt das für diese Zeit: Wenn seine Art und sein Gesicht mir sympathisch waren, so interessierte mich sein Körper überhaupt nicht. Ab dreizehn Jahren etwa blieb es dann konstant, das heißt, als ich fünfzehn, sechzehn, siebzehn wurde, waren es immer nur noch weit Jüngere, die mich interessierten. Außerdem wurde die ›Basis‹ breiter, ohne daß ich es direkt merkte, ohne daß ich das zeitlich genau fixieren könnte.

Ab vierzehn Jahren etwa war es, glaube ich, schon so, daß mich die Acht- bis Zehnjährigen interessierten, und die Gleichaltrigen überhaupt nicht. (Wenn ich sage, überhaupt nicht‹, dann meine ich damit, daß ich niemals, seit der Trieb begann, ungefähr mit vierzehn, die Gleichaltrigen mit dem Trieb in Verbindung brachte. Ich hatte niemals das Gefühl, Gleichaltrige quälen oder ermorden zu müssen. Gleichaltrige oder fast Gleichaltrige interessierten mich von etwa sechzehn bis neunzehn Jahren höchstens, also ich merke gerade, daß das Wort Gleichaltrige hier nicht recht angebracht ist. Sagen wir besser: ›Lustknaben‹, so nennt man das wohl, interessierten mich nur insoweit, als sie selbst es auch interessierte, nämlich zur Befriedigung, und damit war dann aber auch schon alles O. K.)

Worauf ich hinaus will: Die sexuellen Handlungen mit Lustknaben hätte ich jederzeit aufgeben können, wenn sich da ein dringender Grund ergeben hätte. Ab wann begann das? Etwa ab sechzehn Jahren, praktisch bis fast zur Verhaftung. Diese Knaben sollten jüngstens fünfzehn oder sechzehn sein und ältestens siebzehn oder achtzehn etwa. Und, was ›wichtig‹ war — ich meine das ganz ernst —, sie durften sich auf keinen Fall rasieren, also sie durften keinen richtigen Bart haben. Das hätte mir jede Lust genommen. Für diese Art der Sexualität gibt es für mich nicht die geringste Parallele zum Trieb, der sich mit dem viel Jüngeren beschäftigte, also etwa acht bis höchstens dreizehn etwa. Auch mal vierzehn, aber dann war es immer so, daß die Kinder jünger aussahen, als sie waren. Auch Peter Frese, der ja schon vierzehn war, sah ja beileibe nicht danach aus. Die Diskrepanz, die ich selber noch nicht begreife, ist, daß ich die harmlosen Handlungen mit den älteren Jungen jederzeit hätte sein lassen können; daß ich aber die viel schlimmeren Dinge mit den Kleinen nicht aufhören konnte. Die Kripo hatte dafür eine prima einfache Erklärung: ›Die Älteren, da hätte mal durchaus einer stärker sein können als

du!‹ (Das hat der Kommissar mal zu mir gesagt. Wenn er mal einen Pokal gewinnt, wird es wahrscheinlich der Pokal der Vereinfachung sein.) Als ich älter als vierzehn wurde, da ging die Altersgrenze, den Trieb; betreffend, etwas höher, etwa bis zu den Dreizehnjährigen, aber so blieb es dann. In dieser Beziehung änderte sich nichts mehr, auch als ich siebzehn und dann älter wurde. Am größten war meine sexuelle Neugierde, als ich in Marienhausen war, zur Zeit der Pubertät, also von elf bis dreizehn.

Manchmal, als Kind oder als Junge, hatte ich gleichzeitig Schuldgefühle und Angst vorm Entdecktwerden, bei ›normalen‹ kleinen oder großen Vergehen jedesmal. Ob Apfelklauen oder Schule schwänzen oder auch die Sache mit meiner Oma, wo ich ab und zu eine Mark klaute, um ein bißchen Ruhe von meinen Peinigern in den ersten Klassen zu erkaufen. Bei den Verbrechen nie, wenn man davon absieht, daß ich immer darauf geachtet habe, daß ich nicht erwischt wurde, es mußte doch weitergehen können. Aber Angst war das nicht. Eines zeigt mir besonders, wie dumm die Menschen manchmal denken. Bei meiner Verhaftung, vielmehr davor, wo man sich mit mir ganz ›väterlich‹ über Gott und die Welt unterhielt, gab man mir Zigaretten und schaute auf meine Hand, ob sie vor Angst zitterte.

Trotz der tragischen Situation mußte ich grinsen. Ich war gar nicht in Spannung. Im Grunde war alle Spannung schon von mir abgefallen. So ungern war es natürlich gar nicht, daß sie mich endlich hatten, wenn ich auch von selbst mich nie hätte stellen können, was doch nur gegangen wäre, wenn ich quasi mich selbst hätte vorher von meinem Trieb heilen können. Angst vor Entdeckung ohne Schuldgefühle? Nur bei ganz läppischen Dingen, wie das er wähnte Apfelklauen oder so. Bei schwerwiegenden Taten halte ich das für einen schweren Mangel an Gewissen! Ähnlichkeit ist zwischen leichtem und schwerem *nicht* vorhanden. Natürlich kann man sich schämen,

auch ohne sich schuldig zu fühlen, wenn es sich z. B. um sexuellen Zwang oder um etwas handelt, wo man meint, daß man sich dumm oder blöd benimmt. Umgekehrt, sich schuldig fühlen, ohne sich zu schämen, ich glaube, das gibt es nicht. Als Acht- oder Neunjähriger habe ich Zucker auf die Fensterbank gestreut, daß der Klapperstorch ein Geschwisterkind bringt. Ich war damals sehr betrübt. Ich hätte so gern jemanden gehabt, ich habe mich doch manchmal verdammt allein gefühlt. Aber was will man machen? Als Sieben- oder Achtjähriger habe ich sch on in der Schulklasse natürlich meinen Schatz gehabt, in den ich heimlich verliebt war. Das geht ja jedem Jungen so. Ich glaube, daß ich damals abends im Bett ein bißchen phantasierte, daran kann ich mich noch erinnern, ich weiß aber nicht mehr genau was. Ich weiß aber noch, daß ich einmal mit sechs oder sieben Jahren im Bett lag und auf einmal dachte: ›Warum ziehst du nicht mal die Hose runter und guckst du dich mal an?‹ Das habe ich dann gemacht, mit dem Kopf nach unten und den Beinen hoch nach oben. Dann war ich auch zufrieden, dann war es auch gut.

Im Turnen war ich immer einer der letzten. Es hat mich immer sehr gewurmt, daß ich niemals lernte, Fußball zu spielen. Beim Völker ball kommt es auch darauf an, den Ball zu fangen und zu versuchen, ihn an andere abzuwerfen, aber das habe ich nie gemacht. Ich bin immer nur ausgewichen. Ich habe nicht ein einziges Mal irgend einen Ball gefangen. Natürlich war das Ängstlichkeit, aber was soll man machen? Ich habe damals immer an mich als den Kleinsten gedacht. Es ist natürlich möglich, daß ich vielleicht nur der Zweit kleinste war und daß ich nun den Allerkleinsten verhaun. habe. Das ist natürlich möglich. Als ich mit neun oder zehn zu Hause war, war es üblich, jeden Tag die Wäsche zu wechseln, später, als ich aus Marienhausen zurück nach Hause kam, nur jeden zweiten oder dritten Tag. Im Fall Kahl weiß fiel mir das so frappierend auf, der Junge hatte so schöne weiße Unterwäsche

an, die er gerade an dem Morgen, vielleicht sogar erst am Mittag angezogen hatte. Das war irgendwie ein ganz komisches Gefühl für mich. Das sind so bestimmte Einzelheiten, an die man wieder denkt. Ich möchte nun nicht sagen, daß ich, weil er so nett und lieb und so sauber war, daß ich nun deswegen ganz besonders -ach Gott, ich weiß es nicht! Ich kann nur so viel sagen, daß mir das ein ganz, ganz besonderer Genuß war, die nun mal runterzureißen. Ich hatte eine bestimmte Aggression gegen diese allzu frische Sache, das steht fest, aber ich kann es nicht genau definieren. Frische Wäsche allgemein erinnert mich natürlich an zu Hause, bei mir, eben dieses häufige Umziehen. Mir persönlich war das immer viel zu viel.

Insofern war es in Marienhausen viel besser. Da hatte jeder seinen Wäschesack mit so und so vielen Garnituren, und man hat gewechselt, wann man wollte. Man konnte sogar ruhig vier oder fünf Tage die gleiche Chose anlassen. Das habe ich gern gemacht. Den Geruch frischer Wäsche mag ich nicht allzusehr. Als Jüngling auf der Tanzschule habe ich zwei Kurse mitgemacht. Meine Cousine Ruth ist mit mir zusammen hingegangen, sie war vierzehn und ich siebzehn. Meine Mutter sagte: ›Du gehst auch hin‹, aber ich sagte, ich wollte nicht. Das hat sich so zugespitzt, daß sie sagte: ›Wenn du nicht hingehst, dann kommst du mir gar nicht mehr aus dem Haus.‹ Da habe ich mich breitschlagen lassen und bin dahingegangen. Ich habe aber nicht viel dabei gefunden. Der Kursus war immer samstags, ich bin nach dem Geschäft hingegangen. Für den Mittelball und den Abschlußball habe ich ein Mädchen zugeteilt bekommen. Sonntags war auch Tanztee, da sollte ich auch hingehen, und dann bekam ich langsam das Auto. Beim ersten Kursus habe ich ganz schön pflichtgemäß alles mitgemacht. Beim zweiten haben sie mich von der Tanzschule angeschrieben, sie brauchten noch Herren. Meine Mutter sagte: ›Geh doch hin‹. Diesmal antwortete ich: ›Warum nicht?‹

Gedacht habe ich: Jetzt hast du den Wagen, jetzt hast du auch Zeit, die Cousine ist jetzt auch nicht mehr da. Angeblich kannst du samstags und sonntags in die Tanzschule gehen, aber in Wirklichkeit kannst du schwänzen. Ein paarmal muß man natürlich ab und zu hingehen, aber meistens kannst du auf die Suche gehen. Das habe ich dann oft ausgenutzt. Gesagt habe ich: ›Ich gehe zum Tanztee‹, aber in Wirklichkeit bin ich auf die Kirmes gefahren, irgendwo in der Gegend, und habe nach Jungs gesucht.

Meine Partnerin auf der Tanzschule war sympathisch und lieb und nett, aber sie war eben halt ein Mädchen, und ich hatte insofern kein Interesse an ihr. Mit anderen Mädchen habe ich überhaupt kaum ein Wort gesprochen, und mit den anderen Jungs da kamen dann eben meine alten Kontaktschwierigkeiten wieder auf. Ich habe allein in der Ecke gesessen oder gestanden und habe allein meine Coca getrunken.« Jürgens erstes homosexuelles Erlebnis geschah auf der Goldenen Hochzeit seiner Großeltern.

»Mein Vetter hat mich auf das Speicherzimmer mitgenommen und Sauereien mit mir gemacht. ›Was wollt ihr denn‹, sagte er der Polizei nach meiner Festnahme, natürlich gebe ich das zu. Ihr könnt mir deswegen heute ja doch nichts mehr am Zeug flicken.‹ Ich war damals acht oder neun. Den ganzen Abend war ich schwer nervös und ängstlich, ›schockiert‹, wenn man so will. Ich hatte ja nicht gewußt, daß es ›so was‹ gibt. Ich hatte eine furchtbare Angst vor ›Bub‹. Als wir uns später an der Tür verabschiedeten, sollte ich ihm die Hand geben und ›Auf Wiedersehen‹ sagen. Ich war aber sicher, daß er mir irgend etwas antun würde, und so drehte ich einfach durch.

Am Himmel leuchtete ein rotgrünes Licht von einem Flugzeug. Ich schrie: ›Hilfe, das wirft Bomben!‹ und flüchtete von der Haustür in den Garten. Ich sah und hörte nichts mehr, ich rannte nur noch. Aufgewacht bin ich später, ich bin in einen

Stacheldrahtzaun gelaufen mit dem Gesicht zuerst und hatte mir die ganze linke Augen braue quer aufgerissen. Es dauerte lange, bis die große Wunde verheilt war, und sie ist auch heute noch so gut zu sehen, daß sie als Erkennungszeichen für die Verbrecherkartei dient. Im Sommer 1966, kurz nach meiner Verhaftung, hat die Polizei diesen Vetter vernommen. Was ich darüber weiß, ist nur, daß die Kripo (Herr Mätzler war es) ganz selbstverständlich zu mir sagte, so nebenbei: ›Weißt du, was du sagst, das hat er zugegeben, aber machen können wir da sowieso nichts mehr, weil das schon zu lange her ist.‹ Dieser Grund stimmte nicht ganz, aber ein anderer Grund war stichhaltig. Der Vetter hatte damals zwar wie wenigstens fünfzehn ausgesehen, war aber erst Ende dreizehn, so daß er nicht strafmündig war, und da ist er nicht zu strafen. Da *soll* man auch nicht strafen, zumal er in seinem Leben ja scheinbar den rechten Weg gefunden hat.« Der heute verheiratete Vetter arbeitet im Ruhrgebiet als katholischer Kindererzieher.

»Ich habe meine Oma mütterlicher Seite immer sehr geliebt. Leider ist sie nach meiner Verhaftung gestorben, sie hat alles noch erfahren müssen. Sehr gern ging ich mit ihr spazieren, und etwas später, als ich in der Schule war und jeden Tag woanders in der Gegend herum laufen mußte, habe ich oft einen Tag in der Woche bei ihr in Essen -Werden geschlafen. Nur eins kann ich mir nicht verzeihen: Als es in der Schule immer schlimmer wurde und ich bald jeden Tag von einem anderen Schüler verprügelt wurde, habe ich aus reiner Verzweiflung aus Omas Geldbeutel mehrmals eine Mark gestohlen, damit ich diese dem Stärksten in der Klasse geben konnte. Er hat mich darin eine Zeitlang ›beschützt‹. Oma hat es immer gewußt und nie etwas gesagt.

Vielleicht ahnte sie, wofür ... Damals mußte ich die Woche aufteilen. Ungefähr zwei Tage in der Woche mußte ich nach der Schule nach Katernberg mit der Straßenbahn zum Geschäft fahren. Zwei oder drei andere Tage mußte ich mit dem Lehrer

nach der Schule in dessen Wohnung gehen. Da durfte ich nicht so oft raus, ich habe mich größtenteils in dessen Wohnung aufgehalten. Da bin ich bis abends geblieben und habe bei ihm gegessen. Er hat mich bei sich ins Bett gesteckt, bei sich zu Hause. Ich habe dann gelegen bis neun oder zehn Uhr abends, bis mein Vater mich dann beim Lehrer abholte und nach Hause fuhr. Beim Lehrer habe ich meistens gar nicht geschlafen, ich habe neben der Uhr gelegen und die Uhr gehört. Ich habe damals immer bloß gesagt, es wird doch nichts passiert sein. Ich habe da furchtbare Angst gehabt, immer. Auf der einen Seite habe ich zwar vor meinen Eltern Angst gehabt, auf der anderen Seite habe ich aber auch Angst gehabt, daß irgend etwas passiert sein müßte. Ich wußte damals, daß die Minute sechzig Sekunden hatte und ich habe immer das Ticktack, Ticktack gezählt - eins, zwei, drei, vier, fünf, bis sechzig habe ich immer gezählt, das war eine Minute, dann habe ich wieder bis sechzig gezählt. Dann habe ich mir gesagt: zwei Minuten. Und ich habe auf die Uhr geguckt und gehofft, daß es in Wirklichkeit doch schon viel später sei.

Den Rest der Woche, einen Tag oder zwei, habe ich immer frei bekommen, zu meiner Oma. Das war das einzige, wo ich frei bekommen habe, zu meiner Oma nach Essen. Sie wohnte da bei Verwandten.

In Katernberg habe ich praktisch niemanden von den anderen Jungs gekannt, auch bei meiner Oma nicht. Jeden Ta g, wo ich bei ihr war, bin ich ins Kino gegangen. Ich habe sie angebettelt um das Kinogeld. Ich wußte genau, wenn ich lang genug bettelte, bekam ich mein Kinogeld. Jedesmal, samstags, sonntags, bin ich ins Kino gegangen, manchmal

sogar zweimal am Tag. In Katernberg durfte ich von meinen Eltern aus nicht ins Kino. Das war ein Greuel, sagten sie, das ist doch nichts für dich. Da habe ich mir dann Bodo den Schäferhund genommen und bin mit ihm ausgegangen. Zuerst habe ich das gemacht, weil ich ja immer solche Angst vor den

anderen Jungs hatte, um mir die anderen Jungs mit ihm vom Leibe zu halten. Später habe ich gedacht: Ja, wenn die dich so quälen, dann kann man sie ja wieder quälen. Da habe ich den Hund genommen (er gehorchte mir aufs Wort), und wenn ein anderer Junge kam, habe ich gesagt: ›Faß!‹ Und da ist er hinter dem Jungen her, und der Junge schrie und lief weg. Ich habe meinen Spaß daran gehabt, es war eine kleine Rache.

Diese geteilte Woche - Oma, Lehrer, Geschäft - dauerte meine ersten vier Schuljahre, bis ich nach Rheinbach ins erste Heim kam.«

»Heute weiß ich nicht einmal den Namen mehr, von dem Dienstmädchen damals, das ich so liebte. Vielleicht habe ich ihn niemals gewußt? Als sie heiratete, war ich gerade fünf Jahre alt geworden. Ich hatte mich derart angeschlossen, daß ich das erste Mal das Gefühl der Trennung hatte, und zwar in dem Maße gleich, weil ich dachte, du gehst jetzt kaputt, jetzt stirbst du, jetzt kannst du nicht mehr weitergehen.

Meine Mutter, mein Vater - das war mir völlig egal, nur dieses Mädchen dürfte nicht weggehen. Ich habe in meinem Bettchen gehangen und geweint. Ich habe versucht, sie da in mein Bettchen reinzuziehen. Sie hat mich in den Arm genommen, und dann haben wir beide geheult wie die Schloßhunde, Rotz und Wasser. Da kam meine Mutter rein. Erst hat sie mitgeweint aus Rührung. Hinterher kam noch ein etwas anderer Glanz in ihre Augen. Es war ihr wohl nicht recht, daß der Kleine das Dienstmädchen lieber hatte als sie. Als das Mädchen dann weg war, war sie nicht besonders freundlich zu mir. Die arideren Dienstmädchen haben mich angezogen und gewaschen und gefüttert, aber sie haben kaum ein Wort mit mir gewechselt.

Mit dem Schulanfang fingen Eßschwierigkeiten an, bis ich ins erste Heim kam. Da wurde es etwas besser. Von der ersten bis vierten Klasse, als ich zu Hause war, habe ich auch mittags meist gar nichts essen wollen. Meine Mutter mußte mir das

Essen oft reinprügeln. Nun muß ich dabei sagen, daß das Essen zwischen der Schularbeit stattfand, und meine Mutter schlug mich sehr oft dabei, wenn ich etwas nicht kapierte oder zu langsam war oder Fehler machte. Ich konnte also auch kaum großen Hunger haben. Ich konnte fast nichts mehr essen. Ich mochte nichts, ich wollte nichts. Da hat's natürlich auch wieder Schläge gegeben. Und dann ist meine Mutter mit mir zum Arzt gegangen, zum Kinderarzt oder Nervenarzt, ich weiß es nicht mehr. Sie war ganz ratlos. Sie sagte: ›Herr Doktor, ich verstehe gar nicht, warum das Kind so nervös ist.‹ Er hat mir dann innerhalb der vier Jahre, glaub e ich, zwei- oder dreimal eine Kur verschrieben. Da bin ich jeweils an die See gekommen oder in den Schwarzwald, für vier oder fünf Wochen. Sommer-Erholungs-Aufenthalte habe ich als Kind allein verbracht, aber ich habe keine böse Erinnerung davon, eher erfreuliche. Meistens war ich vom Roten Kreuz weg, in ein Kinderheim, einmal, mit fünf Jahren, an die Ostsee. Den Ort weiß ich nicht mehr. Wir Kinder waren alle so klein, und ich hatte damals (das gilt auch für die anderen Heime) weder besonderen Freund noch (Gott sei Dank) besonderen Feind. Wir wurden zudem sehr sorgsam behütet. Jeden Tag marschierten wir zum Strand und spielten; meistens, eigentlich ungewöhnlich, lagen wir nur faul herum, aber es war damals besonders heißer Sommer. Meine Eltern hatten mir für jeden Tag drei Mark oder so zugedacht, und die bekam ich von der Schwester blank auf die Hand, was höchstes Glück für mich war. Eis, Eis und nochmal Eis habe ich mir gekauft, und eine Muschel, so'n großes Ding, schön kitschig, habe ich mir an einer Bude gekauft, damit ich auch abends im Bett noch das Meer rauschen hören konnte. Ein halbes Jahr später war ich in Hinterzarten (Tante Marthea hat immer ›Zartenhintern‹ gesagt) im Schwarzwald. Auch sehr schön, durch den hohen Schnee stapfen, in eine kleine Kirche sonntags, und die herrliche Luft, die habe ich, zum Teufel, heute noch in der Nase.

Die ›Tanten‹ haben uns die Schuhe zugebunden, machten Waldspaziergänge mit uns und schrieben die Briefe für uns nach Hause. Abends im Bett sangen wir Abendlieder. Es war eigentlich sehr schön. An eins erinnere ich mich noch sehr gut und ohne Groll. Als es einmal abends Suppe gab, mochte ich sie nicht, rührte mit dem Löffel drin herum und meckerte: ›Scheißzeug! Ist doch vom letzten Jahr!‹ Worauf die Tante rief: ›Bartsch! Da in die Ecke stellst du dich hin und brauchst nichts zu essen!‹ Auch Schlitten gefahren sind wir im Wald, und die riesigen Stapel Baumstämme, auf Abhängen fest verankert, sind mir auch noch gut in Erinnerung. Ende sechs oder Anfang sieben war ich, als ich nach Bad Sachsa im Südharz zur Sommererholung war. Das Heim war ein älteres Haus damals schon, aber es war dort ebenfalls recht nett. Die Ortschaft hatte vom Krieg nicht viel mitbekommen, die meisten Häuser waren noch ›von frühere Die Tanten sagten uns damals, daß irgendwo außerhalb Sachsas, ›gar nicht weit weg‹, eine Grenze sei. Da durften wir nicht hin. Da waren böse Soldaten, die sofort auf uns geschossen hätten, wenn wir uns dort sehen lassen würden. Ich selber bekam immer dann nachmittags einen Löffel ›Schuhputz-Lebertran‹ (den nannte ich so, weil er weiß war und so stank), was mir gar nicht gefiel. Dort bin ich auch zum ersten Mal mit der Zauberkunst in Berührung gekommen, was mich sehr aufregte und mir sehr gefiel. Eine Tante hatte ein Faible für die Zauberei. Sie *verließ* das *Haus*, war also ganz unerreichbar, und in dieser Zeit einigten wir Kinder uns auf irgendeinen Gegenstand, den wir uns dachten und merkten. Die Tante kam wieder, *ahnungslos*, eins von uns Kindern nahm einen Zeigestock, tippte damit wahllos auf alle möglichen Gegenstände im Raum, und just, als der Stock auf den bewußten Gegenstand zufällig zeigte, sagte die Tante, ›Stop - das ist der Gegenstand, den ihr gewählt habt.‹ Wir waren kleine Kinder, aber daß das ein toller Trick war, haben wir doch realisiert. Natürlich hat unsere Tante uns aufgeklärt über die

›schwarze Kunst‹. *Wie* sie es gemacht hat? Ob ich es Dir verrate, alter Freund? Ich denke nicht daran! Ich führe dies Experiment doch noch heute gerne Erwachsenen vor.

Als kleinerer Junge habe ich Zeiten gehabt, wo ich praktisch so gut wie überhaupt nichts gegessen habe. Im ersten Heim habe ich gut gegessen, in Marienhausen auch einigermaßen gut, obwohl das Essen dort nicht gut war. Nach dem Urteil im ersten Prozeß habe ich wochenlang so gut wie überhaupt nichts gegessen, einmal am Tage zwei Kartoffeln und dann war's gut, aus. Das hatte aber damit zu tun, daß ich nichts an meine Luftwege bringen wollte. Ich hatte Angst, wenn ich die Kartoffel runterschlucken würde, dann verhing sie irgendwo und dann würde ich ersticken.

In Marienhausen, wenn einer nicht essen wollte oder konnte, kam es öfter vor, daß Pater Pütlitz einfach den ganzen riesigen Topf nahm und auf den Teller klatschte. Dann mußte derjenige das gänzlich aufessen. Das habe ich mehrmals gesehen. Einer mußte Bohnensuppe, einen ganzen Topf voll Bohnen, runterwürgen, und dann hat er natürlich gemacht, was zu erwarten war, nämlich sie alle ausgekotzt. Und dann, glauben Sie es oder nicht, mußte er sie noch einmal essen. So ist es auch mit dem Endiviensalat gewesen. Ich hatte mal gesagt, ich möchte heute keinen Salat, und PaPü hat mir den *ganzen* Topf Endiviensalat auf den Teller geschüttet, und ich mußte das ganze *Zeug* runterwürgen. Ich habe alles darauf geachtet, daß ich sie nicht auskotzte. Seitdem habe ich übrigens keinen Endiviensalat mehr gegessen.

Früher, bis, würde ich sagen, zu meiner Festnahme, hatte ich sehr viel Last, permanent sogar, mit dem Stuhlgang. Manchmal bin ich zwei oder drei Tage nicht gegangen. Sehr oft habe ich Abfuhrmittel nehmen müssen. Immer, immer habe ich irgendwelche Schwierigkeiten damit gehabt.

In den ersten vier Klassen habe ich eine Art Rachephantasie gehabt. Ich glaube, daß das für die Lage, in der ich war, ganz normal war.

Tagsüber habe ich gekuscht und geheult und habe nicht schlafen können, und ich war nicht fähig, mich zu wehren. Das ist nicht so gewesen, daß ich mich nicht hätte wehren wollen, aber gefühlsmäßig, emotional, war ich ganz einfach nicht fähig, mich zu wehren.

Es gab Kinder, die mich gequält hatten, die ich hätte zerfleischen können, wenn ich nur den Mut dazu gehabt hätte, aber ich war nicht fähig, ihnen mal ein paar zu geben. Das hat mit Feigheit nichts zu tun. Das war eine psychologische Sperre. Darum habe ich meine rachsüchtigen Phantasien gehabt.

Einmal, in Katernberg, als ich morgens in der Schule vom ›dicken Hackmann‹ ein paar ›auf die Schnauze‹ bekommen hatte, ich weiß es noch wie heute, habe ich auf dem Heimweg in der Straßenbahn die ganze Zeit nur gegrübelt, was ich machen würde, wenn ich mich wehrte, wenn ich erst groß, erst stark wäre, wenn ich da käme und sagen würde: ›Hier, wer will was!‹ Eine genaue Vorstellung davon hatte ich zwar nicht, aber ich habe ein bißchen mit der Faust vor mich hingefuchtelt, es wimmelte nur so von Aufwärts-, linken Geraden und Kinnhaken und Magenschlägen und sonstigen Treffern. Ich habe vor mich hingemurmelt und gebrummt. Furchtbar wütend war ich. Ich hatte ja mit jedem Krach, Verzweiflung, Wut.

Als ich dann in Katernberg ankam, ging ich ins Geschäft ins hinterste Zimmer, wo der kleine Teeschrank stand, machte ihn auf und schrieb mit dicken Bleistiftstrichen auf die Innenseite der Tür: DER RÄCHER! Das ist eine Einzelheit, die ich nie vergessen habe und die mir immer wieder in den Sinn kommt. Ich war vielleicht acht fahre alt. Wenn man eingesperrt ist und einen solchen Trieb hat wie ich, überschlägt sich die Phantasie ein wenig. Neuerdings denke ich daran, daß ich auf der Erde liege, und der Junge müßte dann breitbeinig über mich

kriechen, das Gesäß oben, und das Ding würde ein wenig runterhängen. Da müßte er langsam runterkommen, ich mache den Mund auf, dann möchte ich alles, sowohl das Glied als auch die Hoden, in den Mund nehmen. Ich würde nicht reinbeißen. Es wird sich komisch anhören, aber das wäre eine eher zärtliche Sache, wenn ich es so ausdrücken soll.« »Auf der Bardeleben-Schule in Essen-Holsterhausen war es jeden Tag dasselbe, das war derart langweilig, diese ewige Prügelei und der ewige Mist. Das ging die ersten vier Schuljahre.« Herr Hünnemeier, Jürgens Lehrer, der sich so viel um das unglückliche Kind damals kümmerte, erinnert sich noch heute an seine erste Begegnung mit Jürgen Bartsch: »Seine Mutter hatte ihm ein Klämmerchen ins Haar gesetzt. Sonst trugen nur Mädchen so etwas. Wir hatten sechsundfünfzig Kinder in der Klasse, und Kinder von Handwerkern waren eine Seltenheit in dieser Gegend. Jürgen war immer sehr gepflegt, immer sehr gut angezogen. Er hatte wenig Kontakt zu den anderen Schülern. Er kam mit Erwachsenen besser aus. Einmal besuchte uns ein Professor, und sofort kletterte Jürgen auf seinen Schoß.

Die anderen Jungen haben Jürgen alle abgelehnt — vielleicht, weil er zu fein angezogen war? Alle nannten ihn ›den doofen Bartsch‹. Ich fand ihn als Schüler durchschnittlich begabt, aber seine Leistungen hätten besser sein können. Das erlebte man aber häufiger mit Kindern aus einem Geschäftshaushalt. Damals erzählte er mir, er wollte Schallplattensänger werden. Er liebte alle Schnulzen der damaligen Zeit, ganz besonders ›O mein Papa!‹. Ich hatte den Ein druck, seine Mutter verwöhnte ihn materiell und sein Vater versuchte das durch Strenge auszugleichen, aber mit einem Männerwort, nicht mit Schlägen. Herr Bartsch hat Jürgen fast immer zur Schule gebracht und auch sehr häufig abgeholt. Er kam zwei Tage in der Woche zu mir nach der Schule, weil er zu Hause keine Ruhe hatte. Er arbeitete sehr langsam und

brauchte Aufmerksamkeit. Ich hatte damals den Eindruck, daß es der Familie Bartsch ähnlich ging, wie so vielen anderen solchen Familien mit Einzelkindern. Die Väter waren vom Krieg zurückgekommen und wollten eine Existenz aufbauen, die Mütter hatten auch während des Krieges eine Menge durchgemacht. Aber es ging Herrn und Frau Bartsch schon relativ gut. Sie hatten schon damals ein Auto, was nicht sehr häufig der Fall war. Ich erinnere mich, Jürgen hatte sämtliche Steifftiere, die es überhaupt gab, aber ich habe es sehr oft erfahren, daß Eltern nicht merken, daß ein Kind mehr als das Materielle braucht.

Wenn beide Eltern zu nur kamen, tat mir Herr Bartsch irgendwie leid. Frau Bartsch kam mir ein bißchen wie ein Feldwebel vor, ihre Art ihrem Mann gegenüber schien zu sagen: ›Ich verdiene mein eigenes Geld.‹ Wenn sie etwas sagte und Herr Bartsch dazu schwieg, hatte ich manchmal das Gefühl, er tat es nur, weil ich da war. Ich hatte immer den Eindruck, daß Jürgen für seine Mutter eine Art besseres Spielzeug war. Es geschah zwischen den beiden etwas, das ich bei anderen Adoptivkindern beobachtet habe. Sobald er anfing, seinen eigenen Kopf zu zeigen, war er für seine Mutter nicht mehr interessant. Er war für sie nicht mehr das Bübchen. Dann ging er ms Heim. Herr Bartsch kam zum letzten Mal zu mir, als Jürgen etwa dreizehn war. Er war ganz besorgt und fragte mich: ›Haben Sie eine Jugendgruppe, wo ich den Jungen anmelden könnte?‹ Ich versuchte ihn zu beraten, aber ich weiß nicht, was, wenn überhaupt was, daraus wurde.« »Meine erste große Unsicherheit«, schrieb mir Jürgen, »war mein erstes Zusammenkommen mit anderen Kindern in der ersten Schulklasse. Das war furchtbar, aber das habe ich ja hier schon öfter beschrieben ; als Grund sehe ich übertriebene, fast krankhafte Schüchternheit an. Der Grund für das alles war noch sicher, daß ich vorher praktisch mit keinem Kind auch

nur gesprochen hatte, geschweige denn gespielt. Ich kam mir als Schwächling vor, dem alles daneben geht.

Von den größeren, stärkeren habe ich manchmal für eine Mark eine Pause in der Prügelei kaufen können, aber auch zu denen hatte ich ein schlechtes Verhältnis, wie zu allen ›Kameraden‹. Keine Freundschaft oder so, wir sprachen auch nicht viel miteinander, es sprach ja sowieso kaum einer mit mir. Hätte der ›dicke Hackmann‹ z. B. die Mark nicht von mir bekommen, hatte er mich genauso vermöbelt wie die anderen. Die Kleinsten haben von vornherein schon einen sehr schweren Stand. Dazu konnte ich mich nicht daran gewöhnen, effektiv zwei oder drei verschiedene Wohnorte zu haben. Nur bei meiner Oma war die Stelle, wo ich praktisch freiwillig von mir aus hingegangen bin.

Mein Lehrer war ein sehr netter, sehr anständiger Mann, aber ich hatte zu ihm keinen engen persönlichen Kontakt, weil ich eben im allgemeinen überhaupt keinen Kontakt fand. Er nahm mich mittags zu sich nach Hause, und ich habe bei ihm Mittag gegessen. Er hatte damals keine Kinder. Ich würde nicht sagen, daß er dort mit mir Schularbeiten machte. Ich war an sich ein guter Schüler, und wenn ich zu Hause meine Ruhe gehabt hätte, wäre ich damals ohne weiteres einer der besten Schüler der Klasse gewesen. Beim Lehrer nebenan war eine Bäckerei und ein kleines Mädchen, mit dem ich mal Federball spielte. Mit anderen Jungs aus der Gegend habe ich die ganze Zeit, die ich bei ihm war, überhaupt kein einziges Mal gesprochen, ich habe zu ihnen überhaupt keinen Kontakt gefunden. Ich bin an den Spielplätzen vorbeigelaufen, ich habe mich hingesetzt und zugeguckt, wie die anderen spielten, aber ich habe mich niemals selber beteiligt. Ich habe auch niemals den Mut dazu gehabt. Oft saß ich bloß in seiner Wohnung und hörte stundenlang Radio, besonders das Berliner Feuilleton vom NWDR, mit Thilo Koch, und davor diese komische

Klarinettenmusik. Herr Patschke und seine Tochter Edith! Ein- oder zweimal ist der Lehrer mit mir ins Kino gegangen.

Aber an sich bin ich doch da genauso einsam gewesen wie sonst auch. Mal auf die Straße, mal Eis gegessen — an sich bin ich immer bloß hin und her gelaufen. Ich habe keine Ruhe gehabt. Ich bin sehr oft im Hallenbad, im Friedrichsbad gewesen, obwohl ich noch nicht schwimmen konnte. Ich ging in das Nichtschwimmerbecken. Ich bin sehr gern hingegangen. Da konnte ich andere Jungs zumindest sehen und mit ihnen irgendwie Zusammensein, aber dort habe ich genauso wenig mit ihnen gesprochen wie sonst. Ich wollte aber irgendwie, auf irgendeine entfernte Weise, mich zugehörig fühlen, wenn es auch ziemlich entfernt war.

Wir haben Herrn Hünnemeier, meinen Lehrer, noch später, als ich vierzehn und gerade aus der Schule gekommen war, noch einmal besucht. Er war wirklich ein äußerst anständiger Mensch. Ich hatte damals meinen Fimmel noch nicht abgelegt (eigentlich nie abgelegt), ich wollte unbedingt Pfadfinder werden, in so eine Gruppe rein, und deshalb haben wir Herrn Hünnemeier noch einmal besucht und gefragt, ob das in Essen eben möglich wäre. Das war im Sommer, und im Herbst habe ich eine Adresse bekommen. Meine Eltern sind mit mir an einem Sonntag hingefahren. Wir haben mit dem Auto vorm Zeltlager gestanden. Ich saß im Auto drin, und mein Alter ging in das Zelt rein zu den anderen Jungs und hat sich mit ihnen unterhalten. Er kam zurück und sagte: ›Also, wenn du nicht in Essen wohnst, dann ist das kaum mögliche Ich war ja nicht in Essen gemeldet.

Ich war natürlich so enttäuscht, ich kann das einfach nicht beschreiben, und bis heute hat das nicht aufgehört. Ich hatte mir damals irgendwie meine Träume und Phantasien so fertig zurechtgelegt, so ungefähr: gleich dableiben, gar nicht erst wieder mit zurück fahren, denn das wäre irgendwie der Himmel auf Erden für mich. Ich habe eine derartige Wut im

Bauch gehabt, bin derart wild gewesen, meine Eltern haben versucht, was sie an sich doch selten taten, ein Gespräch anzufangen, aber ich habe die ganze Zeit auf der Rückfahrt kein einziges Wort gesagt. Ich habe einfach gekocht. Normalerweise wird man mit zwölf Jahren Pfadfinder. Mit sechzehn oder achtzehn |also nachdem er zu töten anfing) bin ich bei den Pfadfindern kurze Zeit eingetreten, aber das war Käse, da habe ich nur Pech gehabt. Das war eine Gruppe in Langenberg, auf dem Dorf, so ein kleines Kart. Das war eine Gruppe, die, bereits als ich kam, zu zerbröckeln begann, und es war für mich eher eine ziemlich enttäuschende Sache. Aber in dem Alter war ich noch genau so da hinterher wie früher auch. Meine Oma war eine herzensgute Krau, ich habe sie immer sehr geliebt. Ich habe mich an sich bei ihr immer nur angemeldet und bin dann sofort ins Kino gegangen. An sich bin ich bei ihr gewesen hauptsächlich, um ins Kino zu gehen. Damals war ich sehr scharf auf Kino - Wildwestfilme und Kriminalfilme. Kaum war ich da, hatte ich schon mein Kinogeld, also nachmittags war ich praktisch weg. Aber auch da habe ich mit anderen Kindern keinen Kontakt gehabt. In der Zeit, wo ich bei meiner Oma war, hat mir ein ziemlich größerer Junge, älter als ich, damals Fahrradfahren beigebracht, aber in einem Nachmittag war das erledigt, da war es wieder aus. Im allgemeinen bin ich um halb zwei rausgegangen, nach Essen - Werden zur Brücke runtergegangen. Da habe ich mir die Bilder, die am Apollo-Kino aushingen, angeguckt. Dann bin ich weiter zum Gloria-Kino gegangen, habe mir dort die Bilder angeguckt, dann bin ich ungefähr eine halbe bis dreiviertel Stunde noch in Richtung Velbert raufgegangen, da hatten wir noch ein Kino. Da habe ich mir die Bilder auch noch angeguckt und bin dann zurückgegangen in die Mitte, da war ja *auch* noch ein Kino. Um drei Uhr bin ich dann in eins von den vier Kinos gegangen.

Als ich einmal vorm Kino stand, kam der Besitzer raus, und ich fragte ihn, ob das wirklich nur ab sechzehn wäre. Ich war noch acht oder neun. Er sagte: ›Nein, nein, geh ruhig rein.‹ Die Kinos hatten damals schon wenig Kundschaft. Das war ein Kriminalfilm, der artig brutal, der hat mir nicht gefallen — Gangster in der Badewanne durchsiebt und so, das war zu scharf für mich. Wenn, dann schon bitte anständig, mit Held und Wildwest, einsamer Sheriff und so. Das war schon besser.

Meine Oma war eine herzensgute Frau, aber *'wir* haben wenig gesprochen. Sie hat mir nichts erzählt oder so. Das lag vielleicht in der Familie, ich weiß es nicht. Es war einfach kein Mensch, mit dem man sich irgendwie was hätte erzählen können. Meine Adoptivmutter war manchmal regelrecht bösartig. Bei meiner Oma, wenn man einen Wunsch hatte, wurde er sofort erfüllt. Aber irgendwie eine Sorge, oder was mit ihr besprechen, das war nichts. Zärtlich war sie nicht. Das ist in der Familie an sich nicht üblich gewesen. Ich bin auch nie auf die Idee gekommen, daß sie zärtlich hätte sein können.

Während meiner ganzen Jugendzeit konnte es passieren, daß mir meine Mutter in einer Minute ein paar vors Gesicht schlug und in der nächsten Minute mich in den Arm nahm, aber ich bin nicht bereit, das als Zärtlichkeit zu akzeptieren. Es muß schon das eine oder das andere sein, es dürfte nicht in dieser Form zusammenkommen. Die Zärtlichkeit als solche, wie man sie als Kind doch manchmal wünscht - nein, ich könnte nicht sagen, daß es das fir mich gab. Meine Tante Marthea, die ich so liebe - in den Arm genommen haben wir uns auch nicht. Das scheint doch in der Familie zu liegen. Es fehlte irgendwie was. Außer den Besuchen beim Lehrer und bei meiner Oma bin ich damals nur in Katernberg mit dem Hund durch die Gegend gelaufen. Einmal innerhalb von drei Jahren ist meine Mutter mit mir ins Kino gegangen. Das war ein Musikfilm mit Vico Torriani, 1954. So ging das praktisch, bis ich mit zehn Jahren ins erste Heim in Rheinbach kam. Es gab an sich zwei Anlässe

dafür. Einmal haben meine Eltern selber eingesehen, daß sie niemals wirklich eine Minute Zeit für mich erübrigen könnten. Durch diese dauernde Hin- und Herschieberei, was sie mit mir machten, war ich furchtbar nervös geworden. Ich zappelte immer nur hin und her und konnte praktisch nichts essen. Das war der eine Grund. Der andere Grund war, daß ich wohl angefangen hatte, die Schule ein wenig zu schwänzen und ein wenig zu klauen. Wenn ich die Schule schwänzte, bin ich morgens regulär weggegangen und habe mich im Stadtteil Rüttenscheid rumgetrieben Schaufenster angeguckt, Kinobilder. Für zwanzig oder dreißig Pfennig habe ich mir Wundertüten gekauft und ausgepackt und mich mit dem Zeug daraus beschäftigt - Pfeile, Bogen, kleine Pfeile vom mit einem

Gummiding, wo man sie dann naß machen und an die Hauswand klatschen konnte, da war ich ganz toll hinterher. An sich bin ich nur rumgelaufen, immer nur ziemlich ziellos. Ein wirkliches Ziel, daß ich irgendwo gewußt hätte, wohin jetzt laufen, das habe ich nicht gehabt.

Einmal, nachdem ich nicht in die Schule gekommen war, sagte ich, meine Oma hätte Namenstag gehabt. ›Und wie heißt deine Oma?‹ Ich Idiot, ich habe mir dabei nichts gedacht. Gertrud heißt meine Oma. Da hat mir dann der Lehrer die Hose runtergezogen und hat mich über die Bank gelegt - ein Aushilfslehrer war das. Das Schuleschwänzen kam nur tageweise vor. Der Grund dafür waren meine Schwierigkeiten mit den anderen Jungs. Die Prügelei dauerte an, solange ich in dieser Schule war. Dann gab es auch die Zustände zu Hause. Ich wollte auch mal irgendwie ein bißchen freier sein. Ich hatte ein undefinierbares Gefühl, das hatte mit zu Hause zu tun.

Richtig fortgelaufen bin ich niemals, mittags kam ich immer zurück. Mit der Polizei nach meiner Festnahme bin ich nicht so in Einzelheiten gegangen. Ich habe klipp und klar gesagt: ›Ich bin dumm, ich weiß es nicht.‹ Aber nach Abschluß der ganzen Vernehmung haben sie gefragt: ›Können Sie sich irgendwas

selbst denken, warum Sie das alles getan haben?‹ Bei dieser Gelegenheit habe ich. gesagt: ›Ich weiß es nicht, aber ich bin als Kind in der Schule immer Prügelknabe von allen anderen gewesen‹, — so habe ich mich ausgedrückt- ›und es hat sich vielleicht bei mir irgendein immenser Haß irgendwie hintergründig auf die Kinder dieses Alters entwickelt, vielleicht deswegen.‹ Die Polizisten haben mich nur noch angeschnauzt.« Jürgens besondere Nemesis aus seinen ersten vier Schuljahren, der ›dicke Hickmann‹, heute Gastwirt in Essen, weiß über seine Rolle in Jürgens Leben zu berichten: »Er wurde immer ein bißchen jähzornig, da haben wir uns immer amüsiert, daß er so wild um sich trat und strampelte. Dann hat er auch gebissen. Geschlagen haben wir alle , aber er biß dann immer zu und strampelte. Er schmiß seine Butterbrote an einer Baustelle weg, das hat unser moralisches Empfinden immer etwas angegriffen., und da hat er wohl von einigen Senge gekriegt. Ich meine, damals war die Zeit noch gar nicht so rosig, ganze fertige Pakete schmiß er weg. Und dann, wenn einer ein Einzelgänger ist, hat man natürlich schon Spaß, ihn zu reizen, daß er dann richtig so schön wild wird. Das ist natürlich für alle eine Belustigung.« »Ein Heim hat *immer* eine gewisse Kälte, das ist nicht zu vermeiden, aber daß das Dawo-Heim da besonders hervorgetreten wäre, habe ich nie behauptet, da müßte ich nämlich lügen. Im allgemeinen war es durchaus erträglich. Es sah eher wie ein kleiner Bauernhof aus. Ein Bach floß direkt zwischen Haus und Hühnerstall hindurch, und abends schlief man mit seinem Murmelgeräusch ein. Hühner und Gänse flatterten tagsüber über den Hof, und wir Kinder hatten einige *Freiheiten,* die ein Kind unbedingt braucht: eine große Wiese zum Spielen, ein Terrarium, worin einige Kinder kleine Tiere hielten und futterten, eine Schaukel, das Freibad nur fünf Meter vom Heim entfernt. Im Sommer waren wir fast jeden Tag dort. Ich machte dort meinen ›Fahrtenschwimmer‹, weil ich sonst (richtigerweise) nicht ins Schwimmbecken

durfte. Wir hatten fast alle Fahrräder, mit denen wir in die Stadt fuhren - ›Geht mal Sauerkraut und Kartoffeln einkaufen‹, das machten wir alle gern.

Wir durften unser eigenes Spielzeug in einem eigenen Spind verwahren, wozu jeder seinen eigenen Schlüssel hatte. Einen kleinen Goldhamster hatten wir im Spielzimmer (in dem wir nachmittags unter Aufsicht Schularbeiten machten), der riß uns nachts manchmal aus dem Schlaf, wenn er wie wild in seinem Rad herum trampelte. Wir liefen durcheinander, wie wir wollten, aber wir waren trotzdem ordentlich, weil kaum Zwang ausgeübt wurde. Wir schliefen in kleinen Zimmern mit zwei oder drei Betten, wir waren ja insgesamt nur etwa fünfundzwanzig oder dreißig Kinder.

Oft, jede Woche, machten wir Spaziergänge in den Wald zu einer alten Burg, aßen unterwegs Hände voll Sauerklee und rauchten hohle trockene Stengel. Fräulein Menze, unsere ›Tante‹, nahm oft eine Gitarre mit und dann legten wir alle los: Wo mag denn nur mein Christian sein, in Harnburg oder Bremen? Schau ich nur seine Stube an, so denk ich an mein Christian.

Dort in dem. Stall da liegt ein Holz, damit hat er gedroschen. Seh ich nur diesen Flegel an, so denk ich an mein Christian.

In unserm Stall da steht ein Ochs, den hat er oft gemolken. Schau ich mir dieses Rindvieh an, dann denk ich an mein Christian.

Wenn man dieses Heim mit später, mit Marienhausen vergleicht, war das ein Unterschied wie Himmel und Hölle, wobei Marien hausen die Hölle ist. Im allgemeinen war Rheinbach ein vertretbares Heim, eher etwas *über* dem Durchschnitt, nahezu in *keiner* Weise mit Marienhausen vergleichbar. Wo in Rheinbach Freiheit, Güte und ein gewisser Teil Zuneigung war, war in Marienhausen Angst, Not und Sadismus. Ich bin an sich ja auch nicht ungern in Rheinbach gewesen, deswegen habe ich auch meinen Urlaub dort

verbracht. Dort sein, wissen Sie, war immer noch besser, als im Urlaub zu Hause zu sein. Zu Hause sein, war immer noch besser, als in Marienhausen sein.« Schmutz und Sauberkeit spielten auch in Rheinbach eine wichtige Rolle für Jürgen, aber nicht so wie zu Hause. Das junge Ehepaar Dawo —beide Psychologen, Herr Dr. Dawo Kinderarzt dazu — weiß noch heute, was Jürgen für ein Bedürfnis hatte, sich schmutzig zu machen. »Die Kinder, die so ein Bedürfnis hatten, haben wir im Schlamm am Bach soviel spielen lassen, wie sie wollten. Jürgens Sachen haben wir dann heimlich gewaschen, ehe seine Mutter etwa alle vierzehn Tage zu Besuch kam. Was uns von Anfang an auffiel, war nicht das Kind, sondern die Mutter.« Bruno Bettelheim hat einmal gesagt: »Es gibt keine Sorgenkinder, nur Sorgeneltern.« Und an Schmutz und Sauberkeit scheiterte Jürgens angenehmere neue Existenz in Rheinbach. Im ersten Prozeß hatten seine Eltern ausgesagt, er habe Rheinbach verlassen müssen, weil er zwölf Jahre alt geworden war. Herr und Frau Dr. Dawo lächeln über diese Behauptung: »Das stimmt gar nicht. Unser Heim war Frau Bartsch nicht vornehm genug. Normalerweise bekamen die Kinder frische Bettwäsche jedes Wochenende, sonst öfter, wenn nötig. Frau Bartsch verlangte, daß Jürgen jeden Tag baden und jeden Tag auch frische Wäsche bekommen sollte. Darum hat sie ihn weggenommen.« Die Zeit, die Jürgen in Rheinbach verbrachte, fiel in die sexuell latente Periode des Kindes, die etwa mit dem siebenten Lebensjahr beginnt und mit der Pubertät aufhört. Es darf also nicht besonders überraschen, daß eine sexuelle Anomalität in Rheinbach nicht auffiel. »Er war unter den Kindern nie führend, aber er machte mit. Ein Sorgenkind war er nie. Wir haben immer ungefähr die Hälfte der Kinder hier für Heilpädagogik, aber Jürgen gehörte nicht zu denen. Man könnte nicht sagen, daß die anderen Kinder ihn wirklich ablehnten. Er war vielmehr nur eine Art Neutrum. Er spielte sehr gern draußen, da war offensichtlich

viel nachzuholen. Aber das war ironischerweise mit ein Grund, warum er weggehen mußte. Herr und Frau Bartsch hatten das Don-Bosco-Heim in Marienhausen besichtigt, als sie Jürgen hier zum letzten Mal abholten. Viele Sachen an dem anderen Heim hatten Frau Bartsch sehr gefallen - die blanken Fußböden, die ordentlichen Betten, die Tatsache, daß die Schüler Pantoffeln anziehen mußten, um den Boden zu schützen. Herr Bartsch reagierte etwas anders, aber auch nicht negativ. Er sagte nur, leicht resigniert: ›Wenn er danach zum Kommiß kommt, fällt's ihm nicht mehr schwer.‹« »Die Kinder in Rheinbach«, laut Jürgen, »sind eben wie Menschen behandelt worden. Ich bin weitaus menschlicher behandelt worden als zu Hause. Aber meine Beziehungen zu den anderen Kindern waren genau so beschissen wie auch zuvor, nur, daß das Schlagen wegfiel. Kinder unter zehn Jahren sind ja meistens Sadisten. Jeder von uns hatte auf seinem Spind ein buntes Bild, einen Maikäfer, einen Hund, eine Katze oder einen Bär. Es war wirklich sehr schön. Da habe ich meinen Pudel gehabt, ein Stofftier, den ich immer morgens schön aufs Bett setzte. Er hatte so schöne rote Knopfaugen.

Eines Tages bin ich ins Zimmer reingekommen, wo wir zu zweit oder zu dritt schliefen. Da hatte jemand dem armen Tier die Glasaugen ausgerissen und schön, fein säuberlich daneben gelegt. Ich bin regelrecht zusammengeklappt, ich habe mich aufs Bett geworfen und geheult, drauflos geprügelt gegen die Wand, regelrecht einen Anfall gehabt.

Später habe ich natürlich das gleiche getan, ich habe mich ja nicht lumpen lassen. Neben mir schlief einer namens Norbert, ein kleiner, hübscher Hellblonder, zehn oder elf, genau so alt wie ich. Ich hatte ihn in Verdacht, daß er das gewesen war. Ich schwärmte für diesen Norbert - Sie wissen ja, wie das bei Jungs eben so ist. Ich mochte ihn sehr gut leiden, obwohl er mir gegenüber keinerlei Gefühlsregungen zeigte, und ich von mir aus hatte keinen Mut, da irgendwie was zu sagen. Und da ist

das umgeschlagen, für Stunden eben umgeschlagen in Haß. Abends war ein Gewitter, und ich wußte genau , daß Norbert eine panische Angst vor Gewitter und Blitzen hatte. Er verkroch sich unter die Decke und war am Winseln. Und da habe ich angefangen zu rufen und zu brüllen, ganz gehässig: ›Jetzt, jetzt kommt der Blitz, der Kugelblitz! Jetzt kommt er gleich rein!‹ Er wand sich da unter seiner Decke in Qualen und jammerte: ›Hör auf! Hör auf!‹ Ich habe aber nicht aufgehört. Heute tut es mir eher leid. Ich mochte ihn halt gern, und er hat aber nichts spüren lassen, daß er mich auch gern mochte. So schlug das eben um. Noch heute schreibe ich an eine Lehrerin in Rheinbach, Fräulein Susanne Prim Vor kurzem hat sie mir ein schönes Buch geschickt. Schon damals war sie über sechzig, als sie unsere Klassenlehrerin war Auch heute wundert es mich noch, sie war nicht im geringsten streng, sie war eine der wenigen, die aus Güte Autorität zu machen vermögen. Auch lernte man bei ihr so leicht, als ob man spiele. Das machte auch etwas aus, deswegen lernten wir gern bei ihr. Ausflüge machte sie oft mit uns, während der Schulzeit, im Sommer zu einer Quelle, und im Winter gingen wir zu einem großen Teich, es war verdammt schön.«

Am 2l. Oktober 1970 schrieb Jürgen an seine frühere Lehrerin Fräulein Prim:

»Als ich noch zu Hause war, hatte ich noch ein Foto von einem unserer Schulausflüge, die Sie mit uns machten. Es war wohl der Januar 1958, im Winter. Und es schneite fast den ganzen Tag. Er innern Sie sich noch? Wir waren im fünften Schuljahr. Wir wanderten damals in Wintersachen verpackt, durch Landstraßen, an vielen Wäldern und Feldern vorbei, bis zu einem großen, riesigen, viereckigen Teich oder See, um den ein paar Bäume standen. Wie hieß er bloß noch?

Auf dem Foto sind wir Kinder zu sehen, und Sie, liebe Frau Prim, wie Sie, in Ihrem grauen langen Plastikregenmantel, mit einem schwarzen Hut, sich gegen den Schnee und kalten Wind

stemmen. Auch im Sommer sind wir ja oft gewandert. Zu der Stelle, wo die schöne Wasserquelle war, aus der wir in unseren Plastikbechern tranken. Auch durch den Wald wanderten wir oft, zu den sieben kleinen "wunderschönen Teichen, wie hießen sie noch, die ›sieben Weiher‹ oder so ähnlich, nicht wahr?

Kannten Sie Frl. Menze, die Betreuerin für uns im ›Wiesengrund‹? Sie ging fast jede Woche einmal mit uns zur Ruine der alten ›Tomburg‹. Da kletterten wir dann in den Burgmauern herum. Einmal hatte ich mich verstiegen und hing zehn Meter über der Erde fest und konnte nicht vor noch zurück, da hat mich Frl. Menze erst aus der Mauer mit viel Mühe befreien müssen. In der Nähe der Burg wuchsen diese hohlen Stengel, die man in Stücke brechen und dann wie Zigarren anstecken und rauchen konnte. ›Rauchholz‹ nannten wir das Zeug.

Und sicher erinnern Sie sich noch an den großen Wirbelsturm in Rheinbach, 1957 im Sommer oder Herbst. Wir Kinder vom ›Wiesengrund‹ waren gerade auf der Liegewiese im Freibad, als der Tornado losbrach und die Pappeln, die vor dem Bad standen, zu zwei Dritteln ausriß und sie auf parkende Wagen warf, die dann nur noch Schrotthaufen waren; auch der Rheinbacher Wald wurde teilweise völlig zerstört. Wir schrien vor Angst, und wie wir ins Heim gekommen sind, weiß ich gar nicht mehr. Es hat auch damals Tote gegeben, in der Stadt. Einmal habe ich den Rheinbacher Karnevalszug erlebt, und einmal das Schützenfest. Auch im Zirkus waren wir einmal, vom Heim aus, als ein kleineres Unternehmen auf dem Marktplatz gastierte. Aber auch eine Wahlrede der CDU habe ich damals auf dem Marktplatz miterlebt. Der Redner war Dr. Konrad Adenauer. Als er geendet hatte, stieg er in einen schwarzen Mercedes, fuhr langsam an und (er saß natürlich hinten) warf viele kleine Tafeln Schokolade fir uns Kinder aus dem Wagenfenster. Sie schreiben von der ehemaligen Lehrerin, die noch so rüstig ist mit dreiundachtzig Jahren und die dort im

Klosterstift lebt. In eben diesem Kloster sind wir oft in der Woche, in der Kirche, der kleinen, gewesen, ein Traum aus Marmor und Gold. Des Sonntags sind wir ja jedesmal in der großen katholischen Stadtkirche an der Hauptstraße gewesen. Ich habe immer geschaut, ob Frau Prim, unsere Klassenlehrer in, auch dort war, sie war jedesmal dabei. Der Organist, der damalige, hatte ein Lieblings-Kirchenlied, welches auch meines war: ›Christi Mutter stand mit Schmerzen. Der Organist hatte aber auch einen kleinen Sohn, der in meiner (Ihrer!) Klasse war, hellblond, Brille, zarte Figur, fast zerbrechlich, und genauso schüchtern wie ich. Ein Junge also, der sich entweder durchbeißt oder am Leben zerbricht. Was ist aus ihm geworden?

Noch ein anderer Junge war in unserer Klasse. Ein kleiner, viel zu kleiner *Zwerg* mit Männerstimme, der von allen verachtet und gequält wurde. Ein häßlicher, kleiner, armer Mensch. Einmal packte ihn eine verzweifelte Wut und er schlug dem Klassenprimus mit einer Flasche ein Loch in den Kopf, nachdem dieser ihn gehänselt hatte. Es gab am nächsten Tag großes Hallo in der Schule, und viele Kinder waren aufgebracht, daß *Sie* zu dem armen Rumpelstilzchen hielten. Ich weiß seinen Namen nicht mehr, aber Sie wissen genau, wen ich meine. Sie wissen auch, wie ich, daß dies Kind von seinen Mitmenschen derart gequält worden ist, daß ihm ein ›normales‹, ehrliches Leben wohl kaum später möglich gewesen sein dürfte. Und jeden, der da behauptet, dieser Junge trüge alleine die Schuld daran, bezeichne ich als Lügner und Pharisäer. So daß es heute, spricht man von diesem Menschen, wohl kaum die Frage sein darf, ob er ein ›guter oder ein schlechter Mensch‹ geworden sei. Die Frage darf allenfalls sein, in *welchem* Zuchthaus er denn nun sitze ... Schöne Lieder lernten wir bei Ihnen, liebe Frau Prim, wir sangen von ›Heidelbeeren‹ und ›Die Gedanken sind frei, wer kann sie erraten, sie fliegen vorbei, wie nächtliche Schatten‹. Auch

Mathematik lernten wir bei Ihnen, ich weiß noch, wie Sie die Kontrolle beim Subtrahieren erklärten. Leider muß ich Ihnen aber gestehen, daß ich über die Grundrechenarten niemals hinausgekommen bin, ›Dreisatz‹, ›Bruchrechnen‹, ›Kürzen‹, ›Raum- und Körperlehre‹, das waren und sind für mich böhmische Dörfer. Sie schütteln den Kopf? Ich muß es genauer sagen: Bei den Intelligenz-Tests, die mit mir gemacht worden sind, hat sich herausgestellt, daß ich zwar etwas über dem Durchschnitt intelligent bin. Aber: Auf einem abgegrenzten, speziellen Gebiet fehlt mir jede ›Begabung‹, stehe ich an der ›Grenze zum Schwachsinn‹ wie der Psychiater sich aus drückte: auf dem Gebiet der Mathematik! Wie gesagt, *nur* auf diesem Gebiet. Das deprimiert mich doch etwas, wirklich. Darum haue ich auch jeden an, den ich kennenlerne, ob er mir nicht ›dies oder jenes‹ bei bringen kann auf mathematischem Gebiet. Gerade vor einer Woche hat mir ein neuer Gutachter (für den zweiten Prozeß) gezeigt, wie man Prozente *von hundert* errechnet. Auch das habe ich nie richtig gekonnt. Aber richtig kann ich auch das noch nicht, weil ich nicht weiß, wie man Prozente *über* hundert errechnet. Na ja, vielleicht gebe ich es besser auf. Wenn das ›Talent‹ sogar fehlt ... Aber es ist ein wenig zum Weinen, wissen Sie, man kommt sich so dumm vor.

Wenn Sie, liebe Frau Prim, mir später irgendwann vielleicht nochmals schreiben möchten, dann schreiben Sie ruhig nach Düsseldorf. Hier in Colonia bin ich nämlich nur zur Begutachtung für den neuen Prozeß. Und sagen Sie, wenn Sie möchten, ruhig ›Du‹ zu mir, wie Sie es auch früher gesagt haben.« Es kam ein Zeitpunkt im Rheinbacher Heim, wo Jürgen »Geld haben, wie Erwachsene« wollte. »Da hat sich einer bereit erklärt, für DM 20,— habe ich ihm mein Heimkino und die ganzen zehn oder elf Filme dann gegeben. Das waren Sachen, die bestimmt 120 bis 150 Mark wert waren. Mit dem Geld habe ich eine Schallplatte gekauft, auch einen Krimi, und eine Flasche rote Tinte, wie die Lehrer hatten. Ich habe alles in

meinem Spind aufbewahrt und jeden Tag mit in die Schule genommen, ich habe es niemandem gezeigt. Ab und zu machte ich die Tintenflasche auf, aber einmal habe ich sie danach nicht richtig zugemacht und die Tinte hat meine Bücher verdorben. Dadurch erfuhr die Lehrerin, daß ich DM 10,- Bargeld hatte, und dann kam die ganze Geschichte raus. Es gab ein großes Gedöns. Meine Eltern sind gekommen und haben mir eine Strafpredigt gehalten, auch der Heimleiter. Mein Vater war wie ein dicker alter Bulle und meine Mutter völlig aufgelöst vor lauter Tränen. Auf jeden Fall hat es aber gereicht, daß ich von Rheinbach wegkam. Meine Mutter sagte, ich müßte in strengere Zucht.

Diese Heim Unterbringung habe ich als Schofligkeit und Gemeinheit empfunden, was ein Kind eben empfindet. Ich war traurig dort. Irgendeine Lage kann noch so beschissen sein, aber was Sie haben, das wissen Sie. Aber was kommt, das wissen Sie noch lange nicht. Nicht nur zu diesem Zeitpunkt, sondern des öfteren waren das meine Gedanken. Ich übertreibe es jetzt ein bißchen, absichtlich, aber Sie können schon in der Hölle leben und vielleicht auch lieber in der Hölle bleiben, weil Sie ja nicht wissen, ob Sie vielleicht nicht in eine Superhölle geraten. Das ist eben so, obwohl ich natürlich im Heim in Rheinbach vieles besser hatte hinterher, als ich es zu Hause hatte. Trotzdem empfand ich diese Heimunterbringung; als eine Art Strafe Ich glaube, meine Eltern haben mich damals angebrüllt, ›So geht das nicht weiter mit dir!‹ oder so. So was war bestimmt da. Außer dem haben sie Geld sparen können. Das Heim in Rheinbach kostete pro Monat DM 250,- bis 350,-, Marienhausen dagegen höchstens DM 150,-.« »Im Verhältnis zum Don-Bosco-Heim in Marienhausen war das Rheinbacher Heim um einiges besser. Vor allem die hundertprozentige Uniformität fehlte. Wir schliefen nur zu dritt, anstatt zu fünfzig oder sechzig auf einem Zimmer. Man konnte sich innerhalb des Heimes viel freier bewegen. Viele hatten ein Fahrrad, und weil

wir nur wenige dort waren, hieß es schon mal: ›Ach fahrt doch mal eben in die Stadt und holt dies oder jenes.‹ Auch der Spaziergang war nicht so streng usw. Marienhausen war, im Vergleich dazu, und nicht nur PaPüs' wegen, die Hölle, wenn auch eine katholische, das macht sie nicht besser. Ich denke da nur an die stete Schlägerei im Priesterrock, ob nun in der Schule, beim Chor, oder, auch da machte man sich nichts daraus, in der Kirche. An die sadistischen Strafen (stundenlang Strammstehen im Schlafanzug im Kreis im Hof, bis der erste zusammen bricht), an die verbotene Kinderarbeit bei schwerer Hitze auf dem Feld, wochenlang nachmittags (Heuwenden, Kartoffellesen, Rübenziehen, Stockschläge für langsame Kinder), die gnadenlose Verteufelung der (für die Entwicklung notwendigen!) ach so bösen ›Schweinereien‹ unter Jungen, das unnatürliche ›Silentium‹ beim Essen, ab bestimmter Uhrzeit usw., und die verwirrenden, unnatürlichen Sprüche gegenüber Kindern, etwa: ›Wer eines unserer Küchenmädchen auch nur *anschaut*, bekommt Prügel!‹ Auf Spaziergängen durften wir nicht mit Mädchen sprechen; auch nicht mit den Mädchen, die in der Küche waren; und es gab einige Patres, die zu Boden schauten, wenn sie sich mit einer Frau unterhielten (um keine unkeuschen Gedanken zu bekommen). Solange ich da war, hörten wir in der Schule nur von einer Frau, der mit dem groben Bauernkittel, kernseifensauber, Wollstrümpfe, still leidend und Mutter in Permanenz. Sekretärinnen, Stenotypistinnen oder dergleichen gab es nicht; es war nun einmal eine andere Welt. In Marienhausen haben, möchte ich sagen, die meisten Jungen schon mal damals irgendeine ›Sauerei‹ gemacht. Wissen Sie, man sah natürlich schon mal, wie ein Junge einem anderen, welcher kurze Shorts anhatte, in die Hose hineingriff. Sie konnten das ohne große Gefahr tun, weil sie in der letzten Reihe an der Wand saßen. Wenn man sie verpetzt hätte (dazu wurden wir aufgefordert), hätte man sich bei den Priestern ziemlich beliebt machen können. Wenn man

nachts aufwachte, konnte man manchmal kurz nacheinander zwei Jungs in Richtung der Toilette verschwinden sehen.

Dort riegelten sie sich dann in eine 00-Zelle ein. Einmal habe ich gesehen, wie ein Junge zu einem anderen ins Bett schlüpfte. Das hätte ich auch einmal gern getan, aber es war natürlich mit das Gefährlichste, denn es konnte ja immer ein anderes Kind wach sein. Sie wissen ja, ›der Verräter schläft nie!‹ Aber ich hätte es getan, hätte ich den Mut gehabt.

Am liebsten wäre ich ins Bett zu einem andere n Jungen gekrochen, oder auf einem weiten Spaziergang, von denen wir oft welche machten, hätte ich mich mit einem ›Gleichgesinnten‹ für eine kurze Zeit in die Büsche geschlagen. Das kam auch schon mal vor. Ich stellte es mir so vor: Wir hätten uns gegenseitig die Hosen heruntergezogen und auch wohl onaniert, in den Arm genommen. Dabei wäre mir die Umarmung, die Haut, die Wärme des Körpers des anderen Jungen sogar noch etwas wichtiger gewesen als das Onanieren.

Ich bekam immer mein Teil Prügel ab, wenn wir in Doppelreihe vor dem Speisesaal standen und durchbrachen dann das befohlene ›Silentium‹. Oder wir waren beim Kartoffellesen, Rübenziehen oder Heuwenden nicht rasch genug, da setzte es auch immer etwas. Der Diakon Hamacher hat mir mal abends im Schlafsaal (ich hatte gesprochen, und es herrschte abends strenges Silentium) eine gewischt, daß ich unter ein paar Betten entlanggerutscht bin. Kurz davor hatte der ›Pater Katechet‹ ein großes Tafellineal auf meinem Hinterteil zerschlagen und verlangte allen Ernstes, ich solle es bezahlen. Er hatte eine Sammlung in unserer Klasse für Negerkinder durchgeführt, und als er die Liste aufs Pult legte, sagte ich halblaut: ›Da kauft sich der Katechet Kaffee von.‹ Doch jeder, auch der Pater Katechet, hatte gehört, daß es nicht böse gemeint war. Einmal in der sechsten Klasse hab ich Grippe gehabt und lag auf der Krankenstation beim Katecheten. Er war nicht nur Religionslehrer, sondern auch Sanitäter. Neben mir

lag ein Junge, der hohes Fieber hatte. Der Katechet kam rein, steckte dem das Thermometer irgendwohin, ging raus, kam nach ein paar Minuten wieder, holte das Thermometer raus, sah es sich an, und dann hat er den Jungen ganz jämmerlich verprügelt. Der Junge, der immerhin schweres Fieber hatte, winselte und schrie. Ich weiß nicht, ob der Junge überhaupt etwas davon mitbekommen hat. Auf jeden Fall tobte er ganz wild rum, der Katechet, und brüllte: ›Er hat das Thermometer an die Heizung gehalten!‹ - wobei er aber vergaß, daß gar kein Winter war, daß die Heizung gar nicht an war. Einen Tag vor den Ferien war Diakon Hamacher, den wir in der sieb ten und achten Klasse hatten, im Schlafsaal als Aufsteht. Da herrschte morgens und abends strengstes Silentium. In der Nacht sprach einer: ›Licht an.‹ Geschrei: ›Hat einer gesprochen?! Wer war's?!‹ Natürlich haben wir da wieder unwahrscheinlich zusammengehalten. Keiner meldete sich, keiner verriet. Raus alles aus den Betten, mitten in der Nacht, zwei Uhr, November oder Dezember, also im Schlafanzug aus den Betten in die Klassen gejagt, im Klassenzimmer das Fenster aufgerissen, kalte Luft rein. ›Hingesetzt! Nicht hinsetzen! Aufstehen, ihr Bande! Stehenbleiben!‹ Der Diakon setzte sich vorne hin mit einer Zeitung oder so was und las eine Stunde, vielleicht auch zwei, ich weiß es nicht mehr, jedenfalls eine ganze Zeit.

Dann wieder ins Bett rein. Am nächsten Tage Ferien, zur lieben Mutti und zum lieben Vati.

Wenn ich über den Diakon Hamacher etwas sagen will, so würde ich ihn als Schauspieler aus Passion und Leidenschaft, viel zu leicht erregbar und Neurotiker bezeichnen. (Er war Aufpasser, kein Lehrer.) Man wußte nie, hatte man z. B. das Silentium verletzt, ob er einem daraufhin einen Verweis geben oder einen fürchterlich verdreschen würde, er war ganz einfach unberechenbar. Er schlug oft, und wie, aber er hätte sich nicht wohlgefühlt, hätte er nicht jedesmal ein Drama daraus machen können. Nicht dünn, aber auch nicht dick, mit Brille, im

schwarzen langen Talar und mit strohgelben Haaren, marschierte er, wenn die Prügel verabfolgt wurden, im Saal auf und ab, warf die Arme in die Luft und verstand es, aschfahl zu werden, nach Atem zu ringen, gleichzeitig zu schreien, so echt kurz vor dem Herzschlag. Aber dann ging es erst los: ›Ins Grab bringen werdet ihr mich noch, keine Minute Ruhe, ist ja kein Wunder, wenn man's mit dem Herzen bekommt‹, — entsprechende Handbewegung zur linken Brustseite - umbringen wird es mich, wenn ich noch ein Jahr diesen Rummel mitmachen muß, nein, nein, was soll das bloß noch geben, wie wird das enden ...!‹ (Stolpert als ›alter armer gebrochener Mann‹ aus dem Raum.) Eine Stunde später ist er der fröhlichste Mensch im ganzen Bau und reißt Witze am laufenden Band. Es ging ihm also nicht etwa ums Prügeln, sondern eine ›Szene‹ täglich mußte sein. Er spielte natürlich Ostern ein Schauspiel auf unserer Bühne (übrigens schauspielerisch eine *Glanzleistung*!), den ›Kirschblütenzweig‹, und Fastnacht hält er in -zig Verkleidungen sämtliche Büttenreden, daß alle sich biegen vor Lachen. Der geborene Bühnenmensch. Und darum auch hatte er den Beruf verfehlt. Was aus dem Diakon Hamacher wurde, das haben meine Eltern erfahren. Er ist raus aus Marienhausen, raus aus dem Orden, und hat geheiratet. Und wissen Sie, wen? Eine Schwester von PaPü, von Pater Pütlitz!

Es muß wohl bei einer der üblichen täglichen Warnungstiraden gewesen sein, wo uns das von einem Lehrer (ich weiß nicht mehr, ob es PaPü oder Pater Henninger war) gesagt worden ist, daß es Männer gäbe, die sich nur mit Männern einlassen würden und was für eine Schlechtigkeit das sei. Man könne sie schon erkennen, weil sie immer feuchte Hände hätten und dunkle Ringe um die Augen. Todsünde sei es auch, und vom Herrgott würden sie verdammt, das hätte schon der Paulus immer gesagt und so. Damals muß ich etwa

dreizehn Jahre alt gewesen sein. Natürlich hat mich das beeindruckt.

Ich habe mich ziemlich erschreckt und habe gedacht, weil ich wußte, daß viele von uns so was schon mal machten (einige prahlten sogar damit), daß dann doch jetzt schon bereits viele unter bzw. von uns, ich eingeschlossen, weil ich auch selber Wünsche hatte, Verbrecher sein müßten.

Statt eines von nur zwanzig oder dreißig Kindern zu sein, wie in Rheinbach, war ich in Marienhausen einer von hundertfünfzig oder zweihundert Jungen, und die Schwierigkeiten mit dem persönlichen Kontakt, die ich früher hatte, habe ich da nicht gehabt, vom ersten Tag an nicht. Und es ist nicht so gewesen, als wenn ich besonders geschlagen worden wäre. Wir sind alle ziemlich gleichmäßig durch die Bank geschlagen worden. Das verteilte sich ziemlich regelrecht auf jeden einzelnen.

Einmal hörte der Diakon Appel das Wort ›Schlange‹ von uns und dachte, wir hätten ihn damit gemeint. Er wirbelte rum und haute mir ein paar auf die Schnauze. Ich bin buchstäblich aus den Schuhen gekippt, es war ja etwas sumpfig da. Die Schuhe lagen nachher ganz woanders als ich. PaPü hat in der Schule gesagt, wenn wir die Küchenmädchen auch nur anschauen würden, dann bekämen wir schon Prügel. Das waren Küchenmädchen aus der Fürsorge, die bei den Schwestern waren. Sie haben in unsere Speisesäle die Sachen reingetragen, und das durften sie nicht machen, wenn wir dabei waren.

Einmal sind Artisten da in der Turnhalle aufgetreten, zwei Männer und eine Frau. Ich saß direkt neben dem Pater Henninger. Das war ein sehr guter Mensch und ein sehr guter Lehrer, kein Sadist wie andere, aber dafür hatte er einige seltsame Ansichten. Er saß rechts von mir mit seinem Brevier auf dem Schoß. Diese Artistin hatte eine Art Artistinnenanzug an, knapp, aber kein Bikini. Heute würde man so ein Trikot als ganz besonders harmlos bezeichnen. Da trat sie auf, ein

bißchen von Scheinwerfern bestrahlt, die sie mitgebracht hatten. Pater Henninger bekam auf einmal eine ganz knallrote Birne, und er flüsterte ganz entgeistert: ›Jesus, Maria und Joseph!‹ Er hielt sein Brevier vor die Augen, damit er diese Frau nicht anschauen brauchte. Ich kann das heute gar nicht mehr als so komisch empfinden. Praktisch jeden Tag hat uns PaPü gewarnt, wir sollten uns nur nicht dazu hinreißen lassen, uns gegen das sechste Gebot zu vergehen, und wir sollten keine ›Unkeuschheit‹ treiben, weder alleine noch mit anderen. Tag für Tag ist uns das eingepaukt worden, obwohl wir gerade in dein Alter waren, wo man eben mal anfängt zu wichsen. Heute sage ich noch, was zum Teufel ist dabei? Meiner Ansicht nach muß man diese Periode, diese Geschichten durchmachen. Man muß auch in dem Alter irgendwann mal etwas mit einem anderen jungen machen. Ich meine, daß nahezu jeder Mann irgendwann mal so etwas in dem Alter gemacht hat. Aber wie die das in Marienhausen verteufelten! Erstens hat PaPü gesagt: ›Wenn wir bloß zwei zusammen erwischen!‹ Und wenn das dann geschah, dann erstmal die übliche Tracht Prügel, bloß wahrscheinlich noch schlimmer als üblich, und das will schon etwas heißen. Dann natürlich sofort, am nächsten Tag, rausgeschmissen. Mein Gott, vorm Rausschmiß hatten wir weniger Angst als vor diesen Prügeln. Und dann die üblichen Sprüche in dem Zusammenhang, wie man solche Jungs erkennen könnte usw., also ungefähr, wer feuchte Hände hat, ist homosexuell und macht Sauerei, und wer solche Sauerei macht, ist schon ein Verbrecher. Praktisch in diesem Ton ist uns das gesagt worden, und vor allen Dingen, daß eben diese verbrecherischen Schweinereien direkt nach Mord kommen - ja, sogar mit denselben Worten: direkt nach Mord.

PaPü sprach fast jeden Tag davon, es wäre ja nicht so, als ob die Versuchung nicht auch einmal an ihn selbst herantreten könne. Er sagte, daß es an sich etwas Natürliches wäre, daß sich, wie er sich ausdrückte, ›das Blut staut‹. Ich fand das

immer einen fürchterlichen Ausdruck. Nein, sagte er, er hätte dem Satan noch nie nachgegeben, und er war stolz darauf. Das hörten wir praktisch jeden Tag, nicht im Unterricht, sondern immer zwischendurch. Morgens um sechs oder halb sieben standen wir immer auf. Strengstes Silentium. Dann stillschweigend vorbereitet, immer in Doppelreihe, ganz ordentlich, die Treppe runter und in die Kirche rein, dann Messe feiern. Aus der Messe raus, immer noch in Stillschweigen und in Doppelreihen.

Vorm Speisesaal aufstellen. Kein Wort wird gesagt. Erstes Glockensignal: Aufstellen! Zweites Glockensignal: Mund halten! (Tags über fielen diese beiden natürlich weg.) Drittes Glockenzeichen: Reingehen!

Und im Speisesaal natürlich auch Silentium. Keiner durfte auch nur ein einziges Wort mit den anderen sprechen. Still schweigend essen. Post verteilt. Unter Umständen wurde aus einem Buch vorgelesen. Ich war auch einer der Vorleser, weil ich das gut konnte. Es wurde meistens aus Spurbüchern vorgelesen. Zum Frühstück gab es drei oder vier Schnitten mit Margarine und etwas Marmelade, und Muckefuck. Man wurde manchmal satt, aber nicht in der Regel. Klasse für Klasse aß in einem großen Speisesaal. Jede zweite Klasse hatte ihren eigenen.

Dann stillschweigend in Doppelreihen raus und in die Schule rein. Große Pause. Dann durfte zum ersten Mal um zehn oder halb elf gesprochen werden, nach dem Unterricht. Dann wieder in die Schule, dann noch mal große Pause. Dann Schule zu Ende, zwölf oder halb eins. Runter, aufstellen — dann durften wir ohne Doppelreihe runtergehen.

Unten aufstellen, vorm Speisesaal. Ein, zwei, drei Glockenzeichen. Mittagessen, Silentium, unter Umständen vorlesen. Kartoffel, Soße, Gemüse. Manchmal Frikadelle oder ein kleines Stück Bauchfleisch. Heute würde ich sagen, Gefängnisessen, nur schlechter als im Gefängnis. Wir hatten

jeder sein eigenes Besteck. Das sollten wir möglichst von zu Hause mitbringen, und jeder hatte seine eigene Abteilung für sein Besteck. Während des Mittagessens wurde unter Umständen Post ausgegeben. Dann hatten wir eine gewisse Zeit Freistunden, wo wir auf dem Hof spielen durften, aber nur auf dem Hof. Wir durften natürlich nicht raus, alles war streng abgeschlossen. Nur in der Gemeinschaft durften wir raus.

Dann zweiundhalb Stunden, bis halb vier oder vier, Lernzeit für Schulaufgaben. Dann wieder die Glockenzeichen, rein, Kaffeetrinken, Stillschweigen, eventuell Vorlesen. Wieder raus, zwanzig Mi -nuten Freizeit, dann sofort wieder oben rein ins Klassenzimmer und noch anderthalb Stunden Lernzeit.

Ungefähr um sechs Uhr rum Abendessen, natürlich auch wieder Stillschweigen, unter Umständen Vorlesen. Nach dem Abendessen noch mal eine Stunde Freizeit auf dem Hof, zum Spielen, aber vor allen Dingen durfte die eine Stufe nicht mit einer anderen Stufe spielen. Ich kann keinen konkreten Grund dafür sagen, warum es verboten war; das weiß ich nicht. Meine Mutter hat mal meinen Vater gefragt, und er hat es mit irgendwelchen sexuellen Dingen versucht zu erklären.

Auf jeden Fall, um halb acht oder acht nochmals in die Kirche, fünf oder zehn Minuten, die Ansprache zur ›guten Nacht‹. Ab dann natürlich strenges Silentium wieder, bis am nächsten Morgen um zehn oder halb elf durfte kein Junge mit einem anderen Jungen sprechen, egal, was es gab. Also in Doppelreihen rein in den Schlafsaal, schon kurz nach acht. Ausziehen. Waschen. Ins Bett. Vorlesen unter Umständen. Ich war auch im Schlafsaal einer der Vorleser. Es kam natürlich auch mal vor, daß ein Junge mal mit einem anderen etwas flüsterte, obwohl er das nicht durfte. Mir ist das selber mal passiert. Es ging um Strümpfe oder irgend etwas. Da hat mir der Pater eins in die Fresse geschlagen, mit der Faust ins Gesicht. Ich bin ein paar Meter unter die Betten gesegelt und habe dabei die Hose verloren.

Abends ging immer ein Pater oder Diakon an der Schuhkammer vorbei und guckte, ob da auf den Schuhen, die abends geputzt wurden, irgendein Stäubchen war. Die Schuhe und Sohlen mußten, würde ich sagen, sauberer sein als beim Kommiß. Einmal hat der Diakon Hamacher einen Klassenkameraden von mir, Himmel hieß er, reingerufen. Wir standen davor und guckten. Wir wußten schon ungefähr, was kam, es war ja immer dasselbe. Hamacher zeigte ihm seine Schuhe und fragte, ob er sie sauber finde. ›Nicht ganz sauber‹, sagte er. ›Bleib hier stehen!‹, sagte der Hamacher. Er holte sich den Besen aus der Ecke, riß den Stiel raus, haute den Stiel, zack, so lässig auf seinem Knie kaputt, und haute dann die zwei Stücke auf dem Jungen kurz und klein.

Ab der siebenten Klasse bin ich Meßdiener gewesen. Ich war damals doch noch recht religiös. Damals waren diese Fragen und Antworten alle auf Lateinisch, und ich habe sie gebüffelt und gebüffelt. Etliches davon habe ich bis heute behalten. Jeder katholische Priester muß ja jeden Tag eine Messe lesen. In Marienhausen haben sie das in kleinen Kapellen gemacht, die um die Kirche rum waren. Das machten sie, mit ihren Meßdienern, als die anderen Jungen noch schliefen. Der Priester war mit seinem Meßdiener ganz allein. Ich bin manchmal von dem PaPü rausgeholt worden. Ungefähr eine Stunde schliefen die anderen, noch. Ich bin mit PaPü runter gegangen, dann in diese kleine Kapelle rein, und da hat er seine Messe zelebriert. Dann in die richtige Kirche rein, Meßgewand aus gezogen, dann oben, auf die Empore, wo die Orgel stand. PaPü war auch Organist. Bei seiner Messe war er unwahrscheinlich schnell. Er war überhaupt ein unwahrscheinlich robuster, grobschlächtiger Kerl, ungefähr ein Zweizentnermann, ein richtiger Bulle. Ich habe mich gewundert, daß er Priester war. Er hat seine Messe so richtig hingehaun. Das hat mich immer irgendwie fasziniert, wie er seine Messe so fast brutal schnell las. Die anderen Priester

brauchten eine Stunde, aber in einer Viertelstunde war PaPü schon fertig. Deswegen haben wir immer eine Zeitlang allein gesessen und auf die arideren Meßdiener gewartet, zehn oder fünfzehn Minuten, in der leeren Kirche auf der Empore. Etwa vier Meßdiener saßen dann neben ihm. Er hatte eine Gewohnheit, immer unsere Hände zu nehmen, einem nach dem anderen, und die Gelenke zu knacken. Dann kamen die anderen Jungs in die Kirche, und die richtige Morgenmesse ging los. Ich bin unwahrscheinlich gern Meßdiener gewesen. Das Mystische, das Latein aufsagen - wo ich doch selber, um ehrlich zu sein, es meistens gar nicht verstand, weil ich die Übersetzung nicht im Kopf hatte. Man kann Kindern schon mit Schlägen einiges einpauken, das ist klar. Das bleibt auch drin. Es wird heute oft bestritten, aber wenn es unter richtigen Umständen vonstatten geht , wenn man weiß, daß man es behalten muß, dann bleibt es auch drin, und vieles ist auch bis heute drin geblieben.

Marienhausen war kein Fürsorgeheim, aber vielleicht fünf bis sechs Prozent waren von der Fürsorge da. Die anderen waren von ihren Eltern da. Die mit Erziehungsschwierigkeiten bildeten vielleicht den kleineren Teil. Der größere Teil, wie etwa bei mir, waren da, weil die Eltern keine Zeit für sie hatten.

Persönlicher Kontakt, Freundschaften als solche waren verboten. Daß ein Junge allzuhäufig mit einem anderen spielen würde, das war verboten. Bis zu einem bestimmten Grad konnte man das um gehen, weil sie auch ihre Augen nicht überall haben konnten, aber es war eben verboten. Sie dachten, Freundschaft als solche sei verdächtig, weil jemand, der sic h einen richtigen Freund anschaffen würde, er würde ihn nun eben in die Hose fassen. Sie haben sofort hinter jedem Blick etwas Sexuelles gewittert. Vor meinem zweiten Prozeß, als ein Gutachter mit mir über die weiblichen Genitalien sprach, hat er das Wort ›Kitzler‹ benutzt. Ich habe ihn fragen müssen: ›Was

ist das überhaupt?‹ Meine Tante hat mir im Herbst 1970 geschrieben, sie wollte mich immer fragen, ob ich mit etwa zehn Jahren ein Aufklärungsbuch bekommen hätte, das sie meiner Mami für mich geschenkt hätte, ›Von Mann zu Mann‹ oder so ein Titel. Sie hatte meiner Mami geschrieben, sie sollte es mir geben, wenn nicht heute, dann morgen. Meiner Ansicht nach hat meine Mutter das Ding genommen und sofort in den Ofen gepfeffert, so wie ich sie kenne, denn das war nichts für den kleinen Jürgen, da durfte er gar nichts von wissen. Meine Eltern haben mir das Büchlein völlig vorenthalten, ohne sich etwas dabei zu denken. Mit dem Onanieren habe ich mit zwölf Jahren begonnen. Ich bin von alleine daraufgekommen. Wie sagt man, ›Die Natur findet ihren Weg‹ oder so. Im Internat Marienhausen war es wegen ›Verdachtes auf Sauereien‹ sogar verboten, daß die Unterstufe (vierte Klasse), die Mittelstufe (fünfte und sechste Klasse) und die Oberstufe (siebente und achte Klasse) miteinander auf dem Hof spielten. Jede ›Stufe‹ mußte beim Spiel unter sich bleiben. So wäre es z. B. fast zu einer Freundschaft zwischen mir (siebente Klasse) und einem Jungen aus der fünften Klasse gekommen.

Er hieß Erich, war hellblond, und ich hatte ein paar Tage mit ihm gespielt. Kurz gesagt, wir mochten uns. Er war der Sohn eines Düsseldorfer Gastwirts. Nur wurde es von PaPü bemerkt, daß wir zusammen spielten, und er verbot es uns.

Kurz davor hatte Erich mir erzählt, daß er in den Schlafsaal der Oberstufe (der Schlafsaal seiner Stufe war überfüllt, denn natürlich stimmte die Zahl der Schüler in den Klassen und die der Betten in dem jeweiligen Schlafsaal nicht immer ganz genau überein) verlegt werden sollte. Aber als er abends mit seinem Bettzeug anmarschiert kam, wußte PaPü einen Weg, diesen Umzug zu verhindern. PaPü war nicht oft in dem Schlafsaal, er schlief nie dort, aber ›zufällig‹ war er eben an diesem Abend da. Vielleicht lag es auch zum Teil daran, daß Erich in das Bett neben mir verlegt werden sollte ... Ich habe

seit dem vierzehnten Lebensjahr phantasiert und onaniert, daß es - nein, das ist es ja, daß es schon *keine* Lust mehr war, eher Qual, aber ich konnte es einfach nicht beherrschen. Es wurde sogar von Jahr zu Jahr immer schlimmer anstatt besser. Mein allererstes Erlebnis mit der Onanie zu beschreiben, ist sehr schwer. Ich war etwa zwölfeinhalb Jahre alt, in Marienhausen. Es war später Abend, und ich lag wie die anderen schon lange im Bett, im Schlafsaal. Ich hatte ab und zu immer schon mal unter der Decke (wenn ich sage, ab und zu, dann meine ich damit Wochen und Monate) mit meinem Geschlechtsteil gespielt, einfach so herumgespielt, und dann wurde es immer ganz steif, und das war ein ›er strebenswertes‹ Gefühl für mich. Es war ein gutes Gefühl, aber es befriedigte natürlich nicht richtig. Rein aus Zufall faßte ich das Glied dann ziemlich oben an und zog die Haut ein wenig vor und zurück.

Ich hatte mir gar nichts dabei gedacht, aber plötzlich merkte ich, wie vom Glied aus, von der Spitze aus, so ein Gefühl durch mich fuhr, ziemlich langsam, durch die Lenden und dann den Brustkorb hoch, ein Gefühl, wie ich es noch nie hatte, so *warm* und schön, ich hätte mich vor Wonne schütteln können, aber ich lag ganz still, ich war so überrascht. Ich dachte: ›Das mußt du aber noch mal machen, sofort, das ist ja toll!‹ Und dann machte ich es nochmals, jedesmal ein bißchen schneller, und dann merkte ich, daß es durch Reiben noch schöner war, und so rieb ich dann immer mehr und schneller, bis dann der erste Orgasmus kam. Das war ein ganz überwältigendes Gefühl, ich war von Glück wie betäubt, konnte mich eine Zeitlang nicht rühren, und ich weiß noch, daß ich dachte: ›So schön muß es im Himmel sein!‹ Mit dem Samen war es damals nichts besonderes, es war ein wenig feucht, aber mehr war da nicht. Aber dieses Erlebnis als Ganzes war einfach umwerfend. Ich nahm mir vor, ›das öfter zu machen‹, aber ich glaube, so schön wie beim ersten Mal ist es nicht wieder geworden. In diesem Verlauf kam also wahrscheinlich auch die Verteufelung

dieser Dinge zum Zuge, welche die damaligen ›Machthaber‹ so eifrig betrieben. Das blieb natürlich nicht ohne Wirkung.

Als es anfing, habe ich, glaube ich, etwa jede Woche onaniert, ein mal. Ich möchte glattweg behaupten, daß ich, solange ich im Internat war, dabei überhaupt keine Phantasien hatte, davon bin ich überzeugt, wenn auch ein Psychologe wahrscheinlich sagen würde, das könne nicht stimmen. Später, als ich mit vierzehn zu Hause in Langenberg in die Schule ging und dann in der Lehre war, also schon ab da, wo ich nach Hause kam, da habe ich *fast* jeden Tag onaniert. Als ich etwa fünfzehn oder sechzehn war, habe ich, glaube ich, schon jeden Tag onaniert, und dann immer so weiter. Später war es sogar, mit sechzehn bis zu meiner Verhaftung, oft mehrmals am Tag, und so ist es bis zur Haftzeit hinein geblieben. In der ersten Zeit war es reine *kindliche Freude*, die ich, besonders beim Onanieren, spürte. Das wandelte sich dann mit der Zeit zur bloßen Lustempfindung, was etwas ganz anderes ist! Ich kann keine genauen Zeiten angeben, aber etwa ab vierzehn Jahren, als mein Trieb (Verbrechen) sich meldete, hatte ich sexuelle und auch gleich sadistische Phantasien und Vorstellungen beim Onanieren. Auf dem Schulhof in Marienhausen war ich vom Klassensprecher in der gemeinsten Weise ›aufgeklärt‹ worden. Da unterhielten sich ein paar Jungs über Frauen und wie das ging und wie das zu machen sei und so. Ich hatte noch keine Ahnung davon, und ich habe den Klassensprecher darüber gefragt. Ich habe einen derartigen Schock bekommen, daß ich es zuerst gar nicht glauben wollte und mich auf der Toilette übergeben mußte.

Auf die schlimmste Art hat mir dieser ›Kamerad‹ alles erklärt: daß man den ›Schwanz‹ in die ›Pflaume‹ stecken müsse, in das ›Loch da unten‹. Ich brauchte zuerst eine gewisse Zeit, bis ich überhaupt begriff, was alles er meinte. Dann erzählte er von dem ›dicken Bauch‹, und daß das alles ›ficken‹ oder ›vögeln‹ heiße, und daß das Kind da unten raus käme und

einen dicken Strich am Bauch hätte, den man abreißen müsse usw. Zum Schluß gab er mir noch einige ›gutgemeinte Ratschläge‹ etwa: ›Vor dem Essen soll man rauchen oder eine Frau gebrauchen‹. Vielleicht können Sie heute darüber lachen. Ich konnte es damals nicht und kann es auch heute noch nicht.

Ich sagte, ›Nein, nein, das glaube ich nicht!‹ ›Nun doch‹, sagte er, ›das ist richtig!‹ Ich habe es nicht ausgesprochen, aber gedacht habe ich: Das ist doch nicht möglich, daß meine Eltern da solche Schweinereien gemacht haben. Das war auch hinterher, als ich erfuhr, daß ich nicht das Kind meiner Eltern war, ein Grund der Erleichterung für mich. Damals, als ich die Akten las, habe ich wirklich gedacht: Gott sei Dank, solche Schweinerei haben sie nicht gemacht, um dich zu kriegen. Das war der Gedanke, der die ganze Sache doch so ein bißchen leichter machte.

Im späteren Leben, als Erwachsener, habe ich natürlich häufig gehört, daß ein Mann, wenn er sich in eine Frau tief verliebt, diese Liebe von der Möglichkeit nicht trennt, sonst was mit ihr aufzustellen, im Bett. Da kann ich nur *Pfui!* sagen. Warum, weiß ich nicht. Ich will auch nicht darüber nachdenken. Ich glaube, ich hatte damals schon onaniert, aber ich wußte nicht genau, wozu das gut sei. Ich habe mir Gedanken darüber gemacht, aber, ich bin selber auf die richtige Version nicht gekommen. Ich habe auch keine falsche Version gehabt, ich habe überhaupt keine klare Vorstellung gehabt. Das mit dem dicken Bauch, das wußte ich. Ich wußte aber noch nicht, wo um Gottes willen das Kind dann rauskäme. Das war immer sehr interessant für mich. Das Gefühl, etwas Böses zu tun, wie z. B. später beim Onanieren, das hatte ich am Anfang nicht. Ich wußte ja nicht, was ich tat, und ich hatte kein Gefühl des Bösen. Damals hatte ich andere Jungs schon mal übers Wichsen reden hören, aber ich habe ans Schuheputzen gedacht. Mal überraschte man solche beim gemeinsamen Spiel oder man hat manche zufällig gesehen, aber ich habe mich selber nie

aktiv daran beteiligt. Ich hatte doch einen ziemlichen Horror davor. Einmal war ich doch ziemlich religiös und ich kam da in so einen Zwiespalt rein. Auf der anderen Seite hatte ich den Wunsch danach, aber ich hatte auch Angst, deshalb ein paar auf die Schnauze zu kriegen.

Damals, am Anfang, hatte ich Phantasien nur vorher und danach. Das waren aber erotische Phantasien, keine sexuellen. Sie müssen verstehen, die Phantasien waren sauber und rein und klar wie ein Gebirgsquell. Damals lagen meine Phantasien eben in Richtung echte, edle Freundschaft usw. In der Phantasie habe ich das ja immer mitgehabt, von den Pfadfindern und so.

Die Sparbücher, die besonders für Pfadfinder geschrieben waren, spielen alle in Frankreich. Eins habe ich ganz besonders geliebt, *Der goldene Armreif.* Das war die Geschichte von zwei Jungs, einem Schwarzhaarigen und einem Hellblond en, wie sich das so gehört. Die Geschichte war etwas erotisch, sogar etwas homoerotisch angehaucht, aber ich wußte ja damals überhaupt nicht, was das war. Außerdem stand das Buch literarisch weit über allen Jugendbüchern, die man heute so sieht. Das Buch hat mir so gut gefallen, daß ich mich davon nicht trennen wollte. Ich habe es bei meiner Tante gelesen, und ich mußte dann wieder nach Hause nach Essen, in ein paar Tagen würden mich meine Eltern abholen. Ich habe meiner Tante gesagt, ich würde das Buch gerne mitnehmen, aber sie sagte, nein, das gehörte ihrer Tochter. Ich habe geheult, aber es half alles nicht. Dann habe ich ihr gesagt:

›Weißt du was, gib mir ein Heft und was zum Schreiben‹ Es waren über zweihundert Seiten, aber ich habe mich hingesetzt und habe das Buch bis ungefähr zur Hälfte Wort für Wort abgeschrieben.

Sie können sich nicht vorstellen, wie ich an diesem Buch hing, das kann sich kein Mensch vorstellen. So war ich davon befaßt, das waren genau die Phantasien, die Wünsche, darin

war genauso eine Freundschaft beschrieben, so rein und klar und edel, gerade wie ich es eben in meinen Träumen schon immer gewünscht hatte. Das geschah in einem Pfadfinderlager, da haben sich die beiden getroffen. Der eine war natürlich ein verkappter Prinz, das ist schon mal ganz klar. Neben einem alten Schloß haben sie Zeltlager gemacht, und abends ist der schwarzhaarige Christian ins Schloß reingegangen. Da hat er sich verirrt und ist in eine Fallgrube, einen alten Kerker reingefallen. Der andere, der Blonde, sein Freund Erik, ist nachts hinter ihm her, ist aber nicht ganz bis dahin gekommen. Stattdessen ist er in so eine alte Folterkammer reingekommen. Da hat er so eine alte Schwarte gefunden und da stand drin, die beiden Familien der zwei Jungs *(beide* Familien adelig, natürlich) waren seit Jahrhunderten verfeindet, praktisch Todfeinde. Jetzt lag Christian schon zwei Tage im Dings da unten, mit nichts zu essen und trinken, und darin stand, daß alle hundert Jahre genau, und zwar in dem betreffenden Schloß, einer von. seiner Familie sterben müßte. Und jetzt hat sein Freund Erik gedacht: Also, holst du ihn raus oder nicht? All die Familienehre spielte da mit rein, die Freundschaft und die Zuneigung spielten auch noch eine Rolle. Aber zwei Tage vorher hatte Christian den Erik einen Feigling genannt. Erik hat also eine Wut gekriegt und ist rausgegangen. Er hat den Christian einfach sitzenlassen, und er hätte ihn praktisch verrecken lassen. Er ist aber nicht mit sich ins Reine gekommen, er ist auf sein Pferd gestiegen und wollte sterben. Das war alles sehr, sehr ergreifend für mich, ich habe geheult wie ein Schloßhund. Irgendwie waren da meine Träume alle verwirklicht. Das Happy-End kam natürlich — ich wäre von der Brücke gesprungen, wenn da kein Happy-End gewesen wäre. Ganz ehrlich, im Ernst, ich wäre in Versuchung geraten, mir etwas anzutun! Ich habe mir das Buch noch ins Gefängnis kommen lassen und habe es noch einmal gelesen.

Nachdem ich von meiner Tante zurück nach Hause kam, habe ich keine Ruhe gegeben, bis meine Mutter mir das Buch zum Geburtstag schenkte. Diese Art Träume, diese Phantasien waren es, die mich auch in Marienhausen beschäftigten — keine sexuellen Phantasien, aber hintergründig doch sexuell. Ich habe meinen Freund Dieter in Marienhausen mit dem blonden Erik gleichgesetzt. Dort im Internat habe ich immer gedacht: Wenn du wirklich einen Freund hast und ihn wirklich so gern hast, da darfst du um Gottes willen keine Sauereien mit ihm machen, weil das ganz schmutzig ist und solche Freundschaft ganz einfach haushoch darüberstehen muß. Das war damals meine Überzeugung, und diese Phantasien von der reinen, edlen Freundschaft haben nie ganz aufgehört. Ich könnte Ihnen Beispiele von heute nennen. Heute sehe ich mich in meinem jetzigen Alter mehr als der große Beschützer, aber das Prinzip ist dasselbe. In Marienhausen hatte ich mit der Zeit Phantasien, daß man eben mal mit einem anderen zusammen onanierte, mal in die Hose faßte, da rumspielte und so. Man war damals sehr bescheiden. Einmal in Marienhausen spielte ich Krieg oder Sanitäter oder so was mit einem anderen Schüler. Auf einmal war ich mit ihm allein da. Er sagte: ›So jetzt bin ich verwundet, jetzt lieg ich hier.‹ Ich fragte, was ich machen sollte. ›Ja‹, sagte er, ›du mußt mich ausziehen.‹ Das habe ich auch gemacht. Dann sagte er: ›Jetzt mußt du an die Hose gehen.‹ ›Nee‹, sagte ich, ›das mache ich nicht!‹ ›Feigling!‹, sagte er. Na, ich war eben ein Feigling, obwohl ich es gern gemacht hätte. Aber ich habe mich nicht getraut, obwohl ich mich einen Idioten, ein Arschloch, was ich mich nicht alles selber geschimpft habe! Einmal in Marienhausen habe ich zum Karneval ein Mädchen gespielt, mit zwei Apfelsinen vorn ins Kleid reingesteckt. Man hat mich auch geschminkt. Nach der Vorstellung bin ich auf den Schulhof gegangen. Da waren zwei Jungs, ausgerechnet zwei, die mir sehr gefielen, die ich auch sehr gerne als Freunde gehabt hätte.

Sie haben nun mit mir rumgetobt und von oben da die Apfelsinen wieder rausgenommen. Der Diakon Hamacher ist angeschnauft gekommen und war sofort am Meckern: ›Was, du bist immer noch nicht umgezogen!‹ Einer von den beiden Jungs ist übergeblieben, tagelang ist er neben mir einhergelaufen, auch danach noch. Befreundet sind wir nicht geworden, das war bloß ein paar Tage.

Aber eines Tages sind wir spazierengegangen durch den Wald. Er war ein kleiner Halbjapaner. Im Wald durften wir dann ein bißchen auslösen, da brauchten wir ausnahmsweise nicht immer in Doppelreihen zu gehen. Er und ich haben uns über Gott und die Welt unterhalten, aber dann haben wir wahrscheinlich denselben Gedanken gehabt. Das war wie auf Kommando. Wir haben auch nicht gesagt: ›Hier, jetzt wollen wir mal eben eine kleine Sauerei machen‹, sondern, ich weiß nicht welcher von uns, aber einer sagte: ›Sollen wir nicht mal ein bißchen zurückbleiben‹, und der andere antwortete: ›Ja, warum nicht? Können wir ruhig mal ein bißchen. Wollen wir uns nicht in die Büsche schlagen?‹ Wir haben uns also gar nicht darüber abgesprochen. Die anderen gingen weiter. Da haben wir uns auf einmal, aus dem heiteren Himmel heraus, in den Arm genommen. Es war an sich eine komische Situation, wir standen da, ein bißchen aneinandergedrückt. Ich sagte: ›Willst du dich mal hinlegen?‹ Er sagte: ›Warum soll ich mich nicht hinlegen.‹ Ich habe mich aber zuerst hingelegt, und er hat mir die Hose aufgemacht und hat nachgeguckt und ein bißchen rumgespielt. Nur ein paar Sekunden, dann war es aber auch gut. Wir mußten uns sehr beeilen.

Ich habe meine Hose zugemacht und bin aufgestanden. Ich habe gesagt: ›Jetzt legst du dich aber schnell hin.‹ Er hat sich hingelegt, und ich habe seine Hose aufgemacht. Wir waren beide dreizehn Jahre alt, und mit dreizehn hat man normalerweise zumindest schon ein paar Haare. Später habe ich erfahren, bei den asiatischen Völkern tut sich bis dreizehn

oder vierzehn Jahren überhaupt nichts, aber damals habe ich das nicht gewußt. Ich habe seine Hose aufgemacht, habe geguckt, ja, sein kleines Ding war steif. Aber derart winzig kam mir das vor, ich habe angefangen zu lachen. Er bekam eine rote Birne und wurde wütend. Ich habe gelacht, nur im Spaß, aber ich muß ihm damit unwahrscheinlich weh getan haben. Das wollte ich wirklich nicht, aber Kinder sind doch eben freier. ›Ach‹, sagte ich, ›soll ich eine Lupe holen?‹ Da holte er aus und haute mir ein paar vor die Schnauze. Ich hatte es noch nicht ausgesprochen, *zack!* — da kriegte ich ein paar in die Fresse rein. Eine unwahrscheinliche Wut muß er gehabt haben. Ich muß ihm auch ziemlich weh getan haben, seelisch wahrscheinlich. Ich war ganz verwirrt. Er ist aufgestanden, hat sich angezogen, und hat nur noch gesagt: ›Hau ab! Hau ab!‹«
»Wir hatten alle ziemliche Angst vor PaPü. Er stand da als Schreckgespenst bei allen Jungen. Da war z. B. an die Wand gemalt: ›Das Schreckgespenst! Wartet bis ihr erst nach Pütlitz kommt!‹ Jaja, da kamen wir ins siebente Schuljahr, nach Pütlitz und in den Chor. Fast das erste, was wir tun mußten, war ›Die Glocke‹ von vorn bis hinten auswendig lernen und dann am nächsten Tag aufsagen, Strophe für Strophe. Ich konnte immer sehr gut auswendig lernen (ich habe ein regelrecht unwahrscheinliches Gedächtnis gehabt), daß mir da nie was passierte, aber die meisten sind darin sicher irgendwann steckengeblieben. PaPü hatte auch einen Rohrstock, mit dem er dann tüchtig die Lederhosen und die Beine verhaute. Wir waren alle so panikisiert, möchte ich sagen, daß niemand an irgendeinen Streich oder dergleichen gedacht hätte. Wir konnten uns überhaupt nicht mit irgendeiner anderen Schule vergleichen, die draußen war. Marienhausen war eben etwas ganz besonderes, und wir waren auch etwas ganz besonderes. Wenn irgendeiner aus Versehen irgend etwas kaputtgemacht hätte, ging das Geschrei los: ›Wer! Wer! Wer!‹ In einer Schule draußen wären immer einige dabei gewesen,

die gesagt hätten: ›Da, der da, der war's!‹ Das ist bei uns niemals passiert. Es war ein ganz unwahrscheinlicher Zusammenhalt unter uns, da wir uns schließlich gegen Sadisten zu wehren hatten.

Wenn PaPü mal etwas wissen wollte, wer irgend etwas gemacht hätte, hat er uns runtergejagt in den Schulhof zum Dauerlauf, so lange, bis die ersten keine Luft mehr bekamen und zusammenbrachen.

Er erzählte sehr oft (oder auch etwas öfter) in allen Einzelheiten von grausamen Massenmorden an Juden im Dritten Reich und zeigte uns auch viele Bilder davon. Er schien es nicht ungern zu tun; die ganze Größe dieser Untaten wurde uns natürlich damals nicht bewußt, und so empfanden wir es als ganz ›interessant‹ und stellten (nach vorheriger Absprache) eine ganze Anzahl ›Fragen‹, die aber nur dem Zweck dienen sollten, dies Thema so lang wie möglich zu verlängern, ›denn sonst müssen wir rechnen und das ist noch viel blöder‹.

Nachmittags, mehrmals in der Woche, waren wir im Chor. ›Wandern bringt groß Freud ...‹ Tatsächlich heißt es natürlich ›*Lieben* bringt groß Freud‹, aber das war ein Wort, das gar nicht hin paßte, gar nicht sein durfte. Kaum kamen wir rein, schon fing PaPü an zu schlagen. Keiner wollte in die erste Reihe. PaPü mußte immer dann nachhelfen, daß wirklich auch die kleinsten in die erste Reihe kamen, denn keiner wollte da vorne hin, und wir wußten genau, warum. PaPü schmeißt sich ans Klavier und drückt die Tasten. Dabei hat er das Tonband angestellt, was man auch machen kann, auf ganz schrill, daß es sich hinterher beschissen anhören muß. Aufgenommen. Schnauze halten. Abgespielt. ›Hört euch selber an, den Scheißdreck!‹ Noch mal von vorne. Wieder, noch nicht besser, noch mal von vorne. Dann geht er an der ersten Reihe vorbei, das Ohr an die Münder der Knaben. Ich bin ziemlich klein gewesen und stand immer in der ersten oder zweiten Reihe. Das Ohr hat er jedem immer drangehalten. Dann, wenn

möglich, wenn sie in der ersten Reihe alle richtig gesungen haben, die ganze erste Reihe genommen und alle, *zack!* in die Ecke geworfen.

Die anderen singen weiter, sie hören gar nicht erst auf zu singen. Und dann wird natürlich über kurz oder lang, mir selber ist das passiert, wenn natürlich einer dabei war, der solche Angst hatte, daß er nur die Schnauze auf und zu macht und kein Wort sagt, sondern markiert, dann kriegt er ein paar vor die Nase. Das müssen Sie sich vorstellen, wenigstens vier oder fünf Jungs mit zu Boden. Und, wie gesagt, das mehrmals in der Woche. Im Sommer 1960 hatte das Heim ein Zeltlager in der Eifel. Das war kein Ausflug, sondern für die Kinder gedacht, die kein Zuhause hatten. Ich wollte zuerst gar nicht hin, ich wollte lieber nach Hause. Es mag so gewesen sein, daß PaPü bei meinen Eltern anrief und sagte: ›Kommen Sie doch mal her, gucken Sie sich doch mal an, wie toll das hier ist bei uns. Und sagen Sie mal, bringen Sie den Jürgen mit.‹ Es kann sein, daß er anrief, ich weiß es nicht mehr. Auf jeden Fall, wir sind hingefahren.

Da kam PaPü und sagte: ›Da oben ist ein Cafe, lassen Sie uns dahin gehen‹ Und dort fing PaPü an, meine Eltern zu bearbeiten, wie toll es doch wäre, und daß der Junge doch dableiben sollte. Ich habe gejammert: ›Nein, ich will nicht! Ich will wieder nach Hause!‹ Aber da war PaPü nun meine Eltern am Beackern, und dann fingen auch meine Eltern an: ›Ja, das ist ja toll! Was für eine Gegend! Das ist wunderbar, bleib doch hier, bleib doch hier!‹ Und ich habe immer gesagt: ›Nein, ich will nicht! Ich will nicht!‹ Ich hatte nämlich Angst, daß es genauso beschissen sein würde wie in Marienhausen, daß wir genauso viel vor die Schnauze bekommen würden wie dort.

Aber meine Eltern haben mich dagelassen. Von vornherein hatte ich es auf keinen Fall vorgehabt, dazubleiben, aber ich glaube, meine Eltern hatten meine Sachen mitgebracht, ohne daß ich es wußte. Da in der Eifel war es wie in Marienhausen,

nur eben, daß das Gemeine, das Brutale, die Schlägerei, das fehlte. Ich möchte sagen, daß in den Tagen, wo ich da war, kein einziger von uns geschlagen wurde. Wir schliefen alle in Zelten.

Eines Morgens stand ich auf, und es drehte s ich alles. Ich fiel wieder hin. Meine Beine waren schwer, ich konnte sie kaum bewegen. Fast von einem Moment auf den nächsten hatte ich hohes Fieber. Man hat mich in das Haus gebracht, wo unsere Betreuer, PaPü und die anderen, wohnten, in einem Bauernhaus.

Sie brachten mich in ein Zimmer. Ich wußte nicht, daß es PaPüs Zimmer war. Der Diakon Hamacher ist auf seinem Motorrad los -geprescht und hat den Arzt geholt. Er hat mir Zäpfchen gegeben und alles, und ich habe den ganzen Tag Fieber behalten. PaPü kam nachmittags rein und hat mir sein kleines Transistorradio gegeben. Ich lag allein da und habe bis zum Abend Radio gehört. Im selben Zimmer war auch ein zweites, leeres Bett.« Dies war die Nacht, über die Jürgen im ersten Prozeß lediglich gesagt hatte: »Regelrecht passiert ist nichts.« Nach dem ersten Prozeß hörte ich aus psychoanalytischen Kreisen in der Bundesrepublik von der Exploration eines jungen Mannes, der zusammen mit Jürgen Bartsch im Internat in Marienhausen gewesen war. Als er die Berichte über den ersten Prozeß gelesen hatte, packte ihn eine panische Angst. Er meldete sich bei einem Therapeuten und erzählte, PaPü hätte ihn während seiner eigenen Zeit in Marienhausen verführt. Nun fragte er verzweifelt, ob auch er nun dieselbe Entwicklung erwarten müßte wie die von Jürgen. Ich habe Jürgen über diese Tatsache unterrichtet und ihn gefragt, ob er bei seiner Behauptung »Regelrecht passiert ist nichts« bleibe.

Er antwortete: »Ihr Wissen kann mich nicht mehr so besonders erschüttern, nach dem, was ich dort in Marienhausen alles gesehen und zum Teil mit gemacht habe.

Gern hat PaPü im Chor wahllos daraufgeschlagen, wen er erwischen konnte, und hatte dabei Schaum vor dem Mund. Oft ging der Stock kaputt, wenn er prügelte, und auch dabei die unverständliche Raserei und der Schaum in den Mundwinkeln. Aufschlußreich, gewiß, wenn man will, doch selbst heute kann ich ihm ein gewisses Maß an Respekt nicht versagen. Denn er war nicht das, was man sich unter einem Kinderverderber vorstellt, kein mit Schokolade lockender, hinter den Kindern herschleichender, schleimiger Kerl. Denn er spielte im Talar mit uns Fußball, arrangierte Filmvorführungen für uns, setzte sich beim ›Direx‹ für uns ein usw., organisierte einmal im Jahr eine regelrechte Kirmes mit Schießbuden und Verlosung. Die sexuelle Abartigkeit, die er gewiß hatte, paßt da doch absolut nicht hinein, nicht wahr? Was im Gasthaus in der Eifel passierte, kann ich natürlich nur ungefähr sagen, denn ich hatte an dem Abend noch ziemlich hohes Fieber. Er kam ins Zimmer rein, und da kam heraus, daß er in dem Zimmer schlief. Auch wenn ich das gewußt hätte, hätte ich mir nichts dabei gedacht. Ich weiß nicht, wieviel Uhr es war, jedenfalls war es schon dunkel. Er wollte sein Radio wiederhaben. Die Betten standen ziemlich weit auseinander. Ich bin aufgestanden, mit meinem Fieber, und habe das Radio nähergebracht. Und nun hieß es auf einmal: ›Wenn du schon mal da bist, nun komm gleich ins Bett.‹ Ich habe mir immer noch nichts dabei gedacht. Wir sind erst mal eine gewisse Zeitlang nebeneinander gelegen, bis er mich an sich drückte und seine Hand hinten in meine Hose hineinschob. Das war an sich neu, aber, alles in allem, auch nicht so neu. Morgens auf der Empore, ich weiß nicht mehr wie oft, es kann viermal, es kann auch siebenmal gewesen sein, als wir nebeneinander saßen, hat er immer mal so nebenbei irgendwelche Bewegungen gemacht, so daß er an meine kurze Hose kam.

Da im Bett schob er seine Hand hinten in die Hose meines Schlafanzugs hinein und ›streichelte‹ mich. Dasselbe tat er

auch vorne und versuchte, bei mir zu onanieren, aber dies ging wohl darum nicht, weil ich Fieber hatte.

Wer, außer Ihnen, sollte sich dafür interessieren? Und außerdem fand ich es bislang eigentlich lächerlich, darüber zu sprechen, weil zwischen solchen Dingen und meinen Taten einfach keine Vergleichsmöglichkeit besteht, verstehen Sie? So sage ich auch jetzt noch: ›Im Vergleich zu dem, was *ich* tat, regelrecht passiert ist nichts!‹ Und wer dieser andere Junge war, das können Sie mir nicht sagen?

Damals war ich manchmal fast sicher, PaPü hätte etwas mit dem Vorsinger, dem höchsten Sopran 111 der ersten Stimme. Er war damals Hauptsänger im Chor. Dieser Junge wurde von PaPü eigentlich so lange sanft behandelt, bis der Kleine in den Stimmbruch kam. Es paßte PaPü gar nicht, wenn einer in den Stimmbruch kam, aber bei diesem Jungen wohl am wenigsten. Er hatte damals eine ziemlich harte Prügelzeit zu überstehen.

Wissen Sie, ich möchte den guten Mann vergessen, darum rede und schreibe ich nicht gern von diesen Sachen. Natürlich hat er der -gleichen getan, das war übrigens der schlimmste Teil für mich. Also bei ihm dasselbe, wie er bei mir. Am gemeinsten fand ich, daß er das alles getan hat, obwohl ich starkes Fieber hatte. Wenn ich heute so über all das nachdenke, erscheint es mir wie eine Art makabre Ironie, daß ausgerechnet PaPü es war, der mir öfters von Sire Gilles de Ry —(den richtigen vollen Namen kann ich nicht mehr) erzählte. Dieser Feldherr lebte in Frankreich, so um das fünf zehnte Jahrhundert. Zwischen den Kriegen betätigte er sich vorwiegend als Kindermörder, nachdem er seine Frau und seine Tochter fortgejagt hatte. Er entführte mit seinem Rittergefolge (viele machten scheinbar mit) von Dörfern, Märkten, Gassen usw. Bettler- und Bauernjungen, nur Knaben, meist im Kinderalter; sie entführten die Jungs also, nahmen sie aufs Schloß, dort entkleideten sie sie, vergingen sich an den Kindern, folterten sie, brachen ihnen die Knochen, schlitzten

ihre Leiber auf und untersuchten die inneren Organe. Die Überreste verbrannten sie im Kamin und ›wuschen das Blut von Händen und Wänden‹, wie PaPü nie vergaß zu erwähnen.«

Jürgen Bartsch bezieht seit Jahren jede Woche den *Spiegel, und* normalerweise liest er eifrig alles, was er bekommt. Etwa drei Monate nach seinem ersten Prozeß und einige Monate, ehe er mir diese Geschichte schrieb, erschien im *Spiegel* ein Bericht über das Buch *Gilles de Rais* von Georges Bataille, die Geschichte eines Zeitgenossen und Mitkämpfers der Heiligen Johanna, der in der Literatur der Pathologie als vielleicht der schlimmste aller Sadisten bekannt ist.

Jürgen hat die Behauptung, PaPü habe ihm von Gilles de Rais erzählt, zum erstenmal in seinem Brief an mich auf Papier gebracht, aber seitdem hat er sie verschiedenen Personen, besonders in Verbindung mit seinem *zweiten* Prozeß, mehrmals erzählt. In keinem dieser Fälle hat er Einzelheiten erwähnt, die nicht in dem *Spiegel*-Bericht standen. In einem Fall soll er den Vornamen »Gilles« nicht nach französischer, sondern nach deutscher Art ausgesprochen haben, was andeuten könnte, er habe den Namen nicht gehört, sondern gelesen. Der Staatsanwalt im zweiten Prozeß versuchte zu beweisen, es gebe keine leicht zugängliche Quelle, aus der PaPü die ziemlich esoterische Geschichte von Gilles de Rais hätte wissen können, aber man findet sie in dem Werk *Psychopathin sexualis* von Richard von Krafft-Ebing, und man kann kaum mit Sicherheit ausschließen, daß das Werk Pater Pütlitz unbekannt geblieben war.

Auf jeden Fall kann man nicht leugnen, daß die Art der Morde von Gilles de Rais und von Jürgen Bartsch starke Parallelen zeigen. Es gibt noch einen Widerspruch, den man kaum klären kann. Mir hat Jürgen geschrieben, PaPü habe ihm die Geschichte von Gilles de Rais oben auf der Orgelempore erzählt. In einem anderen Fall hat er behauptet, PaPü habe ihm die Geschichte im Bett unmittelbar nach der behaupteten

Verführung erzählt. Diese Episode bildet in unserer Korrespondenz das einzige Beispiel, wo Jürgen sich so in Widersprüche verwickelte.

»Nach der Nacht in der Eifel hat mir PaPü nie irgendwelche Konzessionen gemacht. Ich habe meine Prügel nachher genauso gekriegt wie schon vorher. Das einzige, das ich ohne mein Zutun bekam, war, daß ich von einem Tag zum anderen an den sogenannten Milchtrinkertisch im Speisesaal versetzt wurde. Damals habe ich wenigstens die beiden Sachen in Verbindung gebracht. Ich weiß nicht mehr, mit welchen Worten er das sagte, aber auf jeden Fall hat er mir gesagt, er würde mich schon fertigmachen, wenn ich die Schnauze aufreißen würde.

Am nächsten Tag bin ich nach Hause gekommen, es ging mir sofort ganz schlecht. In Langenberg bin ich ins Krankenhaus gekommen und dort zwei oder drei Wochen geblieben. Es stand für mich fest, daß ich keinen Tag länger in Marienhausen bleiben konnte, daß ich da ausreißen würde. Meine Eltern haben mich trotzdem nach Marienhausen zurückgebracht, und einen Tag später bin ich sofort ausgerissen.

Mein Heimweh war nicht weniger schlimm als sonst. Mir war es nicht unbedingt auf mein ›Zuhause‹ ausgerichtet, sondern eher unterschwellig, schwellend, irgendwohin, wo es besser war als im Heim, aber nicht unbedingt nach Hause, denn so viel besser war es da nicht, mit der großen Leere und dem Lieben-aber-es-nicht-zeigen-können. Über eines darf kein Zweifel sein, natürlich wäre ich lieber zu Hause gewesen als im Heim. Die Trennung von meinen Eltern habe ich wie jedes andere Kind als eine Art böser Traum erlebt, ist ja stets das gleiche, was man da denkt: ›Das kann doch nicht wahr sein; sie wollen dich ja gar nicht mehr haben, hast du das nicht manchmal schon gespürt?‹ Und die Angst vor dem Neuen; in Rheinbach ging das ja noch, das war alles eher familiär, aber in

Marienhausen: ›Mein Gott, gehst schon in die Knie, wenn du bloß zwei Jungen siehst, die du nicht kennst , und da auf dem Hof laufen über hundert herum, alle fremd. Ein paar schauen schon so wild herüber, als ob sie es kaum erwarten können, dich zu verdreschen. Ja, Angst hast du, eine Memme, gib es ruhig zu ...‹ Wie ein furchtbarer Traum, das Ganze, etwas, das man nie wieder er leben möchte.

Und so bin ich ausgerissen, nachts am Rhein entlang marschiert, B 24, die Rheinuferstraße. Ich bin an der Loreley vorbeigekommen, und da bei einer großen Baustelle ist ein Wagen bei mir angehalten: ›Kann ich Ihnen irgend wie behilflich sein?‹ Ich habe einen Schreck gekriegt erstmal, ich denke: er sagt Sie zu dir. Aber ich bin in den Wagen eingestiegen. Da saß ein junger Mann. Er guckte mich an, dann sagte er: ›Ach, du bist ein Junge‹, ganz enttäuscht. Instinktiv habe ich mir gedacht, um Gottes willen, was würde der machen, wenn ich ein Mädchen wäre! Mit meinem blauen Anorak, mit der Kapuze, habe ich vielleicht wie ein Mädchen ausgesehen. Ich hatte natürlich kein anderes Ziel, als aus dem Wagen wieder rauszukommen. Ich sagte, ich wollte nur bis zur nächsten Stadt, St. Goarshausen. Dort bin ich ausgestiegen. Direkt an der Straße, am Rhein, waren ein paar Lampen und eine Bank, und auf dieser Bank habe ich mich hingelegt. Es war schon halb zwei oder zwei Uhr morgens.

Am nächsten Tag bin ich mit dem Zug nach Düsseldorf gefahren, dann für mein letztes Geld mit dem Bus nach Velbert, dann von Velbert zu Fuß nach Hause, etwa drei Stunden zu gehen. Meine Eltern, dachte ich, waren natürlich sofort vom Heim benachrichtigt worden und waren ganz außer sich, bestimmt. Ich habe mich aber nicht getraut, reinzugehen. In Marienhausen, vor der Sache mit PaPü, hatte ich eigentlich Heim weh nie gekannt, aber auf einmal da, wie mich meine Eltern nach Marienhausen zurückbrachten, da hab ich ganz furchtbares Heimweh gehabt. Ich hatte viel mit PaPü zu tun,

und ich konnte mir nicht vorstellen, noch dazubleiben. Nun war ich weg von Marien hausen und konnte mir nicht vorstellen, wieder zurückzugehen. Auf der anderen Seite habe ich aber damit gerechnet: Wenn du jetzt nach Hause reingehst, bekommst du eine fürchterliche Tracht Prügel. Deswegen hatte ich Angst. Ich konnte weder nach vorne noch zurück.

Neben der Siedlung ist ein großer Wald, und da bin ich reingegangen. Dort habe ich mich praktisch von nach mittags bis zur Dämmerung rumgetrieben. Nun auf einmal war meine Mutter in dem Wald. Jemand hatte mich wahrscheinlich gesehen. Hinter einem Baum habe ich sie gesehen. Sie rief: Jürgen? Jürgen? Wo bist du?‹ Und so bin ich mit ihr gegangen. Das große Geschimpfe und Geschrei ging natürlich sofort los. Meine Eltern haben dann sofort nach Marienhausen telefoniert. Ich habe ihnen nichts erzählt. Tagelang haben sie mit Marienhausen telefoniert, dann kamen sie zu mir und sagten: ›Also, sie haben dir noch eine Chance gegeben! Du kommst wieder zurück!‹ Ich habe natürlich gejammert und geheult: ›Bitte, bitte, ich will nicht zu rück!‹ Aber wer meine Eltern kennen würde, wüßte dann, daß da nichts zu machen war. Und so haben sie mich zurückgebracht. Dort waren sie alle so sauer, kein Mensch hat mich angeguckt. Nachmittags bin ich gekommen, und am nächsten Morgen habe ich einen Brief an PaPü geschrieben. Ich weiß heute nicht mehr, was ich da schrieb, aber sinngemäß: Ich kann auf keinen Fall hierbleiben. Ich gehe jetzt nach Hause, und solange sie mich wiederbringen, laufe ich immer wieder weg. PaPü ist mit dem Brief zum Pater Direktor gegangen. Der PaPü soll ganz aufgelöst, ganz mit den Nerven runter gewesen sein. Er soll gesagt haben: ›Es geht nicht mehr, ich halte das nicht mehr aus. Ich trete zurück!‹ Das habe ich von meinen Eltern gehört. Ich bin nur einen Tag dort geblieben. Beim zweiten Mal bin ich nicht allein abgehauen, ich habe meinen Freund Dieter mitgenommen. Ich habe ihn getroffen und ihm gesagt: ›Hier bleibe ich keine Stunde

länger.‹ Aber dieser Ausflug rührte nur in eine Polizeizelle, weil ich kein Geld hatte. Meine Eltern hatten mir extra kein Geld gegeben, damit ich das ausgetrieben kriegte, abzuhauen. Aber mit PaPü wollte ich auf keinen Fall mehr irgendwie auch nur auf zehn Meter Entfernung zusammen sein. Später, nachdem ich endgültig von Marienhausen weg war, bin ich mit meinen Eltern zum Ort in der Eifel gefahren, wo er bei seiner Mutter wohnte, aber das ging nicht von meinen Eltern und nicht von mir aus. Das ging allein von PaPü aus. Aus heiterem Himmel irgendwann kam ein Anruf von ihm. Meine Mutter ist darangegangen und hat mich gefragt, ob ich nicht mal mit ihm sprechen wollte, aber ich sagte, nee, ich hätte kein besonderes Interesse. Dann hat er meine Mutter am Telefon beackert, wir drei möchten ihn doch mal besuchen kommen. Er hatte Urlaub, und wir möchten am Sonntag kommen. Das ging ganz allein von ihm aus. Ich wollte an sich nicht so gerne hin, aber hingefahren sind wir. Meine Eltern haben sich mit ihm unterhalten. Ich saß etliche Meter weg am anderen Ende vom Tisch. PaPü und ich haben außer ›Guten Tag‹ und ›Auf Wiedersehen‹ praktisch kein Wort miteinander gesprochen. Später, unter Druck von meiner Mutter, habe ich sogar einen Brief nach Marienhausen geschrieben, worin ich unter anderem mich beschwerte, daß ich keine Post von PaPü bekommen hätte. Ja, wie so? Meinen Sie denn, das hatte meiner Mutter gefallen, daß er nicht geantwortet hatte?

Ich habe ihn sicherlich verabscheut, aber wie alle anderen Jungs in Marienhausen habe ich eine Art widerwillige Verehrung für ihn empfunden. Das ging uns allen aber so. Durch seine persönliche Robustheit ragte er irgendwie aus der Reihe der anderen Erzieher. Aber es ist kein einziges Mal vorgekommen, daß PaPü jemanden lobte. Das gab es einfach nicht.

Noch heute denke ich manchmal an die anderen Patres in Marienhausen. Pater Gaida, z. B., war damals schon nicht mehr

der Jüngste, aber das Muster eines zynischen Feiglings. Er machte Gott und die Welt lächerlich, war sehr streng und ungerecht (wenn z. D. in der Schule jemand was nicht kapiert hatte, so interessierte ihn das nicht), und er schlug nur im Verein mit anderen, etwa mit PaPü. Allein traute er sich vielleicht nicht. Dr. Martin war der Direktor des Heimes, als ich kam. Wie meist, so hatte auch dieser Direktor wohl von manchem keine Ahnung. Er war eine Seele von Mensch, für *ihn* war es sicher gut, m einem Orden zu sein; draußen in der Welt wäre er zerbrochen. Er war schlicht und einfach zu gut, als daß er dort hätte bestehen können. Aber auch in Marienhausen wurde er bald abgeschossen. Er war den Kollegen wohl zu lasch und zu weich. Sie werden ihm die Note ›kaum genügend‹ gegeben haben. Er wurde zum Landesprovinzial gemacht, also ›befördert‹. Er stand jeden Abend als liebenswürdige kleine schwarze Tonne im halb dunklen Eingang zum Schulhaus, über seinem Kopf eine kleine Lampe, die kaum Licht gab, und er sprach mit uns, wie wohl mit manchem von uns noch niemand gesprochen hatte, und wohl keiner wird es vergessen, wie sie waren, diese Gespräche im Zwielicht mit einem Menschen, der nichts anderes konnte als geben. Das war sein Leben. Er wollte und konnte nicht anders. Ein Mann, der von jedem Psychologen zwar als intelligent, doch im Gefühlsleben völlig naiv, infantil und weichlich bezeichnet würde, dem Alltagsleben einfach nicht gewachsen.

Er brauchte eine heile, kindliche Welt, um leben zu können, und wir brauchten ihn. Es reichte, daß er jeden Abend dort stand. Er wäre lieber gestorben, als einen von uns zu schlagen, ganz zu schweigen davon, daß er auf diesen Gedanken niemals gekommen wäre. Fünf oder sechs Kinder standen wenigstens bei ihm, und nicht einer, der keine Frage, kein Anliegen, keine Bitte gehabt hätte. Einer hat Zahnschmerzen; der Direktor besorgt die Behandlung noch am selben Abend. Der nächste

zeigt seine Kette vor, von der er das Medaillon verloren hat; darf er ein neues haben? Am nächsten Tag schon bekommt er es. Einer weint; seine Mutter hat ihm seit sechs Wochen nicht geschrieben. ›Um Gottes willen‹, sagt der Direktor, und in seinem Ton ist nichts Falsches; er wird es nie verstehen, daß es Eltern gibt, die ihre Kinder vergessen. Also kann es so schlimm nicht sein, er tröstet den Jungen und verspricht ihm, sich darum zu kümmern. Morgen wird er der Mutti schreiben ... Nur genommen haben wir von ihm. Geben konnten wir ihm nur unsere Liebe und bedingungsloses Vertrauen ihm selbst gegenüber. Wir liebten ihn, obwohl wir wußten, daß er ein ›Weichling‹ war; denn er war kein Weichling aus Feigheit, wie so viele; er war ein Weichling aus Liebe, darum wäre er auch Lieblosigkeit unsererseits hilflos ausgeliefert gewesen. Aber wir wären für ihn durchs Feuer gegangen. Niemand von uns, auch der rauheste Bursche nicht, hätte ihm weh tun können. Denn gibt es eine größere Autorität als die selbstlose Güte? Requiescat in pacem.« Am 26. Februar 1971 schickte mir Jürgen zum einzigen Mal während unserer Korrespondenz, ohne Einleitung und ohne Erklärung, eine kurze literarische Komposition. Den Jungen, um den es ging, habe ich erkannt als das Opfer *in* einem merkwürdig sadistischen, von PaPü organisierten ›Länderspiel‹ während des Zeltlagers in der Eifel. Auf meine Frage über diesen Brief kam Jürgens Erklärung: »Warum habe ich Ihnen von unserem ›ulligen‹ (kölnisch: kleinen) Herbert geschrieben? Weil ich es nicht ertragen kann, daß Leben und nicht mehr Leben dieses armen Jungen ohne Laut in der Versenkung verschwinden soll. Das *darf nicht* sein. Ich mochte ihn, wie wir alle ihn mochten. Dies ist (ich tat es noch *nie)* eine herzliche Bitte um Veröffentlichung seines Schicksals, ob mit meinen oder Ihren Worten.« Also mit Jürgens Worten: »Er war ein guter Kamerad. Lange vor mir war er schon in Marienhausen. Aus Köln war er, und er war der Kleinste in unserer Klasse. Auf sein ›Kölle‹ ließ er nichts

kommen. Wie oft er sich gerauft hat, weil jemand seine Stadt beleidigt hatte, ich kann es nicht sagen. Weil es keine ›Stadt‹ gibt, sondern nur Menschen, die jemandem etwas bedeuten, heißt es wohl, daß er stets von Heimweh geplagt war. Er war auch länger dort als ich. Im Chor kam er, da er nun wirklich der Kleinste war, niemals umhin, in der ersten, vordersten Reihe zu stehen, und so quasi bei jeder Probe sein Teil an Schlägen in die Nieren und ins Gesicht zu empfangen. O Gott, *mehr* als sein Teil, denn es gab auch die letzte Reihe, die verhältnismäßig geschützt war. 'Wie oft er getreten und geschlagen wurde, ich kann es nicht sagen. Es soll hier keine Hei den Verehrung stattfinden, die würde er uns nie verzeihen. Denn er war kein Held und wollte k einer sein.

Hatte PaPü oder der dicke Katechet ihn in der Mangel, dann schrie er wie kein anderer, dann brüllte er seinen Schmerz hinaus, daß man glauben konnte, die verhaßten, heiligen Mauern stürzten ein. Im Jahre 1960, im Zeltlager in Rath bei Niedeggen , an einem Sommerabend, ließ Pater Pütlitz ihn ›entführen‹. Ein Spiel sollte es sein, ein lustiges. Aber Herbert wußte es nicht, weil ihm niemand kund tat. Man schleppte ihn tief in den abendlichen Wald, fesselte und knebelte ihn, steckte ihn in einen weißen Schlafsack und ließ ihn liegen. Er lag bis nach Mitternacht. Angst, Bitten, Verzweiflung, Einsamkeit, es ist müßig. Was er gefühlt hat, ich kann es nicht sagen. Nach Mitternacht wurde er ausgelacht, Spott und Hohn, ein Spiel, ein lustiges.

Als er ein paar Jahre von Marienhausen fort, aber noch lange nicht erwachsen war, stürzte er sich bei einer Bergtour zu Tode. Er wurde geboren, um geschlagen und gequält zu werden und ›sodann‹ zu sterben. Er war der Kleinste in unserer Klasse. Er hieß Herbert Grewe. Und er war ein guter Kamerad.« »In Marienhausen habe ich zum ersten Mal in meinem Leben eine Freundschaft gehabt. Es war ein Junge, der auch aus Essen kam. Meine Eltern kannten seine Mutter. Das

war praktisch der einzige Freund, den ich bis dato überhaupt gehabt habe. Es war eine richtige Freundschaft, aber nicht in dem Sinne, daß ich Kontakt gesucht hätte und den so gefunden hätte. Dazu war ich nicht fähig. Er war genauso ein Einzelgänger wie ich, und wir haben uns zusammengefunden. Er kam kurz nach mir, und er stand immer in der Ecke und heulte, so furchtbares Heimweh hatte er.

Ich habe Mitleid mit ihm gehabt. Ich fragte ihn, wo er herkam und wer er war. Er hieß Dieter. Und so hat sich eine Freundschaft entwickelt. Wir waren beide in der sechsten Klasse. Die direkte Freundschaft hat in der siebenten Klasse aufgehört, wir haben uns getrennt, obwohl wir weiter da waren. Wir haben uns getrennt, wahrscheinlich weil die Freundschaft so vermiest wurde, weil sie da eben ihre Augen überall hatten und weil sie immer hinterher waren, daß niemand besonders mit einem anderen zusammen war. Man wurde schikaniert deswegen — ›Na, bist du schon wieder mit dem zusammen?‹ —, und da kriegte man ein paar in die Fresse, und dann hörte man schon auf.

Im gewissen Sinne sind wir sicherlich auseinander gebracht worden. Bei mir ist es so gewesen, daß ich diesen Jungen, weil ich einen richtigen Freund niemals gehabt hatte, praktisch in Beschlag zu nehmen versuchte. Wenn er einen anderen Jungen ansah oder mit ihm sprach oder spielte , wurde ich wütend. Jeden zweiten Tag haben wir uns verkracht, und jeden zweiten Tag sind wir wieder zusammen gekommen. Wenn ich eine Wut auf ihn hatte, sagte ich : ›So, jetzt mache ich dich fertig!‹ Und wenn ich dann mal ein Freßpaket von zu Hause bekam und wir uns verkracht hatten, habe ich einen oder zwei Beutel Bonbons aus dem Paket genommen und an die anderen Jungs verteilt und dafür gesorgt, daß Dieter kein einziges mitbekam. Dann heulte er, und ich sagte ihm: ›Ja, du mußt nur zu mir lieb sein‹, und dann ist er wieder gekommen. Wenn wir uns verkrachten, war ich ganz niedergeschlagen, und wenn ich in der Kirche

war, da habe ich richtig gebetet: ›Lieber Gott, mache, daß wir wieder zusammenkommen.‹ Aber auf die Dauer konnte das auch nicht gut gehen, von der einen Seite wie von der anderen Seite.

Ich habe auch eine andere Methode gehabt, um ihn klein zu kriegen, wenn er nicht nur mit mir zusammen sein wollte. Dann habe ich gesagt: ›Ich sage deiner Mutter, daß du damals mit dem Mann da oben auf der Kammer im Heim zusammen warst, daß er Schweinereien mit dir machte.‹ Da ist nämlich damals ein Mann aus dem Heim gewesen, der sich an ihm vergangen hatte. Ich bin derjenige gewesen, der das damals aufbrachte. Dieter hat nur das damals erzählt, und ich war so empört darüber, daß ich sofort zum Lehrer ging. Zwei oder drei Tage später ist der Mann, ein Angestellter, aus dem Heim geflogen. Ich habe Dieter geliebt. Wie jeder andere von uns Jungs habe ich den Drang gehabt, mal irgend etwas in sexueller Beziehung mit anderen Jungs zu machen, aber ich habe es nie geschafft und nie getan, weil ich eben so furchtbare Angst vor der schweren Prügel hatte, obwohl ich, mein Gott, manchmal schon ganz, ganz wild hinterher war.

Das zweite Mal, wo ich aus Marienhausen ausriß, kam Dieter mit. Wir liefen in Richtung St. Goarshausen. Direkt neben dem Bahn steig gingen direkt in die Höhe die Weinberge, fünf oder sechs Meter von der Straße entfernt. Da haben wir Weintrauben gegessen.

Ein Zug kam uns entgegen, und ich versuchte, Dieter unter den Zug zu stoßen. Das war an sich eine Angelegenheit von keiner richtigen Überlegung. Wenn überhaupt, habe ich nur ein paar Sekundenbruchteile überlegt, aber nicht mal eine Sekunde. Das ging einfach blitzschnell. Ich hatte bloß den einzigen Gedanken: Wenn du ihn jetzt unter den Zug wirfst, dann ist er tot und kann sich nicht wehren, dann kannst du ihn ganz nackt ausziehen. Vorher, als wir da entlang gingen, war kein sexueller Gedanke. Ich ging hinter ihm, links neben dem

Gleis. Der Zug kam uns entgegen. Ich habe ihn einfach geschubst, aber er hat sich gefangen. Er ist bis zur anderen Seite gestolpert. Er fragte böse, ob ich verrückt wäre. Ich habe ihm gesagt: ›Du spinnst, ich bin nur gestolpert!‹ Sie müssen mir glauben, es gab niemanden, der erschreckter war als ich. Auch anschließend. Danach ging er ungefähr zehn oder fünfzehn Meter vor mir, und die nächste Zeit kam er nicht mal in meine Nähe. Vielleicht zwei Stunden lang ging er absichtlich nur vor mir. Wir gingen noch ein paar Stunden bis zur Loreley. Da steht eine Bank am Felsen, und da haben wir uns hingesetzt. Dann sind wir nach St. Goarshausen reingegangen. Ich war entsetzt - aber nur so lange, bis die sexuellen Gedanken wieder kamen. Nach ein paar Stunden kamen sie ja wieder, und da war es mit dem Entsetzen vorbei. Was ich da versucht hatte, das hatte ich vergessen. In Goarshausen haben wir uns in einem Bauwagen zum Schlafen gelegt. Auf dem Wege, bevor das mit dem Zug passierte, hatte ich mich mit sexuellen Gedanken überhaupt nicht beschäftigt. Das fing blitzartig mit dem Zug an. Und dann nach dem Entsetzen und dem Erschrecken setzten die sexuellen Gedanken wieder ein. Noch zweimal habe ich versucht, etwas mit Dieter zu machen. Erstmals haben wir in der Baubaracke nebeneinander geschlafen. Ich bin aber erst wach geblieben und habe dann versucht, seine Hose aufzumachen, an ihm rumzufummeln, aber er h a t geknurrt und h a t sich auf die andere Seite gedreht.

Nachdem die Verstimmung zwischen uns eingetreten war, habe ich zwei oder drei Stunden einen richtigen Kater gehabt. Ich war richtig enttäuscht und deprimiert von nur selbst, in einer richtigen Reuestimmung. Da in der Baubude h a t es gar keine Gewalt gegeben. Ich habe mit ihm rumgebalgt und wir haben gerungen, aber ich habe ihn nicht geschlagen, geschlagen hätte ich ihn nie.

Morgens sind wir aufgewacht. Es war schon hell. Wir sind raus aus der Baubaracke und in die Stadt reingegangen. Wir müssen auf gekalkten Brettern gelegen haben, wir waren hinten völlig weiß. Die Leute haben uns alle toll nachgeguckt. Da kam uns ein Kripowagen entgegen, wir wußten aber nicht, daß es ein Kripowagen war. Plötzlich faßte uns ein Polizist an der Hand und sagte: ›Kommt mit, ich weiß schon, wer ihr seid! Ihr seid aus dem Erziehungsheim ausgerissen!‹ Da war ich schon sauer - für viele Leute ist eben alles Erziehungsheim.

Er wollte mit uns dann zur Polizeiwache, aber als wir zu einer Weggabelung kamen, habe ich Dieter zugerufen: Jetzt!‹ Wir haben uns beide losgerissen und sind weggelaufen, über die Weinstöcke und dann über die große Mauer direkt am Rheinufer. Die Mauer war vier oder fünf Meter hoch, und unten waren alles Steine. Dieter hat sich runterhängen lassen und ist dann erst gesprungen. Ich Schwachkopf bin über die Mauer gesprungen. Eigentlich hätte ich den Hals brechen müssen, so tief war das, aber ich habe mir doch den Knöchel angebrochen oder so ähnlich. Ich konnte keinen Schritt mehr gehen. Dieter hat mich dann auf seinem Rücken weitergetragen, zum Rhein immer mehr und dann am Rheinufer entlang. Es waren Büsche und Bäume dahinter, so daß sie uns von der Stadt aus nicht sehen konnten. Er konnte mich aber nicht ewig weitertragen, und wir haben uns dann da unten hingesetzt. Wir haben uns überlegt, daß wir oben auf der Rheinstraße per Anhalter weiterfahren wollten, weil ich nicht mehr laufen konnte. Auf dem Rücken hat mich Dieter hoch zur Straße getragen. Wir haben uns auf die Straße gestellt, und ich habe mich am Geländer festgehalten. Ein großer Lastwagen kam, mit Brettern und Fahne. Er hielt, und raus kommt ein Kriminalbeamter, sie schnappten uns. Richtig im Polizeigriff führten sie uns ab. Sie waren natürlich wütend, daß wir ihnen einmal durch die Lappen gegangen waren. Sie haben uns

zwischen sich ins Auto genommen, und wir sind zur Polizeiwache gefahren.

Da hieß es Taschen ausleeren, Protokoll machen usw., und dann haben sie uns in eine schmutzige, wirklich fiese Zelle eingesperrt. Es war immer noch Morgen. Da waren nur bepinkelte Matratzen, sechs oder sieben Stück aufeinander, mit ganz schmutzigen Decken. Eine Toilette war nicht da, nur ein alter Eimer stand in der Ecke neben einem dicken Eisenofen, also ein richtiges kleines Gefängnis.

Wenn man sich am Fenster hochzog, konnte man unten in den Gefängnishof gucken. Ich meine, wir waren noch praktisch Kinder. Heute noch finde ich das eine Schweinerei.

In der Zellentür war eine Klappe. Da haben sie das Essen einfach durchgeschoben- ›Hier, freßt‹. Wir haben uns fürchterlich darüber aufgeregt.

Nachher saßen wir zusammen auf den Matratzen, und da kam es wieder. Ich habe versucht seine Hose aufzumachen. Ich wollte ihn ausziehen. Das war so stark, ich konnte im Moment nichts daran machen, aber ich bin zu nichts gekommen. Er wollte nicht. Später, bei meinem ersten Prozeß, habe ich mich ganz furchtbar geärgert, als der Vorsitz ende mit Dieter darüber sprach. Auf einmal fragte ihn der Vorsitzende: ›Und in Marienhausen haben Sie irgendsowas mit einem anderen Jungen gemacht?‹ - ›Ja, ja‹, sagte Dieter, ›ist doch selbstverständlich!‹ Ach, Mensch, ich hätte ihm ins Gesicht springen können, glauben Sie mir das! Ich meine, woher sollte er das vorher wissen, daß ich das heimlich in Marienhausen so gern gemacht hätte? Das konnte er ja nicht wissen! Heute, als erwachsener Mann, interessiert er mich sexuell überhaupt nicht, aber so einen Menschen wiederzusehen und dann festzustellen, daß er immer noch denselben Sprachfehler hat, da kommt das einem ein wenig hoch, sentimental meine ich, und man muß sich selber fragen: Warum ist er denn älter geworden, der Idiot. Wenn er nicht älter geworden wäre, dann

wäre er wahrscheinlich mein Traum. Mein Adoptivvater ist aus Essen nach Goarshausen gekommen und hat uns nach Hause gebracht. Dann kam die übliche Strafpredigt. Das war September oder Oktober 1960.

Danach mußte ich in die Schule bei uns in der Siedlung in Langenberg, aber es waren bloß noch ein paar Monate, bis April. In Marien hausen hätten sie mich jetzt gar nicht mehr genommen. Normaler weise wird man nach dem ersten Abhaun schon gar nicht mehr genommen. Sie müssen bedenken, daß Hunderte und Hunderte von Kindern da auf der Warteliste standen. Die Leiter von Marienhausen waren auf niemanden angewiesen.

Anfang 1970 ist im Don-Bosco-Heim in Köln; eine Art Skandal gewesen, der durch Presse und Rundfunk ging. Die Zustände, die damals in Marienhausen niemanden aufregten, haben jetzt das Jugend amt von Köln dazu bewegt, alle seine Kinder vom Kölner Don-Bosco-Heim abzuziehen, angeblich weil sie nicht mehr verantworten könnten, ihre Kinder in so einem Heim zu belassen. Die Lehrer sollen die Kinder die Treppe runtergeprügelt haben, mit Schuhen auf ihnen rumgetrampelt sein, sie mit dem Kopf in den Lokus gestoßen haben usw., dieselben Scherze also, die sie mit uns in Marienhausen machten. Genau dasselbe, und auch ein Don-Bosco-Heim, von den guten Salesianer-Patres geleitet. Es stand auch in den Berichten, daß vier Lehrer sich laufend an den ihnen Anvertrauten vergangen hätten. Pater Pütlitz war nach 1960 einige Jahre Erzieher genau in diesem Kölner Heim.

Die Salesianer-Patres haben ihre eigenen Mitteilungsblätter, die sie an ihre Ehemaligen schicken. Dieser Orden hat viele Heime, und in diesem kleinen Heftchen sind Bilder davon. Vor ein paar Monaten habe ich welche bekommen. Ich habe immer geschimpft und gemeckert. Wenn so ein Ding kam, hatte ich nichts eiligeres zu tun, als den Umschlag aufzureißen und sofort nachzugucken, ob um Gottes willen nicht ein Bild von

Marienhausen drin wäre, oder ein Bild von Leuten, die ich kannte. Es war immer eine Zahlkarte drin, Dank war schon daraufgedruckt für hochherzige Spenden usw. Ich habe mal an meine Tante geschrieben (wenn ich was Persönliches zu sagen habe, was mit der Seele oder mit dem Gefühl irgend was zu tun hat, schreibe ich nicht meinen Eltern, sondern meiner Tante), ich möchte eine Zeitmaschine haben, wo man die Zeit ein stellen kann, und dann würde ich sie auf Marienhausen einstellen, genau diese Zeit, wo ich im Heim war. Auf den komischen Anschluß möchte ich gern verzichten, den brauche ich nicht. Aber die Zeit, wo ich selber im Heim war, die würde ich so einstellen, daß sie, wenn sie zu Ende ist, immer gleich von vorne bis hinten wieder gehen würde. Und selbstverständlich wäre bei so einer Zeitmaschine, daß ich eben, wenn ich alles zum zehnten oder zwanzigsten Mal erlebte, das nicht wissen würde. Es müßte jedes Mal von vorne, auch für mich selbst, immer wieder ganz neu sein. Ich möchte jede Minute, jede Sekunde dann so erleben, wie ich sie damals erlebte, und auf heute und die Zukunft, irgendwelche Zukunft, würde ich scheißen. Die gute Seite bedeutete für mich so viel, daß ich auch vielleicht noch Schlimmeres in Kauf genommen hätte. Die Hauptsache bleibt, das Wunderbare erlebt zu haben, nun einmal nicht ausgeschlossen zu sein. Es gab eine einmalige Solidarität unter uns Schülern den sadistischen Lehrern gegenüber. Ich habe mal ein arabisches Sprichwort gelesen: Der Feind meines Feindes ist mein Freund. Sie müßten das miterlebt haben, das ungeheuerliche Solidaritätsgefühl, das Zusammenschließen von uns. Die Erinnerung soll manches hochheben, aber ich glaube wirklich nicht, daß ich das tue. Da war ich einmal *kein* Außenseiter. Wir hätten uns alle lieber in Stücke schlagen lassen, als einen Kameraden zu verraten. Das war geradezu unwahrscheinlich.

Heute sind für mich die Bilder von Manenhausen richtige Stimulation, nur für Minuten, für Stunden mich da hinein zu

versenken, die Zeiten wieder zurückzuholen, in Gedanken, ganz still da zu liegen, die Augen zugemacht. Da bin ich einfach weg, nicht mehr hier, sondern dort. Der Mensch wird mehr vom Gefühl beherrscht als vom Verstand, und wenn ich irgendeine Lage als gefühlsmäßig gefährlich erkenne, dann bin ich noch lange nicht bereit, das abzustellen, weil das Gefühl eben stärker ist. Wo manch einer vielleicht sagen würde: ›Da ist eine Gefahr‹, für mich wäre es doch eher schön, eher eine Verlockung. Wenn ich diese Zeitmaschine nun hätte, würde ich keinen Tag, keine Minute zögern. Auf alles, was ich heute überhaupt noch habe, oder was ich vielleicht irgendwann mal bekommen könnte, würde ich pfeifen. Aber wenn ich so eine echte Zeitmaschine wirklich hätte, dann hätte ich mir eine ganz andere Zeit als die in Marienhausen ausgesucht. Ich hätte mir eine bessere, ertragenswertere Zeit ausgesucht, denn ertragenswert ist die Zeit in Marienhausen an sich nicht gewesen. Das ist sie wirklich nicht. Ich könnte mir vorstellen, ich hätte mir das erste Kinderheim in Rheinbach ausgesucht, denn es war sehr schön, dort zu sein. Vom körperlichen Aushalten war es da wunderbar.

Ich habe einen sogenannten ewigen Kalender für die Zeit von 1900 bis 2000, und mit Hilfe dieses Kalenders habe ich mir für die Zeit, wo ich in Marienhausen war, einen richtigen Kalender gemacht, mit Daten und Wochentagen. Und dann habe ich im bekloppten Kopf gedacht: Wenn du das nun siehst, brauchst du nur das Datum anzugucken, dann fällt dir alles genau wieder ein, wie es an jedem einzelnen Tag war. Das war aber natürlich beschissen. Das habe ich auch von Minute zu Minute gemerkt, daß das nicht ging, aber es hat mich doch ziemlich enttäuscht. Dann habe ich mir darunter eine Liste gemacht, mit Namen von allen Jungs, mit denen ich in Marienhausen in einer Klasse war. Es waren etwa dreißig bis fünfunddreißig. Ich habe mich selber überrascht, ungefähr achtzehn habe ich zusammengekriegt. Ich habe das mal mit

Rheinbach verglichen. Heute weiß ich von keinem einzigen mehr den Namen. Kurz vor oder nach der ersten Tat habe ich Dieter eine Karte geschrieben, ich möchte ihn doch mal gerne wiedersehen. Ich hatte ein ziemliches Schuldbewußtsein. Ich habe das ungefähr so formuliert, daß es mir sehr leid täte, was ich ihm damals angetan hätte. Es kam eine Karte zurück, die aussah, als ob seine Mutter sie diktiert hätte. Das wäre alles nicht so schlimm, man könnte sich ja mal treffen, oder so.

Daraufhin habe ich noch einmal geschrieben, habe aber niemals eine Antwort bekommen.« Anfang 1971 in Essen habe ich Dieters Mutter angerufen. Nach langem und stutzigem Hin und Her sagte sie, sie würde ihren Sohn am nächsten Tag sehen und ihm meine Bitte ausrichten, ein Gespräch mit mir zu führen. Zwei Tage später hat mich Dieter selber angerufen, und wir haben uns provisorisch für den Abend in meinem Hotel verabredet. Als ich aber abends zum Termin in mein Hotel zurückkam, fand ich eine Nachricht, nicht von Dieter, sondern von seiner Mutter: Ihr Sohn betrachte »die Angelegenheit als abgeschlossen und wird nicht zum Hotel kommen«. Jürgens Kommentar zu dieser Episode: »Das mit Dieter hat mich doch etwas getroffen, daß er überhaupt nichts mehr von mir wissen will, weil er ein ganzer Abschnitt meines Lebens ist, den ich nicht einfach streichen kann, und weil ich ihn so gerngehabt habe, wie ein Kind einen Freund nur gernhaben kann. Aber auch heute, wie immer schon, spricht seine Mutter noch für ihn, sie entscheidet für ihn. Ich habe ein wenig Angst, daß das auf die Dauer nicht gut geht und es auch bei ihm irgendwie - Ach Gott, lassen wir das.« »Die Schule in Langenberg war mir an sich gleichgültig. Der Kontakt dort war noch schlechter, viel, viel schlechter als in Marienhausen. Ich hatte es mittlerweile aufgegeben, ich habe nichts mehr getan. Auch seitdem habe ich nichts mehr in dieser Beziehung getan.

Es kam selten vor, aber als älteres Kind habe ich ein - oder zweimal ›durchgedreht‹, wenn ich zu sehr geprügelt und

gehänselt wurde. Dann hatte ich minutenlang keine Angst mehr, und eine heiße, nicht zu beherrschende Wut kam hoch. In der Langenberger Schule habe ich so mal einen viel Stärkeren über den ganzen Schulhof geprügelt, habe auch ins Gesicht geschlagen, wozu ich sonst einfach *nicht fähig* war. Da hatte ich nach ein paar Minuten gleich wieder Angst vor der eigenen Courage. Aber mir ist sofort hinterher wieder das Herz in die Hose gefallen. Er sagte mir: ›Warte bloß, jetzt in der Pause hast du mich geschafft, aber warte, bis du aus der Schule rauskommst! Da warte ich auf dich draußen!‹ Als die Schule aus war, habe ich mich im Klassenraum für Religion versteckt und eingeschlossen. Aber wahrscheinlich waren diese einzelnen Fälle eher Notwehr als Aggressivität. Sonst kann ich mich an Aggressivität nur bei den vier Taten erinnern, aber das will und kann ich hier nicht sagen. Ich hatte kaum Kontakt mit den Langenberger Nachbarn. Erstens, weil ich bald die meisten Tage der Woche von morgens bis spät abends im Geschäft arbeitete, wo sowieso dann für Nachbarschaftspflege keine Zeit mehr gewesen wäre. Die Nachbarn und auch die Söhne in meinem Alter hatten alle einen Acht-Stunden-Tag, wir haben aber bei uns meist dreizehn Stunden oder mehr arbeiten müssen, alles eingerechnet, die langen Fahrten und so. Wenn ich oft mit meinen Eltern um 20.30 bis 21 Uhr zu Hause ankam, standen die anderen mit Rad oder Moped auf der Straße, aber es wurde dann schon dunkel. Manchmal habe ich gefragt: ›Wie lange seid ihr schon zu Hause?‹ Meist waren sie schon seit halb fünf bis sechs Uhr frei und durften raus. Und sie durften, besonders die Gleichaltrigen, auch noch viel länger draußen bleiben als ich. So hätte ich nur ein kurzes Stündchen Zeit gehabt, Guten Abend und Auf Wiedersehen zu sagen.

Glauben Sie mir, ich, weil ich zudem meinen Beruf nicht liebte, war das alles manchmal so satt, mir stand das oft so bis zum Hals, ich hätte die ganze Scheiße so hinschmeißen können. Aber dann hat doch immer das Gewissen des Kindes

des Mittelstandes die Oberhand behalten: Schließlich ist ja alles nur für mich, da muß man eben auf manches verzichten, und auch da ist ja was Wahres dran.

Der kleine Nachbarssohn Axel war damals, glaube ich, noch zehn jähre alt. Seine Familie war wohl gerade bei uns eingezogen. Weil ich meistens auf meinem Zimmer war, und ich auch Sachen hatte, die er nicht hatte, kam der Kleine wohl jeden Tag oft und lange in mein Zimmer. Ich hatte da einen Plattenspieler, einen Filmapparat usw., da spielten wir immer mit. Aber außerdem mochte er mich doch sehr gut leiden, und er gefiel mir auch. Ich muß dann damals wohl etwa Anfang vierzehn gewesen sein.

Also wir mochten uns ziemlich gern, und ich dachte auch schon nach kurzer Zeit, wenn ich ihn in seiner kurzen Lederhose vor mir stehen oder auf meinem Sofa sitzen sah, ich würde ihm gerne mal die Höschen zumindest aufmachen oder etwas herunterziehen. Der gleichen war auch schon in meiner Phantasie dabei, allerdings Dinge wie Schneiden und Töten noch nicht. Das kam erst einige Zeit vor der ersten Tat.

Wir haben in meinem Zimmer oft so Ringkämpfe gemacht. Meist gewann ich, dann blieb ich ein wenig über ihm, also als ›Sieger‹, auf seinem Körper liegen und genoß (sexuell) das richtig. Manch mal ließ ich auch ihn absichtlich einen Kampf ›gewinnen‹, und er machte es dann auch so, und nicht ungern, würde ich sagen, aber ob seine Gefühle dabei nur hauptsächlich ›Siegerstolz‹ oder freundschaftlich-erotisch oder sexuell waren, das kann ich natürlich nicht sagen.

Eines Tages, nach einem ›Sieg‹ dachte ich: Jetzt machst du es einfach, weiter warten geht nicht mehr. Der Axel lag gerade unter mir auf dem Sofa. Da nahm ich ihn und sagte: ›Sei mal ganz schön ruhig jetzt‹ (ganz lieb habe ich das gesagt, nicht etwa im Befehlston), und dann setzte ich mich auf das Sofa und legte den jungen nur so der Länge nach auf meinem Schoß, so daß sein Po auf meinem Oberschenkel lag, etwas erhöht. Dann

bin ich mit einer Hand in sein Lederhosenbein gegangen und mit der anderen Hand habe ich die Lederhose straff gezogen, so daß sie nach oben verrutschte und Axels Oberschenkel immer mehr frei wurden und die Unterhose zum Vorschein kam.

Dann habe ich mit der linken Hand das Bein der Unterhose hochgezogen und bin so hineingeschlupft und habe sein Geschlechtsteil gesucht und auch schnell gefunden. Er war ja zehn Jahre alt, allenfalls Anfang elf, noch ganz klein. Auch die Hoden waren sehr klein und zart. Schamhaare hatte er natürlich noch überhaupt keine, aber sein kleines Glied war ganz steif und fest.

Ich faßte es an und drehte es hin und her und spielte daran herum und auch mit seinen Hoden, dann machte ich dasselbe nochmal, aber erst nachdem ich seine Hosen ganz geöffnet hatte und seine Genitalien so ganz zum Vorschein, also nach ›draußen‹ gebracht hatte. Ich war dabei sexuell sehr erregt, die ganze Zeit, aber wenn ich heute zurück denke, kann ich mich nur wundern noch und noch, weil ich trotz der Erregung richtig vorsichtig und zärtlich war. Ich habe den Axel angeschaut, ob er vielleicht Angst hätte, aber er hatte die Augen geschlossen, und besonders unglücklich und schockiert sah er nicht aus. Er war es wohl auch nicht, sonst wäre er nicht danach noch immer und immer wieder zu mir gekommen. Natürlich hatte ich auch ein steifes Glied, und wie, aber ich habe es nicht herausgeholt und auch nicht onaniert. Warum? Ich weiß es nicht. Ich habe dafür keine Gedanken gehabt. Ich sah nur den Axel und was ich mit ihm tat.

Nur leider gingen die Vorsicht und Zärtlichkeit des ersten Males nicht weiter. Im Gegenteil. In den folgenden Wochen und Monaten ging ich immer rabiater mit Axel um, wenn ich so was mit ihm machte, und das gefiel ihm natürlich weit weniger, aber er hatte mich immer noch sehr gern, wenn er

auch enttäuscht von mir war. Heute tut mir das verdammt leid, aber zu ändern ist auch das nicht mehr.

Nach dem ersten Mal, also die nächsten Male, blieben wir noch auf meinem Zimmer, aber ich machte einfach seine Hose auf und zog beide Hosen ihm dann bis zu den Strümpfen herunter. Ansonsten änderte sich nichts. Dann aber gingen wir in den Wald, und er dachte, ich würde es genau so machen, aber da kriegte ich auf einmal einen ›Koller‹ und packte ihn und brüllte: ›Zieh dich aus, aber *ganz*, sonst mach ich dich kaputt!‹ Er jammerte, aber ich faßte ihn und zog ihn splitternackt aus, und dann machte ich aber nichts anderes, als ganz oben beschrieben, und, wie gesagt, niemals bei mir onaniert oder so, da dachte ich einfach nicht daran. Dann habe ich Axel beim Anziehen geholfen und habe ihm versichert, daß es mir furchtbar leid täte, was stimmte, denn ich mochte ihn doch so gut leiden.

Dann, ein paar Wochen später, war es genau dasselbe. ›Komm mit in den Wald‹, sagte ich, und Axel meinte: ›Nein, da kriegst du wieder deinen Rappel!‹ Aber ich habe ihn doch mitgenommen, weil ich ihm versprach, ihm nichts zu tun. Aber ich habe dann doch wieder den Rappel bekommen. Ich habe den Jungen wieder mit Gewalt restlos nackt ausgezogen, und dann hatte ich plötzlich blitzartig einen teuflischen Einfall. Ich schrie ihn wieder an: ›So wie du jetzt bist, legst du dich jetzt auf meinen Schoß, mit dem Po nach oben! Mit den Beinen darfst du strampeln, wenn es weh tut, aber Arme und alles andere müssen ganz still sein! Ich schlage dir nämlich jetzt dann dreizehn Schläge auf den Hintern und einer immer fester als der andere! Wenn du nicht willst, bring ich dich um!‹ Das ›Umbringen‹ war damals noch eine leere Drohung, zumindest war ich selbst davon überzeugt! ›Willst du?!‹ Er wollte — was blieb ihm auch anders übrig? Ich tat, nachdem er sich mit dem Po nach oben auf meinen Schoß gelegt hatte, genau das, was ich gesagt hatte. Ich schlug und schlug, immer fester, und der

Junge strampelte wie verrückt mit den Beinen, wehrte sich ansonsten aber nicht. Ich hörte nicht bei dreizehn auf, sondern als meine Hand so wehtat, daß ich nicht mehr schlagen konnte.

Danach dasselbe: tiefe Ernüchterung, das Gefühl unglaublicher Erniedrigung vor sich selbst und jemandem, den man doch so sehr mag, das heulende Elend sozusagen. Axel weinte übrigens nicht, er war auch danach noch nicht einmal ›übertrieben‹ ängstlich. Er war nur lange sehr, sehr still.

›Schlag mich‹, bat ich ihn. Er hätte mich totschlagen können, ich hätte mich nicht gewehrt, aber er wollte nicht. Am Ende war ich es, der heulte. Jetzt willst du sicher nichts mehr von mir wissen‹, sagte ich ihm auf dem Wege nach Hause. Keine Antwort. Am nächsten Tag, nachmittags, kam er doch wieder zu meiner Tür herein, aber irgendwie leiser, vorsichtiger als sonst. ›Bitte - nicht mehr‹, sagte er nur. Sie werden es nicht glauben, ich habe es auch zuerst nicht geglaubt, aber er trug mir nichts nach! Wir haben noch oft zusammen gespielt, eine Zeitlang, bis er fortzog, aber soweit ich weiß, habe ich mich bei dem zuletzt erzählten Geschehnis selber derart vor mir selbst erschreckt, daß ich eine Weile Ruhe hatte. Eine ›kleine Weile‹, wie es schon in der Bibel steht.« »Die Mordphantasien fingen an, als ich zu Hause in Langenberg das letzte Jahr noch auf die Schule ging, und zwar, als ich mit ein paar anderen Jungs in der Höhle gewesen war. Später, ein paar Tage später, habe ich allein begonnen, immer ein Stück weiter in den Stollen in der Heegerstraße hineinzugehen, bis nach einiger Zeit alle Angst weg war, denn natürlich hatte ich auch Angst, wie jedes andere Kind. Aber ich wollte diese Angst überwinden und schaffte es auch. Ich blieb dann eine ganze Stunde oder länger in dem Stollen und betrachtete ihn langsam aber sicher als mein ›Eigentum‹.« Das Haus der Familie Bartsch in der Siedlung ›Glaube und Tat‹ bei Langenberg sitzt hoch auf einem steilen Hügel wie ein Kopf auf einem Leib. Unten in diesen Leib führt der alte Bergwerkstollen, in den der dreizehnjährige Jürgen

hineinkroch und wo er endlich Sicherheit und Geborgenheit fand. Dreizehn kurze Jahre hatten genügt, um ihm zu zeigen, wie wenig lebenswert sein eigenes Leben war. Hier in dieser unterirdischen Gebärmutter hat er viermal hintereinander symbolischen Selbstmord begangen, nicht nur gegen sich als präpubertäres Kind, sondern sogar gegen sich als Ungeborenes, um seine eigene Geburt in eine so unsagbar abscheuliche Welt zu verhindern.

»Sofort nach dem ersten Besuch der Höhle kam mir der Gedanke, dort mit Gewalt Kinder zu mißbrauchen. In dieser allerersten Zeit dachte ich allerdings noch nicht an mehr, oder gar ans Töten. Das kam erst nach der Sache mit Heck, also kurz vor der Tat an dem Feldhauser. Ich kann das so genau sagen, weil ich noch weiß, daß ich Rasierklingen in der Höhle aus der Tasche zog und dem jungen drohte, ich würde ihn zerschneiden, wenn er nicht brav sei. Der Gedanke, die Idee, der Plan war jetzt, zu der Zeit, also ich glaube es war noch 1960 oder Anfang 1961, ich war auf jeden Fall noch vier zehn Jahre alt, in etwa fertig. Aber ob ich ihn damals schon hätte ausführen können, möchte ich nicht unbedingt behaupten. Ich glaube es nicht recht, denn später, 1962, kurz vor der ersten schweren Tat, hatte ich ja einen anderen Jungen schon bis zur Höhle gezwungen, aber ich konnte es noch nicht tun. Noch nicht. Diese Phantasien mit dem Schneiden fingen also schon an, als ich noch zur Volksschule ging. Im Prinzip waren sie so wie heute, so war zum Beispiel das Abschneiden des Geschlechtsteiles und das Ausweiden von Anfang an dabei. Nur wurden die Vorstellungen nach und nach sadistischer (Finger, Zehen ...).

Über die schlimmsten Dinge kann ich nur sagen, daß ich stets das Gefühl hatte, darauf, ab einem bestimmten Zeitpunkt (etwa dreizehn oder vierzehn Jahren), keinen direkten Einfluß mehr darauf zu haben, wirklich nicht anders zu können. Gebetet habe ich und gehofft, daß wenigstens dies etwas

nützte, aber auch das nicht. Innerhalb von anderthalb Jahren habe ich einen, zwei, vielleicht drei Jungs in den Bunker da mit runtergenommen. Ich habe sie da rein-gelockt und habe sie dann mit Gewalt ausgezogen, aber sonst nichts weiter getan, ich habe sie wieder laufen lassen. Einer von ihnen, der Beck, hat mich schließlich einige Jahre später angezeigt. Ich war damals vierzehn, die anderen waren elf, zehn und sieben. Außer dem gewaltsamen Ausziehen ist nichts vorgekommen, aber die Gewalt machte damals ein klein bißchen Spaß schon. Ich habe sie ein bißchen an den Bauch geschlagen und so. Sie waren alle so klein, viel kleiner als ich. Sie haben alle solche Angst gehabt, daß sie sich gar nicht gewehrt haben. Aber viel Gewalt war nicht dabei. Das bißchen Gewalt, was dabei war, war eher Lust von meiner Seite, aber ich hatte damals noch nicht an wirklich echtes Quälen oder gar Schlimmeres gedacht.

Einen anderen Jungen habe ich mit in den Wald genommen, so wie den kleinen Axel, und dort versucht, ihn auszuziehen. Er war etwa dreizehn, etwas älter als die anderen. Er hat sich ganz stark gewehrt, aber ich habe ihn ganz fürchterlich vertrimmt. Er kam mit blauen Augen nach Hause und hatte ein ganz zugeschwollenes Gesicht. Das war ein Junge aus unserer Siedlung. Er kam zu uns mit einem großen Onkel und da hörte ich: Jürgen! Komm mal runter!‹ Ich habe natürlich alles abgestritten. Der andere Junge hat immer wieder etwas gesagt von ›Wollte mich ausziehen, wollte mich ausziehen!‹, aber ich habe versucht, das in andere Richtungen umzubiegen. Nach irgendeiner Sexualsache war ein gewisser Verdacht da, aber niemand konnte (oder vielleicht wollte?) es recht glauben. Meine Mutter hat dem Jungen zwanzig Mark gegeben, aus meinem Taschengeld, dann war die Sache in Ordnung.

Meine Mutter kann auch noch einen anderen Grund gehabt haben, als sie mir sagte, ich sollte mit größeren Kindern spielen. Sie hatte mich einmal überrascht, als ich auf meinem Zimmer versuchte (das muß Ende 1963 gewesen sein), einen

bekannten jungen mit dessen Billigung zu hypnotisieren. Das ist kein Witz; mit etwas Übung geht das auf verschiedene Art recht gut. Ich hatte mich damit, um es zu meinen Zwecken auszunutzen, eine Zeitlang befaßt. Bücher, Pendel, Einschläferungsspirale, alles war da. Der Junge war schon ziemlich müde, als meine Mutter herein kam. Sie merkte nicht, was ›gespielt‹ wurde, aber sie merkte, daß irgendwas nicht stimmte und wurde ›fuchtig‹. Ich muß Ihnen dazu sagen, daß ich nicht vorhatte, dem Jungen irgend etwas Ernstes anzutun.

Ich habe heute kaum noch Erinnerung daran, ›wie‹ sich da die Wandlung in der Phantasie vollzogen hat, allenfalls etwa, allerdings ohne genaue Zeitangabe, wie es im praktischen Bereich vor sich ging. Da fand ich mich auf einmal im Wald (die Höhle kannte ich bestimmt schon; ich weiß nicht, warum ich sie nicht sofort zum Töten in Betracht zog) wieder, überlegend: Wenn jetzt ein Junge kommt (durch den Wald führte eine Autostraße), dann bringst du ihn um und ziehst du ihn aus. Nun, lange Tage kam niemand. Aber zweimal ist es dann doch so gewesen, daß ich einen Jungen (beides Kinder, die ich kannte) überfallen habe und versuchte, ihn auszuziehen. Einer war, glaube ich, elf, und einer zwölf. Aber ich war im entscheidenden Augenblick immer ganz ›schwach in den Knien‹, so daß da nichts draus wurde. Da eben noch nichts Ernstes passiert war, fand ich das Umbringen gar nicht so besonders schlimm. Schauen Sie, man macht sich in dem Alter doch noch gar keine rechte Vorstellung, was das wirklich ist, wenn man so etwas tut. Auch das Furchtbarste nimmt man noch nicht recht ernst. Die Jungen sollten alle zwischen acht oder neun frühestens und dreizehn oder vierzehn höchstens sein. So viel war klar. Stunden und Tage habe ich mir den Kopf zerbrochen, soll er Haare haben oder soll er keine haben? Soll er entwickelt sein oder soll er nicht entwickelt sein? Irgendwie war das für mich beides erstrebenswert, wofür ich überhaupt keinen Grund angeben könnte. Das wechselte nicht von Stunde

zu Stunde, das wechselte von Minute zu Minute. Ich war völlig konfus. In dieser Beziehung, in den Phantasien, geht mir das heute noch so, wenn ich von diesem Trieb gepackt bin und diese Phantasien habe, da bin ich immer ganz verzweifelt. Ich weiß, mich einfach nicht dafür zu entscheiden, so oder so, obwohl mich beides, das steht wohl fest, anzieht. Ich weiß nicht, was ich für schöner halte. Von anderen Jungs in unserer Siedlung hörte ich versteckte Anschuldigungen –

› Hier, wir wissen, was du für einer bist!‹ Auch von den älteren Mädchen ist das schon mal passiert. Im allgemeinen wurde so stark geraunt, hinter vorgehaltener Hand, daß kein anderes Kind mehr aus der Siedlung überhaupt mit mir mitgegangen wäre.

Da mußte ich eben weitere Kreise ziehen. Es ist sicherlich auch ein Beweggrund gewesen, daß es mir leichter fiel, ein fremdes Kind zu finden, einen Menschen, den man praktisch überhaupt nicht kennt. Das ist mir im Kopf rumgespukt, den Gedanken habe ich sogar gewälzt. Ein Junge, der mir dermaßen nahestand, wie Axel, das war für mich völlig undenkbar.

Die ersten Kinder habe ich nur geschlagen, angefaßt und ausgezogen. Bis zum Gedanken allein, ein Kind umzubringen, ist ja ein ziemlich erheblicher Schritt, aber auch nur ein Gedanke. Ich könnte nicht sagen, daß es irgendeine Etappe gegeben hätte. Der Gedanke ist von einer Sekunde auf die andere da. So einen Übergang könnte ich da überhaupt nicht nennen. Einmal bin ich durch den Wald marschiert. Die Straße führte von unserer Siedlung in Richtung Nierenhof. Ich weiß nicht, ob das das erste Mal war, aber das ist die erste Erinnerung, die ich noch heute habe. Da dachte ich: Ja, warum stellst du dich jetzt nicht einfach in den Wald und wartest, bis ein passender Junge da nun eben vorbeikommt, und dann schnappst du ihn und reißt ihn von der Straße weg und schleifst ihn in den Wald rein und ziehst ihn aus und bringst ihn um?

Warum machst du das eigentlich nicht?‹ Der Gedanke war: ›Warum machst du es nicht?‹ — eigentlich einfach ›Warum nicht?‹ Die Antwort auch: Ja, warum nicht?‹ So läppisch und lächerlich war es natürlich nicht. Sexuelle Erregung und so habe ich schon dabei gehabt, eine gewisse innere Erregung. Es war das Gefühl der Aufregung, so wie ich sie später hatte, wenn ich einen Jungen auf der Straße sah — schwitzen, die Knie weich und so. Da im Wald habe ich mich ein paar Stunden hingestellt und habe gewartet. Mehrere Tage habe ich das gemacht, aber das war so blödsinnig, so völlig idiotisch, natürlich hat es nicht geklappt. Aber meine Sexualität war viel stärker, als das normal gewesen wäre, und wenn man von solcher Sexualität gepackt wird, da war es einmal schon so, daß es in dem Moment völlig normal erschien. Es ist also ein Unterschied, ob ich nüchtern bin, dann lehne ich das genau wie jeder andere ganz genau so scharf ab, vielleicht noch ein bißchen stärker, es geht ja gar nicht stärker abzulehnen. Aber wenn ich nun wirklich sexuell erregt bin, dann gibt es für mich nichts Normaleres als eben solche Gedanken. Ich find sie dann selbstverständlich. In der Phantasie heißt das, eben ausziehen und schlagen, dann eben schon gleich zu schneiden anfangen, Stück für Stück dann eben zu zerfleischen. Als ich da im Wald Jungen auflauerte, war der Gedanke zum Quälen schon da, zum Zerschneiden wohl noch nicht.

Die Jungen sollten keine Sonnensprossen und keine roten Haare haben, und sie sollten nicht zu dick sein. Wenn er eine richtige Bohnenstange war, da sagte er mir auch nichts mehr. Alle anderen an sich waren auf meiner Linie. Wenn ich so einen Jungen sah, habe ich immer sofort so reagiert, daß mir warm wurde, daß ich Schweißausbruch und weiche Knie hatte. Das Herz schlug ganz schnell, und ich mußte manchmal ein bißchen Luft schnappen, weil mir vor lauter Erregung die Luft wegblieb.

Bis 1962 ging das nur um das Ausziehen und das Befühlen und so. Später, als das Töten dazu kam, da war ziemlich sofort auch das Zerschneiden dabei. Zuerst habe ich immer an Rasierklingen gedacht, aber nach der ersten Tat habe ich dann auch langsam an Messer, an unsere Messer gedacht. Sie wissen, wie diese Dinger aussehen. Zuerst habe ich nur ganz allgemein an Bauchaufschlitzen und das Innere alles rausholen gedacht und dann eben Schluß, fertig. Später habe ich das ein wenig ausgebaut bzw. umgekrempelt, alles erst stechen, die Augen aus usw. Das hat sich noch ein wenig gesteigert zum Vorstellbaren hin oder noch zum Unvorstellbaren. Zuerst war in meiner Phantasie kein persönlicher Kontakt dabei, aber hinterher, so mit achtzehn oder neunzehn Jahren, da war auch in der Phantasie, daß ich mich auch ausziehen und ihn an mich drücken würde. Er würde sich auf die Erde legen und ich mich auf ihn. Er würde sich über mich hinknien und ich würde das da unten eben als Ganzes in den Mund nehmen, aber als Ganzes, das Glied und den Sack und alles.

Und dann kam das Schlagen dazu. Er mußte sich hinstellen, und dann würde ich anlaufen und von hinten da reintreten. Diese Sachen kamen nach der ersten Tat nach und nach dazu, aber im Grunde ist es immer das Gleiche geblieben, in der Reihenfolge: Ausziehen, Schlagen, in den Hoden schlagen, und dann das Anfangen mit dem Schneiden. In der Phantasie hatte ich an die Finger usw. gedacht, und dann erst am Schluß den Körper aufschlitzen. In der heutigen Phantasie, mit zwei Jungen, da habe ich selber ein wenig Angst vor mir selber bekommen, davor habe ich selber ein wenig zurückgescheut. Ich hätte mir z. B. gedacht, der eine Junge mußte den anderen erst langsam umbringen, dann kann ich den restlichen übernehmen. Das ist was ganz, ganz Scheußliches. Sie haben Angst und schreien. Das ist sehr wichtig. Ohne das hätte mir das alles überhaupt nicht im geringsten etwas gesagt. Sie müssen betteln, wimmern, um Gnade bitten. In der Phantasie

ist es mir nicht möglich, ihnen Gnade zu gewähren. In der Praxis kann ich nicht sagen, denn auch der schlimmste Sadist hat eben auch eine andere Seite. Selbst wenn der Trieb stärker ist, gerät er doch manchmal in die Nähe des Umkippens, und da ist eben die Frage, vielleicht keine dumme: Hättest du es denn nun wirklich gekonnt oder nicht? Ein- oder zweimal war ich nahe dran, umzukippen. Einmal bin ich schon regelrecht zusammengeklappt. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich das beurteilen kann, ob mir das im Ernst überhaupt bis zur letzten Konsequenz möglich gewesen wäre, immer vorausgesetzt, daß dann automatisch die Angst vor Entdeckung einsetzt. Ich glaube nicht, daß das richtig ist. Zumindest bei mir war es nicht so. Dieser Gedanke ist mir in dem Moment überhaupt nicht gekommen. Da waren nur die zwei widerstreitenden Empfindungen da: auf der einen Seite mein normales Wesen, das durchbrechen wollte, auf der anderen Seite der Trieb, der eben praktisch so ein selbständiges Wesen ist. Jedenfalls habe ich ihn als solches empfunden und mich eben auch krampfhaft aufrecht zu erhalten versucht. Und da hat nun der Trieb immer die Oberhand behalten.

Im ersten Prozeß hieß es: ›Er entschied sich brüsk für das Böse.‹ Ach, Gott, ich meine, wenn man das so nehmen will, soll man es tun. Dazu kann ich nicht viel sagen. Ich kann immer nur sagen, die Empfindung habe ich nicht gehabt. Ich habe das Gefühl, daß die Entscheidung nicht so hundertprozentig in meinem Kopf da noch lebte. So war das sicherlich nicht. Sie können sich das nicht vorstellen. In so einer Situation ist das, als ob Sie im wahrsten Sinne des Wortes körperlich nahe daran wären, in der Mitte durchzubrechen, als ob Sie zerreißen. So ein körperliches Gefühl ist das. Unwahrscheinlich. « »Meine Eltern haben das zweite Geschäft während meines ersten oder zweiten Schuljahres aufgemacht. Das war ein Grund, warum sie noch weniger Zeit für mich hatten als zuvor. Ich bin ganz und gar nicht der Auffassung,

daß mein Beruf einen Einfluß auf meine Taten ausübte. Es mag sein, daß es rein äußerlich so aussieht, als hinge es zusammen, aber dem ist nicht so. Schließlich habe ich meinen Beruf nicht geliebt.

Ich glaube, alles wäre ebenso gekommen, hätte ich einen anderen Beruf gelernt. Meine Ausbildung halte ich für durchaus ausreichend. Wenn sie nicht hundertprozentig war, so lag das allein an meinem mangelnden Interesse an diesem Beruf. Trotz der verhältnismäßig guten Ausbildung bin ich kein Metzger im Sinne dieses Berufs geworden. Sagen wir besser, kein Fachmann. Ein Metzger muß hart handeln können, z. B. beim Viehverkauf auf dem Schlachthof (Vertrag durch Handschlag, gilt heute noch!). Das kann ich aber nicht, weil ich nicht fordern kann. Ich gebe viel zu leicht nach. Ich bin auch zu schwach, um ein Rinder -Hinterviertel zu tragen, was ein jeder Metzger können muß. Aber auch Präzisions - und Millimeter-Arbeit muß ein Metzger machen können, z. B. beim Schinken-Zerteilen millimetergenau die Fleischnähte zu treffen mit dem Messer. Das habe ich nie richtig gemacht. Ich habe immer daneben getroffen, weil ich zu linkisch und ungeschickt dafür war. Ich habe nun mal zwei linke Hände. Messer ganz scharf machen mit dem Schleifstein und mit Wasser, das ist für jeden Metzger eine Selbstverständlichkeit. Wenn ich mal ein Messer ›geschärft‹ habe, dann konnte tagelang niemand mehr überhaupt noch damit etwas schneiden. Ich war speziell dabei immer sehr deprimiert, denn ich habe mir große Mühe gegeben.

Aber ich war für praktische Arbeit scheinbar wirklich zu dämlich, und so haben unsere Gesellen mich immer verachtet. Sie meinten, ich *wollte* nicht, aber da taten sie mir Unrecht. Panische Angst hatte ich stets vor dem Schlachten auf dem Schlachthof. Ich wußte genau, daß jedes Mal nur eine Panne passieren würde, und so war es auch.

Wenn ich die Schweine zur elektrischen Falle (Betäubungsmaschine) durch die Gänge trieb, so konnte ich sicher sein, daß wenigstens ein Schwein mir ausriß und quer durch den Schlachthof lief, so daß ich andere bitten mußte, mir zu helfen, meine Schweine zusammenzusuchen, denn wenn ein Schwein ausbricht, soll man hinter dem einen herlaufen, dann sind die anderen in der Zwischenzeit auch weg. Läßt man es laufen, ist zumindest das eine weg. Unser harter Lehrling Manfred Heinrich (Sohn eines Kopfschlächters), der stach, wenn ein Schwein ihm zu renitent war, das Tier einfach ab und ließ es liegen, holte es später.

Ganz abgesehen davon, daß das strafbar war, konnte ich das auch nicht, so was. Und war man dann mal mit den Tieren in den engen Gängen vor der Betäubungsmaschine (2,5 Meter langes Ende des Treibganges; es kann, wenn ein Tier drin ist, ruckartig von waagerecht nach halb senkrecht gekippt werden; am Ende ist es spitz, da landet das Tier mit dem Kopf zwischen zwei Metallplatten, elektrisch geladen, wodurch es betäubt wird; dann kann man das betreffende Ende - Kopfende mit den Platten —nach oben, so wie eine Tür, wegziehen, so daß das Tier auf die Erde fallt; dann wird die Halsschlagader durchstochen und das Blut in einer Schüssel aufgefangen), so standen da schon etliche andere Metzger mit ihren Tieren.

Manche waren solche Metzger, wie Fritzchen sie sich vorstellt, richtige Bullen von Kerlen. Und wenn ich Pech hatte, dann kam kurz nach mir so ein Kerl, und wenn ich daran gewesen wäre, dann wurde losgebrüllt, ungefähr wie: ›Halt die Fresse, sonst schlag ich dir die Zähne einzeln aus!‹ Und wenn ich dann doch meine Schweine mit Recht versuchte vor seinen zu betäuben, dann ist es mir oft passiert, daß ich einfach mitsamt meinen Schweinen von so einem Riesen aus dem Wege befördert wurde.

Wenn ich dann tatsächlich die Tiere betäubt hatte und sie abgestochen waren (wobei es meist Glücksache ist, die

Schlagader zu finden; auch Meister tun sich damit schwer), so kamen die Tiere in einen Riesenkessel mit 60° bis 70° heißem Wasser; von da aus, wenn die Borsten dadurch eingeweicht waren, in eine ›Kratzmaschine‹‹, wo automatisch die meisten Borsten abgemacht wurden. Danach wurden von uns an den Pfoten die Sehnen ein Stück freigelegt, und daran wurden sie an Rollen aufgehängt und hochgezogen, mit dem Kopf nach unten. Dann wurden die Tiere ausgeweidet. Bis dahin habe ich dann die Arbeit gewöhnlich mehr schlecht als recht geschafft, so einigermaßen; aber dann, wenn die Innereien heraus waren, dann fing jedesmal mein großes Leid an, denn man mußte jedes Schwein mit dem Beil genau in der Mitte, also genau durch die Kotelett-Rückenknochen hindurch, spalten, auch den Kopf, sogar die Schnauze in der Mitte durch.

Das war immer schrecklich. Meist war ich froh, wenn ich mit dem Durchhacken fertig war, also wenn dann an jeder Hälfte nur ein Ohr war, da war ich schon glücklich. Warum bei manchem, ja fast allen anderen dies alles ›wie am Schnürchen‹ klappte, das habe ich nie verstanden.

Noch etwas anderes habe ich nie verstanden: warum ich bei der Gesellenprüfung in der ›Praxis‹ eine Zwei (gut!) bekam. Nun, heute kann ich es mir denken. Beim Abstechen hat mir jemand geholfen, und für den Rest *(ein einziges* Schwein nur) habe ich zwei Stunden Zeit gebraucht ungefähr! Davon eine ganze Viertelstunde habe ich mir einfach genommen, nur fürs Durchhacken, was man sich im normalen Alltag natürlich niemals leisten kann. So ist diese Note ›theoretisch‹ zwar richtig, aber für die Praxis ein Nonsens.

Ungeschickt läßt grüßen ...

Natürlich kann ich nicht vermeiden, daß, wenn ich heute an das Schneiden von Fleisch denke, mir meine Taten in den Sinn kommen. Ich versuche dann immer, schnell ›abzuschalten‹, schnell an was anderes zu denken. Aber die wirklich dumme Theorie, ich sei durch meinen Beruf erst auf manches

gekommen, halte ich für absurd, denn ich habe diesen Beruf nie geliebt, eher gehaßt, auch das Schleppen, wozu ich körperlich gar nicht gebaut war. Was soll überhaupt diese wahnwitzige Theorie vom brutalen Metzger? Soll man alle Metzger einsperren, weil sie alle potentielle Kindermörder sind?

Bei meinen Taten hat mir Blut nie etwas ausgemacht. Im Gegenteil, es sollte sogar sein. Aber ansonsten war es ganz anders. Im Beruf ertrug ich es, weil es ja nicht anders ging. Als Kind konnte ich überhaupt kein Blut sehen. Im Auto, wenn wir mal einen Unfall-Verletzten oder -Toten sahen, wurde mir schlecht und schwindlig. Noch als Achtzehnjähriger, da wurde vor unserem Geschäft ein paar Meter gegenüber eine Frau von eine m betrunkenen Fahrer in ein Schaufenster hineingefahren. Ich kam dazu, machte aber schleunigst, daß ich fortging. Nicht weniger als das Blut erschreckt mich immer das dreckige Lächeln, das manche ehrbaren Bürger zeigen, wenn sie einen Verletzten auf der Straße sehen. Das, was ich oben als erstes nannte, gilt ab dann, wo der Trieb begann, etwa mit vierzehn oder fünfzehn Jahren. Vorher war mir das Töten noch nicht nötig, also auch kein Blut.

Meine eigene Berufsgruppe ist mir nicht besonders angenehm. Es geht mir ›zu rauh und wenig herzlich zu‹. Ich komme mir viel zu schwach und zu klein für diesen Beruf vor. Besonders sympathisch war und ist mir ›seltsamerweise‹ die Kripo als Berufsgruppe, wobei ich mir die Beurteilung von einzelnen Menschen durchaus vorbehalten möchte. Genauso gerne ist mir aber der künstlerische Beruf als Artist, insbesondere Zauberkünstler, die es geschafft haben, einen Beruf daraus zu machen. Meine Eltern hätten es allerdings gern gesehen, wenn ich studiert hätte. In den Metzgerberuf kam ich nur, weil ich nicht im geringsten wußte, was ich werden sollte oder wollte. Das Blut usw. stieß mich ab, auch das Kälberschlachten. Da drückte ich mich vor, so oft es ging.

Als Kind habe ich mit einer Cousine, der Tochter des Bruders meiner Adoptivmutter, ein Spiel, das ich ›Schlachthof‹ nannte, versucht, ohne Erfolg. (Übrigens habe ich als Kind immer ›Rosine‹ gesagt, weil ich das Wort ›Cousine‹ nicht verstand.) Wir beide waren eines Heiligabends alleine in einem Zimmer bei Bekannten und mußten aufs ›Christkind‹ warten. Sie war fünf, ich fünf oder sechs. Uns war es langweilig, und wir hatten kein Spielzeug, und so schlug ich vor, doch einfach ›Schlachthof‹ zu spielen. Sie sollte das Schweinchen sein und ich der Metzger. Der langen Rede kurzer Sinn: Sie ließ sich (ich versuchte es drei- oder viermal) zwar hinlegen, dann sagte ich: ›So, jetzt bist du tot‹, aber immer, wenn ich dann anfangen wollte, ihr die rosa Wollwäsche auszuziehen, fing sie an zu strampeln : ›Neeeiiiin!‹ Ich weiß es noch genau, sie trug nur ein Höschen und Hemdchen, gar kein Kleid oder so. Das war bereits alles, es war ganz erfolglos. Ich glaube nicht mal, daß ich bestimmte Vorsätze hatte, was ich ›tun‹ wollte, war die böse rosa Wollwäsche erst einmal weg. Ich wollte nichts tun, ich wollte erst mal nur gucken. Man kann keine Pläne machen, etwas mit einem Ding zu tun, wenn man gar nicht weiß, wie so ein Ding aussieht!

Meine Schulentlassung in Langenberg folgte im Frühjahr 1961. Mein Vater hat mich damals gefragt: ›Na, nun willst du was werden?‹ Ich sagte: ›Überhaupt nichts werden, ich habe keine Ahnung.‹ Ich hatte mich für einen Beruf nicht interessiert und habe mir darunter nichts vorstellen können. Ich wäre viel lieber weiter zur Schule gegangen, lieber Junge geblieben, als nun in Richtung ›erwachsen‹ hin. Das hat mich nie so sehr fasziniert. Die ganze Berufslehre kotzte mich eher an.

Nun bin ich aber dann zuerst bei einem anderen Metzgermeister in die Lehre gegangen, aber nur ein paar Wochen. Das hat mir insofern gut gefallen, als ich da eben richtig Junge noch sein konnte. Da haben wir morgens zwar früh angefangen, um sechs Uhr, aber wir waren oft schon um

zwölf Uhr mittags fertig. ›Ist ja prima!‹, habe ich gedacht, äst ja wie in der Schule!‹ Das habe ich leider meinem Vater gegenüber erwähnt, und es hat ihm überhaupt nicht gefallen.

Er war richtig sauer. Ich wollte auch nicht zu meinem Vater. Man hörte damals: ›Bei Bartsch brennt die ewige Lampe — früh angefangen und überhaupt nicht aufhören mit der Arbeit, bis in den späten Abend rein.‹ Natürlich hat mir das nicht gefallen. Bei dem Meister van Loon in Altenessen, weil ich eben immer so früh Feierabend hatte, bin ich meistens mittags oder früh nachmittags in den Park gegangen oder in Altenessen rumgelaufen. ich war immer auf der Kirmes, wie damals, als ich bei meinem Lehrer war. Ich bin praktisch genau so oft ins Hallenbad gegangen wie damals, jetzt bin ich allerdings ins Hallenbad gegangen schon mit sexuellen Gedanken, um mir die Jungs so ein bißchen anzugucken. Ich glaube, ich hatte noch keinen richtigen Plan, das kann ich mir nicht vorstellen, aber ich war mir jetzt schon bewußt, daß ich sie gern sehe.

Ich habe sie beim Umziehen usw. beobachtet. Oder ich bin ins Kino gegangen oder ms Kaufhaus, Hertie oder Woolworth. In jedem Kaumaus habe ich mir die Ringe für Herren angeschaut. Die kleinen, ganz billigen, die nur zwei oder drei Tage lang teuer aussehen, bis die Goldfarbe abgeht, die habe ich mir immer gekauft. Nach 20 Uhr sollte ich da beim Meister van Loon möglichst nicht mehr nach draußen, aber ich bin heimlich aus dem Zimmer abends rausgeschlichen. Ich bin in die Spätvorstellung gegangen — ›Alarm für Sperrzone 7‹. Das war ein Film, den ich heute noch gern sehen würde, mit einem großen Ungeheuer, das aus dem Meer rauskam und alles kaputtrampelte und so. Als ich wieder in mein Zimmer kam, war es mir natürlich klar, daß kein Ungeheuer da war, aber ich hatte ein so mieses Gefühl, daß ich erst die Schränke und überall nachgucken mußte. Ich habe selber darüber gelacht, aber es war so. Ich war schon ein bißchen ängstlich.

Vielleicht bin ich mehr als einmal in die Spätvorstellung gegangen. Auf jeden Fall, einmal, als ich aus dem Kino rauskam, da stand die Meisterin vorm Kino und wartete auf mich. Da hieß es: ›Na, morgen kommst du mal zu uns, da wollen wir uns mal unterhaltene Aber am nächsten Morgen habe ich Angst gehabt. Ich habe gedacht: Wer weiß, was sie mit mir machen? An sich waren das sehr liebe Leute. Sie hätten bestimmt nicht viel gesagt. Sie hätten wahrscheinlich ein bißchen mit mir gebetet und sehr freundlich mit mir gesprochen, aber ich habe so Angst gehabt, weil ich eben doch schon manches erlebt hatte.

Und so bin ich einfach abgehaun, an dem Morgen um fünf, und bin in Richtung Langenberg mit dem Bus gefahren. Zu Hause war es wieder dasselbe wie damals, als ich aus Marienhausen zurückkam. Ich bin wieder im Wald gewesen, da ist auch wieder meine Mutter gekommen und hat mich aus dem Wald rausgeholt. Ich bin wieder zu dem Meister zurückgekommen, am selben Tag. Er und seine Frau haben es mir nicht übel genommen.

An dem Tag kam noch etwas dazu. Ich bekam jede Woche fünf Mark. Ich mußte sie zu Hause abgeben, aber diesmal hatte ich sie ausgegeben.

Ich bin nicht mehr abends weggegangen. Ich habe auch kein Geld mehr ausgegeben, was ich nicht ausgeben durfte. Ein paar Wochen später (insgesamt war ich höchstens zwölf Wochen dort) arbeitete ich in der Wurstküche. Da war auch ein Geselle, und der Schwach -kopf hatte eine beschlagene Brille auf. Als er die Bude sauber machte, nahm er einen Eimer kochendes Wasser und kippte es durch die Gegend. Mir lief das kochende Wasser ins Stiefelbein rein. Ich mußte zum Arzt, ich konnte natürlich nicht mehr laufen. Das ganze linke Bein war ziemlich verbrannt, bis zum Knie. Ich bin sofort behandelt worden, dann mußte ich vielleicht drei Wochen zu Hause im Bett liegen. In diese Zeit fallt das zum ersten Mal rein, wo ich andere Kinder

aus der Siedlung mit in die Höhle nahm, nachdem ich ziemlich genesen war.

Nach vier oder fünf Wochen bin ich nach Altenessen wieder zurückgefahren, aber nur für ein paar Tage. Dann ist mein Vater plötzlich gekommen, aus heiterem Himmel, und hat gesagt: ›Ich hole dich hier weg!‹ Der andere Meister war richtig ein bißchen sauer. Er und ich sind nicht im Knies auseinandergegangen. Mein Vater hat mich da einfach weggeholt, weil er sagte: ›Ich habe bei mir zu wenige Leute. Ich brauche dich selber.‹ Aber wenn Sie den richtigen Grund wissen wollen, nach Ansicht meines Vaters hatte ich zuviel Freizeit da. Das konnte mein Vater überhaupt nicht vertragen. Das ist in meinen Augen der Hauptgrund. Das hat er auch in meinem ersten Prozeß zugegeben.

Mein Vater hatte zu dem Zeitpunkt drei Angestellte. Ein paar Tage arbeiteten sie von morgens bis nachmittags, ein paar Tage von morgens bis ungefähr abends. Spätnachmittags wurde es immer. Aber beim anderen Meister durfte ich nachmittags raus. Mein Vater hat diese lange Arbeit meiner Ansicht nach absichtlich eingeführt, weil er sich sonst, wenn er mittags Feierabend gemacht hätte, fürs Familienleben hätte interessieren müssen. Das hat er nicht getan, und das glaubte er auch nicht zu können. Das ist meine Überzeugung. Solange er nämlich den ganzen Tag von morgens bis abends rumwerkelte, brauchte er mit niemandem über irgendetwas anderes zu reden oder sich um seine Familie zu kümmern. Er brauchte nicht mal zu fragen: Ja, was machen wir jetzt?‹ Das ging alles weg, und er konnte außerdem noch jammern: Ja, was ich alles mache, nimmt nie ein Ende!‹ usw. Dies Jammern hat ihm aber doch ganz schön Spaß gemacht, wenn Sie mich fragen. Für ihn gab es nur seine Arbeit, deswegen hat er ja die Arbeit in die Länge gezogen. Das macht er heute noch. Sich mal irgend ein bißchen Gedanken über Familie oder Familienleben zu machen, das gibt es für ihn nicht. Auf die Idee, dagegen zu protestieren,

weil mich mein Vater von dem Meister van Loon wegholte, bin ich überhaupt nicht gekommen. Ich meine, es ist heute noch so: Was meine Eltern sagen, das wird gemacht und fertig. Da nimmt man das als Naturereignis hin. Persönlich habe ich mir nie Besonderes dabei gedacht. Heute noch lasse ich mir schon allein deswegen manches befehlen und sagen, um nur völlige Ruhe zu haben. In mancher Beziehung befehlen mir meine Eltern noch genau wie früher: ›Dem hast du letzte Woche nicht geschrieben, dem mußt du schreiben‹ usw.; ›Der hat uns das und das geschrieben, der hat dir das und das gegeben, du mußt dich jetzt diese Woche eben bei ihm bedanken‹ — obwohl ich eigentlich vorhatte, das erst nächste Woche zu tun. Das sind in der Regel alles Kleinigkeiten gewesen, aber diese Dinge lasse ich mir heute noch genauso sagen und vorschreiben. Aber was meinen Sie, wie froh ich darüber bin, daß ich jetzt durch das staatliche Gewahrsam dem unmittelbaren Einfluß der Eltern entzogen bin! Ich bin nicht gern im Knast, aber immer noch lieber im Knast, als daß meine Eltern den ganzen Tag an mir rumfuhrwerken können. Ich würde es heute genau so hinnehmen, wie meine Eltern mir damals sagten: ›Du trägst deine Armbanduhr nur sonntags‹, obwohl ich weiß, was das für ein Quatsch ist. Wenn meine Eltern mir heute z. B. sagen würden (und meine Mutter sagt so was nicht, das brüllt sie meistens) : ›Diese Woche gehst du zum Friseur!‹ - ja Gott, wenn ich zu Hause geblieben wäre, dann wäre das ja heute noch so. Das wäre irgendwie selbstverständlich für mich.

Natürlich habe ich des öfteren mal zu meiner Mutter gesagt: ›Warte nur, bis ich einundzwanzig bin!‹ Soweit habe ich natürlich gewagt, etwas zu sagen. Dann hat meine Mutter natürlich gesagt: ›Ja, ja, stell dir mal vor, einmal bist du sowieso zu dumm dazu, wo anders zu existieren als bei uns. Und dann, wenn du wirklich nach draußen kommen würdest, dann wirst du schon sehen, du wirst nach zwei Tagen wieder hier sein.‹ Ich habe das da in dem Moment geglaubt, wie sie

das sagte. Ich hätte es mir selbst nicht zugetraut, länger als zwei Tage draußen allein zu existieren. Warum, weiß ich nicht. Und ich wußte genau, daß ich mit einundzwanzig Jahren *nicht* weggehen würde. Das war mir sonnenklar, aber es mußte mal ein klein wenig Luft abgelassen werden. Aber daß ich das nun wirklich absolut ernstlich ins Auge gefaßt hätte, ist völlig absurd. Das hätte ich niemals getan.

In den ersten Wochen beim Meister van Loon habe ich meistens nur Wasser durch Därme gelassen, den Wurstteig ein bißchen durchgemengt und ein bißchen Fleisch (Brät nennt man das) für den Fleischsalat geschnitten. Etwas Ernstliches habe ich da nicht gelernt, das war wohl zu früh.

Als ich im Beruf anfing, habe ich nicht gesagt: ›Das gefällt mir‹, ich habe auch nicht gesagt: ›Das ist grauenhafte Ich habe an sich sehr wenig darüber nachgedacht. Ich habe gedacht: ›Du mußt arbeiten, und da arbeitest du eben.‹ Als ich achtzehn oder neunzehn war, kamen andere Leute und sagten: ›Ja, dein Vater und das Geschäft, und das alles soll mal dir gehören‹ usw. Du lieber Gott, habe ich gedacht, bis dahin können die Russen kommen! Ich habe nie so wie ein Meistersöhnchen gedacht: Eines Tages gehört das Geschäft dir. Im Gegenteil, wenn Angestellte oder Gesellen darüber sprachen, da habe ich immer gesagt: ›Später gehe ich mal aus dem Beruf raus. Ich will kein Metzger sein‹ - obwohl ich schon einer war. Die völlige Wahrheit liegt wahrscheinlich in der Mitte: das war mir schlicht und einfach gleichgültig.

Montags wurde geschlachtet, und ich fuhr mit meinem Vater hin. Sechs bis acht Schweine und ein Großvieh pro Woche. Mittwoch nachmittags hatte ich frei und fuhr nach Langenberg nach Hause. Freitags war Berufsschule, und ab Mittag hatte ich frei. Samstags war um zwei der Laden zu, und dann fuhr ich nach Hause. Ich habe immer sechzig bis fünfundsechzig Stunden in der Woche gearbeitet.

Ich bin morgens um sechs aufgestanden, und erst um neun oder zehn abends kam ich nach Hause. Manchen Tag waren es über zwölf Stunden Arbeit. Ich bin die wenigste Zeit im Lade n gewesen. Meistens war ich in der Wurstküche tätig. Die ganzen Jahre war ich am Wochenende meistens im Laden als Verkäufer gewesen. Als Verkäufer war ich auf jeden Fall doppelt so gut wie sonst als Metzger. Ich kam mit den Kunden sehr gut aus.

In der Woche wurde von morgens bis abends Wurst gemacht, Knochen ausgelöst usw., Schinken gepökelt, Fleisch geräuchert - eine sehr große, sehr schwierige, sehr lange Arbeit. Pökeln, Fleisch stücke zurechtschneiden, ein Schwein zerlegen usw., das konnte ich. Ein Rindervorderviertel konnte ich auch zerlegen. Aber was ich konnte, war nur die Hälfte. Die andere Hälfte konnte ich nicht. Ich konnte kein Hinterviertel zerlegen, nicht fachgerecht. Ich konnte keine Fleischwurst machen, keine Blutwurst, keine Leberwurst, keine Thüringer. Bis zum Schluß habe ich das nicht gelernt. Bei Leberwurst, da müssen Sie das Fleisch erst kochen, im großen Kessel. Wenn man Leberwurst vorbereitet, wirft man ganze Schweineköpfehälften in den großen Kessel rein und auch anderes Fleisch. Strosse haben wir es immer genannt — Lunge, Luftröhre -, und dann wird alles gekocht. Lorbeerblätter kommen da noch ran. Das riecht dann sehr gut. Meine Gesellenprüfung habe ich 1964 gemacht. Meine Noten: theoretisch 3, praktisch 2.

Bei meinem Vater war die Arbeit nie fertig. Ich hatte meine bestimmten Zeiten, wo ich Feierabend hatte und weg durfte, aber glauben Sie nicht, daß die Arbeit fertig gewesen wäre. Die Arbeit war niemals fertig. Bei anderen Geschäften machen sie wenigstens zum festgesetzten Zeitpunkt Schluß, und da guckt sich keiner mehr die Wurstküche an. So etwas gab es bei uns nicht. Immer hieß es, da haben wir dies vergessen, da haben wir jenes vergessen, ich mußte hier noch mal anfangen, ich

mußte da noch mal anfangen. Mein Gott, das war manchmal, als wenn mein Vater einen richtigen Genuß davon hätte.

Es hätte keinen Sinn gehabt, meinen Vater darauf hinzuweisen, daß es auch anders gehen würde. Er wollte das nicht anders. Er wollte seine Leute von morgens bis abends an die Arbeit gestellt haben, sonst hatte er den Eindruck, sie hätten ihr Geld nicht verdient. Die Angestellten haben natürlich gemeckert, aber mein Alter hat so eine Schnauze am Leibe und so einen Feldwebelton, viel konnten sie nicht dagegen ausrichten. Das ist so ein Mann, der normalerweise gegenüber anderen Menschen eine derartige Distanz hält, selbst wenn er neben ihnen arbeitet, daß es praktisch völlig unmöglich ist, mit ihm irgendein vertrautes Wort zu sprechen. Das ist auch den Angestellten niemals gelungen. So wie es unter Metzgern normalerweise ist, zwischen Meister und Gesellen, das gab es bei ihm überhaupt nicht. Sie mußten ›Meister‹ und ›Herr Bartsch‹ sagen. Ich fuhr zwei oder drei Tage jede Woche mit dem Bus nach Hause. Sollte ich, wenigstens. Mittwochs, freitags, samstags hatte ich nachmittags ein paar Stunden Freizeit. Da haben wir lange genug darum gekämpft, bis mein Vater mir das frei gab. Meine Mutter und ich haben das erkämpft. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte ich die ganzen Jahre überhaupt keine einzige Minute frei gehabt. Ich hätte lieber einen anderen Beruf gehabt. In einem der Selbstmordbriefe, die ich vor dem ersten Prozeß schrieb, habe ich gesagt, ich wäre vielleicht eines Tages Polizeibeamter geworden. Den Ge danken habe ich gehabt, aber natürlich auch als ein Held, oder Privatdetektiv, eher in dieser Beziehung, aber Kriminalpolizist auch. Ich hatte allerdings damals schon die Vorstellung, so wie jetzt in dieser Fernsehreihe ›Twen-Police‹. (Ich habe das nicht sehen können, aber ich habe darüber gelesen.) Also nicht nur die Leute einfach zusammenschlagen und fertig, sondern vielleicht selber auch ein wenig bemühen.

Als Sieben- oder Achtjähriger habe ich ein Kriminalhörspiel im Radio gehört und gedacht, das ist doch toll, das mußt du auch mal schreiben. Und da habe ich mich irgendwo hingesetzt und Papier genommen und habe dann etwas aufgeschrieben. Sonst habe ich aber keinen literarischen Ehrgeiz entwickelt. Ich halte mich dafür auch nicht fähig. Nein, das stimmt nicht ganz. Ich habe an sich doch literarischen Ehrgeiz, ich tue es nur deswegen nicht, weil ich über zeugt bin, daß ich es zu nichts bringen würde. Im Gefängnis habe ich mal einen Kriminalroman angefangen und hatte acht oder neun Seiten schon fertig. Dann machte ein Beamter eine Bemerkung, irgend was von wegen ›Spinnen‹. Ich habe es dann aufgegeben. Die Gutachter im ersten Prozeß haben mir als ›Überlebensrat‹ das Schreiben empfohlen. Ja, ich wollte damals sogar etwas schreiben. Etwas ganz Bestimmtes, und da ließ ich mich nicht von abbringen. Solange ich persönlich keinen Pfennig Verdienst daran habe (so dachte ich), könnte ich es später veröffentlichen lassen. Es wäre mein größter Wunsch, ein kleines Buch zu schreiben. Es fiel mir in dem Moment nur wegen meiner nervösen Störungen so schwer, mich zu konzentrieren, sonst hätte ich es schon längst angefangen. Es sollte vielleicht heißen: ›Wie schütze ich mein Kind?‹ Verstehen Sie, was ich meine? Können Sie sich vorstellen, wie schwer es ist, herauszufinden, wie man die Kinder am besten schützen kann? Es war eine sehr schwere Gedankenarbeit, in dem Moment für mich sogar zu schwer.

Vor meiner Verhaftung habe ich den Taxifahrerberuf als meinen Wunschberuf ergreifen wollen, weil ich auf diese Weise besser Gelegenheit gehabt hätte, für mich geeignete Kinder zu finden. In der Phantasie damals habe ich mir vorgestellt, daß ich mit einem Auto mittags nach Schulschluß mich an diverse Schulen begeben würde, und unter den die Schule verlassenden Schulkindern würde ich dann mir geeignete Opfer aussuchen. Ich würde dann mit dem Wagen

eines dieser Kinder verfolgen und zwar so weit, bis die Möglichkeit bestehen würde, das Kind möglichst unauffällig anzusprechen. Ich würde dann sagen: ›Du bist doch der-?‹ Das erstaunte Kind würde daraufhin seinen Namen nennen und dann würde ich ihm sagen: ›Ach ja, richtig!‹ Dann würde ich ihm sagen, er solle sofort in das Auto einsteigen, man müsse sofort zu einem Kranken haus fahren, weil mit einem seiner Familienangehörigen dieses oder jenes passiert sei. Das erschreckte und verstörte Kind würde darauf sofort reagieren, und ich sah diese Methode deswegen als ganz sicher an.

In der Zeit kurz vor meiner Verhaftung, vielleicht drei Monate lang, habe ich ein Tagebuch gehabt, aber das war kein richtiges Tagebuch. Darin habe ich jeweils den Plan für die Zeiten gemacht, in denen ich das Verbrechen begehen wollte. Am Anfang habe ich drei Kreuze hingemacht, das sollten die drei schon geschehenen Fälle sein. Als Plan habe ich mir z. B. aufgeschrieben, so und so viel Uhr vom Geschäft wegfahren, so und so viel Uhr Taxi, so und so viel Uhr Koffer holen, so und so viel Uhr Ankunft in Hattingen, so und so viel Uhr den Jungen in die Höhle reinschaffen und so und so viel Uhr zu Hause sein. Das habe ich alles in Spiegelschrift eingetragen. Das Fotografieren habe ich einmal ein paar Wochen als kleiner Junge getrieben. Das habe ich auch wieder während meiner innigen Freundschaft mit Viktor in Langenberg getrieben, um ihn, den Geliebten, nun da immer auf dem Bild vor mir haben zu können. Nachdem diese innige Freundschaft so zerbrochen und kaputtgegangen war, bin ich mit dein Fotoapparat an möglichst alle Stellen gegangen, wo wir zusammen gewesen waren. Wir sind viel durch den Wald spazieren gegangen, haben da Zigaretten geraucht, oder sind durch den Bach gestapft. An einem Steinbruch sind wir gewesen, so ein Hochsitz war auch da. Diese ganze Gegend, wo ich mit dem Jungen gewesen war, habe ich Platz für Platz abfotografiert und die Fotos zu Hause gut verwahrt.« »Durch Zufall fand ich

die Akten von meiner Adoption und bekam wie wohl jeder in solchem Fall zuerst einen ziemlichen Schock. Im Laufe der Wochen legte sich das aber, und ich sah es sogar als ganz besonders gute Tat an, daß sie mich aufgenommen hatten, unter anderem, weil sie nicht ›solche Schweinerei‹ gemacht hatten, um mich zu bekommen. Damals, Ende 1962, waren solche Dinge zwischen Mann und Frau für mich nämlich noch fürchterlich. Ein Gespräch über meine Adoption hat es hauptsächlich mit meinem Vater gegeben. Ich hatte damals gerade DM 20 aus dem Geschäft gestohlen, hatte dafür eine Pistole von einem anderen Lehrling kaufen wollen, und mein Vater hatte mich erwischt. Etwa zur selben Zeit erfuhren meine Eltern von anderen Leuten (ich hatte mich verplappert), daß ich von der Adoption wußte. Mit meinem Vater ging ich auf seinen Wunsch morgens ganz früh durch die Siedlung spazieren, und er erzählte mir alles, warum und wieso, und er war so nett zu mir und so freundlich, wie nie vorher und wie fast nie hinterher.

Ich sagte ihm auch ehrlich, daß es mir gar nichts ausmache. Im Gegenteil. Er war daraufhin richtig glücklich, so schien es mir. Ich hatte ihn noch nie so frei und offen gesehen. Er sagte, er wolle die zwanzig Mark vergessen und glaube bestimmt, daß ich so etwas nie wieder tun würde. (Umso gemeiner war es von mir, später doch wieder zu stehlen.) Ich glaube, ich hätte viel mehr Halt an meinem Vater gehabt, wäre es immer so gewesen, wie an jenem Tag. Als wir nach Hause kamen, ging das übliche Theater wieder los. Meine Mutter sprach kein vernünftiges Wort mit mir über die Sache. Sie schimpfte nur über die ›Undankbarkeit‹, darüber zu fremden Leuten zu sprechen, über das Leben, das sie geopfert hatte, um eine Schlange großzuziehen usw., so das Übliche. Meine Mutter war nicht bereit, irgend ein Wort darüber zu verlieren. Das habe ich ihr damals übelgenommen, das nehme ich ihr heute übel. Mein Vater war wenigstens dazu fähig, mit mir zu

sprechen. Meine Mutter lag im Bett, aufs Tiefste beleidigt, daß ich das herausgefunden hatte, und hat mich wochenlang links liegen lassen, wochenlang kaum ein Wort mit mir gesprochen. Das fiel zusammen mit dem ersten Geld, das ich stahl. Ich hatte das Geld unter der Fußmatte versteckt, und mein Vater hat es gefunden. Er muß von den Angestellten gehört haben, daß ich wüßte, daß ich adoptiert war. Das muß April 1962 gewesen sein, als ich fünfzehn war, zwei oder drei Wochen nach der ersten Tat.

Das ist eines von zwei Malen gewesen, wo sich mein Vater in meinem Leben mit mir persönlich unterhielt, innerhalb von neunzehn Jahren - und auch wieder immer nur, wenn er dazu gezwungen war, niemals aus völlig freiem Willen. Das hat er nicht getan, das konnte er wohl auch nicht. Das andere Mal war später. Ich war auf Suche gewesen und habe die Zeit vergessen, weil ich so da hinterher war. Ich wußte genau, wann ich zu Hause zu sein hatte und daß ich das große Theater zu erwarten hatte. Deshalb habe ich angerufen und meinem Vater gesagt, er möchte mich abholen. Ich habe ihm irgendein Räubermärchen erzählt; mein Vater ist ja sehr intelligent. Er ist gekommen und hat mir gesagt: ›Hör mal, was du da erzählt hast, das ist ganz große Scheiße. Wo warst du wirklich?‹ Ich habe es natürlich nicht fertig gebracht, nun jetzt zu sagen: ›Ich bin auf die Suche nach Jungen gewesen, die ich umbringen will, um sie auszuziehen und zu schlagen.‹ Aber da kam auch wieder mal ein persönliches Gespräch zustande, nachdem ich den Jungen Beck in der Höhle verprügelt hatte. Mein Vater sagte mir: ›Ja, vielleicht bist du irgendwie krank, irgendwie nicht ganz normal in dieser sexuellen Beziehung. Vielleicht kannst du da mal was machen. Es gibt Ärzte, die vielleicht helfen können.‹ Aber dabei ist es geblieben.« »Mein Interesse in der Zauberei fing 1963 oder 1964 an, als ich fünfzehn oder sechzehn war. In der Essener Gruppe des ›Magischen Zirkels‹ waren wir sieben oder acht Leute. In Deutschland sind es ungefähr viertausend. Ich

bin selber allein aufgetreten, bei Karnevalveranstaltungen und in Altersheimen usw. Wir haben eine Zweistundenvorführung gemacht, auch im Essener CVJM -Haus, im Clubhaus, im Stadtgarten, vor erlesenen Honoratioren der Stadt. Das stellt immer etwas ganz Besonderes dar, es ist ein ganz kleiner Club und ziemlich exklusiv.

Es ist irgendwie lächerlich, denn die meisten Menschen fühlen sich nicht sicher auf der Bühne, aber wenn es einmal begonnen hatte, habe ich mich hervorragend sicher gefühlt. Die Menschen waren ein Stück weg, nicht so nah wie im Alltag, und ich konnte ihnen etwas Nettes zeigen, wofür sie keine Erklärung hatten. Das gab eine sehr große Sicherheit, die manchmal noch Stunden danach aus strahlte. So hatte ich nicht nur meinen Zuschauern, sondern auch mir selbst eine schöne Illusion geschaffen. Ach du lieber Gott, ansonsten kann ich überhaupt nichts nennen, wo ich mich tatsächlich sicher gefühlt hätte. Das gab es doch gar nicht. Allenfalls jetzt, seltsamerweise, im Knast, habe ich ein Gefühl der Sicherheit. Hier kann ich nämlich so gut wie nichts falsch machen. Verantwortlich für Sicherheit ist für mich ein gutes Gewissen und Selbstsicherheit.

Man kann kein Zauberkünstler sein, ohne daß man vorher sich etwas mehr gewundert hat als die meisten anderen Leute. Zu Hause im Fernsehen habe ich ja meistens Zauberer gesehen. Ich habe einen Sinn für das Unheimliche, das Mysteriöse usw. Der Zauber war auch ein minderwertiger Ersatz für das, was ich im Leben ansonsten nicht erreichen konnte, vor allem die Kontaktfreudigkeit, die Kontaktfähigkeit und dergleichen. So war einmal die Zauberei fir mich die Brücke zum Kontakt, den ich sonst nicht hatte, wobei natürlich solche Brücken nicht unbegrenzt hilfreich sind. Ohne diesen Kontakt war mir das alles verwehrt, und Sie glauben nicht, wie nahe mir das gegangen ist. Diese Möglichkeit des ›großen Künstlers‹ war mir für diese Sachen ein verhältnismäßig kleiner Ersatz, aber

ein Ersatz, der mir so lieb war, daß ich mich niemals davon hätte trennen können. Ich möchte mich nicht als Spitzenklasse bezeichnen, aber ich glaube, ich wäre mit der Zeit durchaus fähig gewesen, Spitzenklasse zu werden. Damit hätte ich auf jeden Fall lieber und leichter mein Brot verdient als mit dem Metzgerberuf.

Zum Kongreß des Magischen Zirkels bin ich 1965 nach Triberg gefahren. Da standen immer Kinder vor dem Ausgang des Kurhauses, und im Kurhaus waren die Zauberer immer, weil da die Messe war und sie da die Sachen kauften. Jeden Zauberer, der herauskam, hielten die Kinder an. Jeder Zauberer mußte etwas zeigen. Für mich war das furchtbar. Ich war dann in dem Haus drin und sah, wie die anderen Zauberer rausgingen und den Kindern was zeigten. Manchmal waren es hundert Kinder, die da standen, und daß ich also raus gehen und einfach den Kindern jetzt was zeigen könnte, konnte ich mir absolut nicht vorstellen. Ich hatte daher geradezu panische Angst davor.

Höchstwahrscheinlich hätte ich gar nichts gezeigt, sondern wäre einfach weggelaufen. So habe ich dann manchmal drei Stunden gestanden und konnte vor Angst und Schüchternheit bald gar nicht rausgehen. Dann habe ich hinterher ein bitterböses Gesicht aufgesetzt und mein Abzeichen weggesteckt, damit mich keiner als direkten Zauberer erkennen konnte und bin dann praktisch rausgestürmt. Unter diesen Umständen hat mich natürlich kein Kind angesprochen.« Am 29. Januar 1971 hat nur Jürgen geschrieben: »Seien Sie mir nicht böse, daß ich nicht mit dem Kuli schreibe, aber ich habe eben zehn Kartonstücke zurechtgeschnitten, für ein Hellsehkunststück, ›Der Inspektor von Scotland Yard‹, na ja. Das war eine scheußliche Arbeit, wenn man nichts Richtiges als Werkzeug hat. Mit dem Messer vom Bleistiftspitzer habe ich es *ganz gut* hingekriegt, aber jetzt habe ich natürlich meinen rechten Mittelfinger kaputt. Auf die Kartonstücke

mußten schöne Abbildungen gemacht werden, und das habe ich mit rotem und schwarzem Filzschreiber gemacht. Wenn ich so ein ganzes Kunststück selber gemacht habe, bin ich doch ein wenig froh.« Ungefähr zur selben Zeit hat mich Jürgen gefragt, ob ich für ihn aus Amerika den Katalog einer Zauberfirma besorgen könnte. Für jedes Geschenk hatte er sich immer höflich, manchmal herzlich bedankt, aber noch nie so wie für diesen Katalog: »Für das einzigartige, wunderbare, herrliche, tolle, unerreichte, prima Geschenk dankt Ihnen Ihr alter Freund aufs herzlichste!!!« In den letzten Jahren liest er auch leidenschaftlich gern Science-Fiction-Hefte: »Die *Galaxy* und die *Magazine of Fantasy and Science Fiction* sind verschiedene Reihen, aber beide von Heyne, und übrigens beide in *Deutsch* geschrieben.« Im Monat vorm Revisionstermin beim Bundesgerichtshof im Herbst 1968 hat Jürgen geschrieben: »Der 18. 11. rückt immer näher, nur noch etwas über drei Wochen. Da ziehe ich mich dann, vor solch schweren Entscheidungen, immer in meine Traumwelt, meine Zauberei, zurück. Das ist nicht unverantwortlich, das ist bitter nötig sogar, daß man sich vor solchen Tagen vor allem abschließt, was da auf einen zukommt.«

»Ungefähr zur selben Zeit, wo ich beim Meister van Loon in Alten essen in der Lehre war, lernte ich Viktor kennen, einen Jungen, der damals zwölf war, fast drei Jahre jünger als ich. Ich hatte mich in ihn richtig verliebt, regelrecht verguckt. Ich hatte ihn immer hinter mir hergezogen, wir sind mit dem Fahrrad überall hingefahren. Ich habe ihn zu Hause in der Siedlung kennengelernt. Er und seine Familie wohnen noch heute gegenüber von meinen Eltern. Mittwoch nachmittags hatte ich frei, und dann bin ich nach Langenberg gefahren. Freitags und samstags hatte ich auch frei, dann war ich in der Siedlung. Ansonsten wohnte ich beim Meister, in einem kleinen Zimmer. Wie sonst auch, habe ich mit den anderen Kings in der Siedlung keinen Kontakt gehabt, nur mit dem einen, in den ich

mich verliebt hatte, und der mich auch gern mochte. Nachmittags sind wir per Anhalter nach Velbert gefahren. Im Kaufhaus in Velbert haben wir dann geklaut, was wir konnten — ein paar Taschenlampenbatterien, Griffe fürs Fahrrad usw. Allein hätte ich doch keinen Mut gehabt.

Wir haben uns kurz nach der Schulentlassung kennengelernt, ein paar Tage oder Wochen, nachdem ich beim Meister van Loon in die Lehre gekommen war. Viktors Familie war eben in unserer Siedlung eingezogen. Er war an sich sehr lieb und nett. Für bestimmt ein Jahr entwickelte sich diese Freundschaft für mich wundervoll, für ihn zuerst sicherlich auch. Er wollte die erste Zeit nur mit mir zusammen sein. Dann, nach etwas über einem Jahr, haben wir uns getrennt, von meiner Seite mit vielen, vielen Tränen, von seiner Seite aus mit großer Erleichterung. Es war für den armen Kerl nicht mehr auszuhaken. Tag für Tag, Stunde für Stunde hing ich an ihm wie eine Klette, soweit es mir möglich war. Wenn ihn jemand anschaute, oder wenn er mit irgendjemanden mal mit dem Fahrrad in die Stadt fuhr und ich nicht kommen konnte, dann habe ich ihm die wildesten Szenen gemacht. Das war für den Jungen auf die Dauer nicht auszuhaken. Er schlich auch mit verheulten Augen durch die Gegend, er kam sich wie eingesperrt vor. Und so eines Tages hat er sich das Herz gefaßt und gesagt: ›Komm, Schluß, aus, fertig.‹ Und dann war es eben aus. Wir waren uns nicht böse, aber wir grüßten uns nur, wir sprachen nicht mehr mit einander. Später haben wir uns wieder zusammengefunden, aber erst nach einer dreijährigen Pause, von 1962 bis 1965. Während des ersten Jahres hatte ich keinerlei bewußte Sexgedanken. Ich habe gern mit ihm gebalgt und gerne dabei auf ihm gelegen, aber das ist heute für mich ein Beweis, daß solche Gedanken doch im Hinterkopf immer drinsitzen, egal für wie rein man solche Freundschaft auch hält.

Wir sind mal schwimmen gegangen, aber meistens sind wir per Anhalter durch die Gegend gefahren. Fast jeden Nachmittag sind wir nach Velbert gefahren.

In meine damaligen Phantasien und Gedanken und Pläne habe ich ihn nie mit einbezogen. Das hätte ich um Gottes willen niemals getan, grundsätzlich, aus Prinzip, auch wenn ich Ihnen das Prinzip leider nicht nennen kann. Wenn ich jemanden persönlich liebe, wie ein Junge ein Mädchen lieben würde, ist das eben mehr, als wenn er meinen Idealvorstellungen als Opfer meines Triebes entspricht. Es ist nicht, daß ich mich da nun bemühen müßte, mich da irgendwie zurückzuhalten, das ist Quatsch. In so einem Fall fallt der Trieb einfach automatisch aus. Wir sind meistens bei mir gewesen. Er hat meine Micky-Maus-Hefte usw. gelesen. Damals habe ich einen Plattenspieler und Schlager platten gehabt, und er hat sie immer gerne gehört. Es gab einen Schlager ›Lollipop‹, das haben wir gehört, bis zum Verrücktwerden. Mit fünf oder sechs Jahren habe ich ›Lili Marleen‹ gehört und dabei geweint. ›Lili Marleen‹ fasziniert mich heute noch. Eine schöne Melodie. Ich habe auch die Originalaufnahme. Die habe ich meinem Vater zum Geburtstag gekauft, als ich neun oder zehn Jahre alt war. Ich habe damals immer einen Genuß daran gefunden, wahrscheinlich gerade, weil ich niemanden hatte, weil ich so allein war. Ich habe mir sehr oft traurige Lieder angehört. Damals waren sie eigentlich noch trauriger als heute. Bei meinen Eltern im Wohnzimmer in der Goethestraße stand eine ganze Truhe, und ich habe meine eigenen Schallplatten gehabt. Da habe ich mir meine Platten angehört, wo ich so viel Zeit allein war. Der Lautsprecher war fast auf der Erde, und ich habe mich davorgelegt.

Wenn der Freddy sang, habe ich immer versucht, in den Lautsprecher reinzukriechen. Geheult habe ich oft dabei. Manche wunderschöne Lieder kenne ich heute noch davon. Einmal waren wir bei Verwandten zu Besuch und meine Eltern

fragten: ›Was habt ihr denn für neue Schallplatten?‹ Sie hatten ›Heimweh‹ von Freddy, und ich sagte, sie sollten das mal auflegen, aber meine Mutter sagte: ›Um Gottes willen, da fangt er gleich an, zu heulen!‹ Die hielt en das fir Unsinn, haben die Platte aufgelegt, und da war ich prompt am Schreien. Auch gern hatte ich Freddys Platte ›Heimatlos, wie viele auf der Welt, einsam, wie ich‹ usw. Und ›Endlose Nächte‹, die habe ich mir endlos angehört. Du lieber Gott, da habe ich mal gebrüllt! ›Kein Land kann schöner sein‹. Ich liebe auch ein Menuett, das praktisch jeder gerne hört. Und dann die ›Kleine Nachtmusik‹, besonders den dritten Satz, ich finde ihn irgendwie ergreifend. Oder ›Die Moldau‹ - wunderschön! Aber das allgemeine Koloraturgekreische - nein, nein. Viktor und ich haben auch Nana Mouskouri gern gehört. Diese Träume von der hehren, reinen Freundschaft sind immer weiter -gegangen, und ich habe ihm von dem Buch *Der goldene Armreif* erzählt. Aber wir haben uns getrennt, und drei lange Jahre haben wir uns kaum gesprochen.

Die Wiedereinrenkung kam etwa im Mai 1965, nachdem ich meinen Führerschein gemacht hatte und mit unserem Lieferwagen durch die Gegend fuhr. Da kam Viktor anmarschiert und wollte natürlich mitfahren. In der nächsten Zeit sind wir dann immer zusammen gewesen, aber wir sind praktisch bloß Auto gefahren. Die sexuelle Beziehung zwischen uns fing Ende 1965 an. Ich habe ihm nicht gesagt: ›Hier, komm, ich will es mit dir machen‹ oder so. Ich habe das hintenrum gemacht.

Schon damals habe ich immer Geld geklaut, aus der Kasse im Geschäft, und ich hatte mir ungefähr hundertvierzig Mark zu dem Zweck gespart. Dann habe ich Viktor gesagt: ›Willst du nicht mal Geld haben?‹ - ›Jeder will Geld haben‹, sagte er. Das war, wenn ich mich recht besinne, genau in der Silvester - Nacht 1965-66. Wir waren allein auf meinem Zimmer.

Ich sagte: ›Ich gebe dir fünfzig Mark, wenn du dich eine halbe Stunde totstellst und du weißt nichts, siehst nichts und hörst nichts.‹ Mehr habe ich gar nicht gesagt. Er war nicht der Schlaueste, aber nach einer gewissen Zeit mußte er doch ungefähr merken, daß das in eine bestimmte Richtung lief, und da hat er sich dann ein bißchen geziert. Dann bin ich mit dem Preis hochgegangen, bis hundertvierzig Mark. Dann ist er weich geworden.

Ich habe ihn ausgezogen, er war tot. Meine Mutter war unten, aber ich hatte mein eigenes Zimmer, und ich hatte abgeschlossen. Mit einem schwarzen Schal habe ich ihm die Augen verbunden. Ich habe bei ihm onaniert, und damit war für das erste Mal schon praktisch Schluß. Ich weiß wirklich nicht einmal, ob ich selber ein steifes Glied hatte. In dieser Beziehung bin ich selber immer so dumm gewesen. Hinterher habe ich mich gewundert, warum ich überhaupt nicht abreagiert gewesen bin. Ich habe nichts gemacht, mich selber gar nicht angepackt. Im Moment war ich gar nicht auf die Idee gekommen. Ich hatte ja natürlich einen Steifen, aber ich bin eben einfach nicht auf die Idee gekommen. Es wäre wahrscheinlich vernünftig gewesen, wenn ich da auch was gemacht hätte. Bei ihm habe ich nur onaniert, ich hätte nie das Glied in den Mund genommen.

Das Verhältnis ging weiter, so daß ich dann den Preis ein bißchen zurückschraubte. Er wollte immer Geld haben, er war immer da. Ich habe den Preis bis auf achtzig, dann bis auf fünfzig Mark zurückgeschraubt. Ich bin langsam ein bißchen schlauer geworden. Ich sagte: ›Gut, dann kriegst du eben gar nichts!‹ Dann ist er auf fünfzig Mark eingegangen.

Bis zu meiner Verhaftung haben wir das sieben -, acht-, vielleicht neunmal gemacht. Wir haben zusammen onaniert, ich bei ihm, er bei mir. Wir haben auch gegenseitig Afterverkehr versucht, aber es hat nicht geklappt. Mit Schenkelverkehr haben wir auch so ein bißchen rumprobiert,

aber wir sind alle beide recht dumm gewesen, und wir sind dabei nicht fertig geworden.

Ich habe Viktor meine erste Tat gestanden. Ich meinte damals, die ganze Scheiße nicht mehr allein zu schaffen, nicht die Nerven dafür zu haben. Der kleine Axel, der Sohn von unseren Mietern, kam jeden Tag auf mein Zimmer, wenn ich da war, und wir haben zusammen gespielt. Ich habe immer versucht, ihn und Viktor dafür einzuspannen. So halb im Scherz habe ich ihnen gesagt: ›Wir können doch mal andere Jungs umbringen‹ oder so, ganz nebenbei, ganz dumm, ›na, wäre das nichts? Warum eigentlich nicht?‹ Wenn man Kind ist, findet man manchmal bei den furchtbarsten Sachen nicht viel dabei.

Dann habe ich gesagt: ›Wenn ich nach Hause komme, wartet ihr unten in Nierenhof. Ich bringe einen mit, und dann gehen wir zur Höhle und bringen ihn da rein, und dann bringen wir ihn um.‹ Ich habe es allen Ernstes versucht, und da standen sie da unten und warteten. Ich hatte aber niemanden bekommen, als ich auf der Suche war. Meistens bekam ich ja niemanden. Auf jeden Fall war da nicht s daraus geworden. Nach ein- oder zweimal Warten haben sie auch natürlich das Interesse verloren. Sie wissen, wie das ist. Aber versucht habe ich, sie da rein mit einzubeziehen. Nur einmal habe ich daran gedacht, Viktor umzubringen, nachdem ich ihm meine erste Tat gestanden hatte. Ich wollte ihm später beweisen, daß das angeblich nicht stimmte, was ich ihm erzählt hatte. Die Leiche lag tatsächlich unter Balken, wo Viktor sie nicht sehen konnte, an der Seite. Wir sind reingegangen, und ich sagte ihm: ›Siehst du? Hier ist niemand.‹ Ich hatte vorher meinen Brieföffner als Dolch eingesteckt. Wenn er den gefunden hätte, vielleicht hätte ich ihn umgebracht, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall, wenn ich ihn da umgebracht hätte, hätte das nichts mit meinem Trieb zu tun gehabt, nur eben den Trieb vor ihm zu schützen, aber nicht etwa um ihn zu zerfleischen. Das ist völlig undenkbar.

Aber ich hatte gehofft, in ihm den echten Freund zu finden, und er hat mich sitzengelassen. Gutes wollte ich ihm nicht mehr. Außerdem war er ja nun mittlerweile bedeutend älter als vierzehn, und das hat ja leider bei mir immer eine Rolle gespielt. Wir gingen manchmal zusammen in Kneipen, aber diese verräucherten Spelunken gingen mir ganz furchtbar auf den Wecker. Das ganze Milieu finde ich zum Kotzen. Ich bin mit Viktor hingegangen, nur um ihn besoffen zu machen, sonst war er bei mir zu Hause so unaktiv. Gefühlsmäßig lag es mir nicht, ein homosexuelles Lokal zu besuchen. Ich weiß, wie ich bin, aber gefühlsmäßig liegt mir das nicht. Ich würde ja viel lieber normal sein. Ich bin nicht einer, der sagt: ›Ich bin doch kein Idiot, ich lasse mir doch nicht das Schönste nehmen, was ich habe!‹ Wenn ich davon loskommen könnte, würde ich das lieber heute als morgen erledigen lassen. Ich strebe nicht nach dem Homosexuellen hin, ich strebe an ach nach dem Normalen hin. Stinknormal ist für mich das Allerwünschenswerteste.

Ich mußte irgend jemanden haben. Vielleicht bilde ich mir das ein, obwohl ich immer gesagt habe und noch heute sage, ich hätte das notfalls noch sein lassen können, mit aller Willensanstrengung. Aber das andere, die eigentlichen Verbrechen, hätte ich gar nicht sein lassen können.« »In den dritten und vierten Schuljahren, wo ich noch in Essen war, ich will es nicht beschwören, aber nach meiner Erinnerung habe ich damals keinen Pfennig Taschengeld bekommen. Wenn ich mal bitte-bitte machte, dann bekam ich was, aber Taschengeld, was man regelmäßig bekommt, über das man frei verfugen kann, meiner Erinnerung nach habe ich keinen Pfennig bekommen. Was ich damals klaute, das waren meistens ganz kleine Beträge, zwischen einer und drei Mark.

Ob meine Eltern damals irgendeine andere Lösungsmöglichkeit erwogen, als daß ich in ein Heim kam, weiß ich nicht, wenigstens glaube ich es nicht. Und ich sehe auch keine andere Möglichkeit. Eine Möglichkeit, rein

theoretisch, wäre gewesen, daß meine Mutter sich nun voll meiner angenommen hätte. Aber entschuldigen Sie, daß ich lache - das war damals schon völlig unwahrscheinlich. Das ist sicherlich niemals in Betracht gezogen worden, und mir selber kommt das auch völlig unwahrscheinlich vor. So viele Gefühle hatte sie ja für mich gar nicht übrig, so übertrieben war das ja alles gar nicht. Meinen Eltern ging das Geschäft auf jeden Fall vor. Sie verdienten schon damals sehr gut. Eine andere Möglichkeit wäre z. B. eine Erzieherin gewesen, aber das käme vielleicht darauf an, was vielleicht teurer wäre, das Heim oder eine Erzieherin. Ehe sie mich ins erste Heim schickten, haben mich meine Eltern nie ärztlich oder psychologisch untersuchen lassen. Jeden Tag gab es Streit zwischen meinen Eltern, jeden Tag haben sie sich angeschrien, und das wird auch heute nicht anders sein. Sie brüllten sich an, der eine sagte: ›Deine Erziehung!‹, und der andere sagte: ›Deine Erziehung!‹ Sie warfen sich gegenseitig vor, daß der andere Schuld hätte an dem, was bei mir eingetreten war, obwohl sie mich beide nicht erzogen haben. Erziehen heißt, sich mit dem Kind beschäftigen, und das ist überhaupt nicht zutreffend gewesen. Das ist ja Blödsinn, was sie damals gesagt haben. Wenn ich heute zurückdenke, kommt mir manches eher amüsant vor, obwohl es natürlich in Wirklichkeit eher zum Weinen ist. Zum Beispiel: ›Das hat er von dir!‹ oder ›Wer weiß, ob er das nicht von dir hat!‹, und dabei wußten sie genau, daß ich nicht ihr leibliches Kind war. Deswegen waren solche Ausbrüche eher komisch. Als ich bei meinem Vater in der Lehre war, gab es auch einen anderen Lehrling, Manfred Heinrich. Er war mir ein Lehrjahr voraus. Sein Vater war Kopfschlächter bei der Schlachterkolonne auf dem Schlachthof.

Gefühlsmäßig habe ich Manfred sehr abgelehnt, aber gleichzeitig habe ich ihn irgendwie bewundert. Er war ein Held für mich. Er konnte haarscharf mit einem scharfen Messer werfen. Einmal hat er Ako, unseren Schäferhund, rausgeholt

und ihn mit Pistolenschüssen durch die Gegend gejagt. Ob das Platzpatronen oder richtige waren, weiß ich nicht. Ako lief die Treppe rauf, oben in die Wohnung rein, der Heinrich immer hinter her. Zu der Zeit waren wir drei Lehrlinge zusammen.

Der Hund lief durchs Wohnzimmer, ins Büro rein, auf die Couch vor Angst, runter von der Couch, wieder raus aus der Wohnung, runter in die Wurstküche rein, und ab und zu ließ Heinrich immer mal einen Schuß los. Er hat auch den Putz von den Wänden geschossen. Dann wollte er dem Hund einen Maulkorb umlegen, aber der Hund hat in seine Hand gebissen, so richtig .zack! in die Hand gebissen hat der Köter ihn. In dem Augenblick kam mein Alter vom Geschäft gerade oben zur Tür rein.

Heinrich guckt sich seine Hand an und fangt an zu schreien: ›Wo ist das Messer! Wo ist das Messer! Ich mache dich kaputt!‹ Schreiend über den Hof bei uns lief er, wie ein Irrer. Nun, mein Vater kann ja auch ganz lecker schreien, und jetzt hat er noch ein bißchen lauter als Heinrich geschrien, ob er nun völlig den Verstand verloren hätte und was denn nun eigentlich los wäre. Mein Alter hat ihn einfach niedergebrüllt. Heinrich hätte den Köter einfach abgestochen. Er mußte sich hinterher eine Tetanusspritze geben lassen. Einmal stand ich am Tisch und machte Wurst oder Därme fertig und Heinrich stand an der Garage, etwa zehn Meter entfernt, und war am Holzhacken mit einem Beil. Wir haben uns immer angepflaumt. ›Du Arschloch‹, sagte er, ›du Schwachkopf, du Idiot, ich werfe dir die Hacke hier an den Kopf.‹ Ich sagte: ›Da bist du viel zu feige zu.‹ Ich mußte auf die Treppe springen, vom Tisch weg. Genau wo ich vorher gestanden hatte, fehlte ein großer Holzspan. Ein anderes Mal, auf dem Schlachthof, habe ich gesehen, was er sehr gern machte. Wenn die Schweine nicht liefen, hat er einfach ein Messer genommen und es in den Balg gehauen. Manchmal hat er sie schon abgestochen, bevor sie

überhaupt zu dem Apparat kamen. Ich habe mich nie daran beteiligt. Das Stechen der Schweine ist ja praktisch Quälerei.

Auf einer Art war Heinrich ein Idiot, aber auf einer anderen Art war er doch irgendwie ganz schrecklich draufgängerisch. Einmal kam er von hinten und hat mich mit einer Hand um den Hals gehabt und mit der anderen Hand den Kopf nach vorne gedrückt, daß es schon so richtig am Knacken war hinten. Ich dachte schon, jetzt war alles aus. Auf einmal hörte ich einen Knall. Der Geselle hatte ihm eins in die Fresse gehaun. Der ist vom Mengtrog bis zum Kutter geflogen.

Ein anderes Mal waren wir an einem Montag auf dem Schlachthof zusammen. Unsere Schweine waren schon fertig und wir warteten auf meinen Vater. Ich hatte ja noch keinen Führerschein. Die durch geteilten Schweinehälften hingen da, und an der Seite hingen immer noch die Lungen, das Herz, die Nieren und die Leber immer einzeln. Der Heinrich war mal wieder am Ausmeckern, was ich für ein Feigling wäre, ich könnte doch nichts. Ich sagte: ›Ich bin überhaupt nicht feige!‹ Er sagte: ›Zum Beispiel, du bist zu feige, die Lebern da zu klauen, in die Schüssel zu tun und auf unseren Anhänger zu werfen.‹ Ich sagte: ›Das werde ich dir schon zeigen!‹ Und ich habe das getan. Dann kam ein Mann und suchte seine Lebern und machte großes Trara. Ich habe nichts gesagt, aber der Heinrich ging zu einem Kollegen und sagte: › Was soll ich nun machen? Der Jürgen hat fünf Lebern geklaut, stellen Sie sich das mal vor!‹ Dann kam der Hallenmeister zu unserem Anhänger, und innerhalb von zehn Minuten hatten sie mich. Ich mußte zur Kriminalpolizei zur Vernehmung, und dann habe ich ein e Gerichtsverhandlung vorm Jugendgericht gehabt. Am selben Tag ist die Sache eingestellt worden. Detlef Düren kam 1962 kurz nach dem ersten Mord in unser Geschäft. Er war vierzehn, glaube ich, also auf meiner Linie für Trieb und Opfer lag er schon nicht mehr. Dazu war er zu groß und entsprach nicht meinem Typ. Vom Typ her war er mir gefühlsmäßig

nicht besonders sympathisch. Er hatte Sommersprossen, und ich hätte niemals ein Kind umgebracht, was Sommersprossen hatte, auch keins, das eine Brille trägt. Das Kind mußte gewisse kindliche Züge haben, die ich als solche empfinden könnte, auch wenn es dreizehn war. Ich hätte z. U. niemals auf ein ausgesprochen dickes Kind reagiert, und es durfte um Gottes willen keine roten Haare haben. Ein Junge hätte noch so ei ne schöne Figur haben können, aber wenn er rote Haare gehabt hätte, pfui!

Dunkelblond oder schwarz mußte er sein. Ich weiß nicht warum, aber ganz hellblond löst irgendwelche Hemmungen in mir aus. Da kam ich mir noch schlechter, noch schweinischer vor als sonst. Sexmäßig interessierte mich Detlef Düren wenig, aber ich habe mir eines Tages da mal ein Herz gefaßt und im Keller, wo wir waren, habe ich ihn festgehalten und wir haben gebalgt. Ich habe einfach seine Hosen runtergezogen und habe bei ihm onaniert. Er h a t sich nicht gewehrt. Er ist bis zum Schluß gekommen, ich auch. Sofort hinterher hat er ganz groß den Empörten gespielt, aber ich glaube nicht, daß das echt war. Vorher hatte ich ihn gewürgt, vielleicht ziemlich stark, aber ich hatte nicht im geringsten vor, ihm etwas anzutun. Ich wollte ihm nur ein bißchen Angst machen. Natürlich, wenn jemand da am Hals hängt, wird das nicht angenehm sein. Er hat sich sehr empört, und ich habe ihn dann beschwätzt und gesagt: ›Du kriegst fünf Mark von mir und hältst den Mund.‹ Das hat sich dann so eingebürgert. Alle paar Tage habe ich ihn irgendwo mit hingenommen, und immer habe ich so getan, als ob ich ihn würgen würde. Er verlangte das, er wollte anscheinend vor sich selber irgendein Alibi haben. Dann ließ er sich fallen, und dann habe ich bei ihm onaniert. Das hat er auch bei mir gemacht, obwohl er im allgemeinen kein Interesse hatte. So ging das vielleicht zweieinhalb Jahre. Ein dreiviertel Jahr bevor ich verhaftet wurde, als er seine Lehre aus hatte, ging er weg.

Leider habe ich auch versucht, ihn da in die andere Sache mit reinzuziehen. Ich habe ihm nur gesagt, daß ich Jungs fangen und mit in die Höhle nehmen wollte. Er sagte: ›Du willst sie doch sicher umlegen.‹ Ich habe ihm Geld gegeben und gesagt: Jetzt kommst du mit, und dann fangen wir uns einen.‹ So vorsichtig bin ich überhaupt nicht gewesen, wie mir das vorgeworfen worden ist. Das ist alles Quatsch. Es war kein Mensch in dem Moment, auf den ich mich hätte verlassen können.

Öfters habe ich ihm gesagt: ›Denke dir eine gute Methode aus, wie ich am besten einen Jungen fangen kann.‹ Wir sind mehrmals unterwegs gewesen. Einmal auf der Kirmes zusammen haben wir einen Jungen angesprochen. Er ging schon neben uns mit von der Kirmes weg. Da sagte der Junge auf einmal: ›Aha, ich weiß, was ihr mit mir machen wollt! Ihr wollt mich entfuhren und mich dann umbringen!‹ Zehn Jahre alt war er, glaube ich. Ein unwahrscheinlich heller Kopf muß das gewesen sein. Er sagte: Jetzt bleibe ich bei euch und dann gucke ich, zu welchem Auto ihr hingeht, dann guck ich mir die Autonummer an und dann gehe ich zur Polizei!‹ Der Kleine ist hinter uns hergelaufen, und wir haben vor ihm weglaufen müssen. Der Düren war sauer. Er sagte mir: ›Nie mehr, nie mehr!‹ Ich habe ihm nie gesagt, daß ich die Kinder umbringen wollte, aber er wäre völlig dämlich gewesen, wenn er es nicht gemerkt hätte. Das mußte er einfach voraussetzen. Dann kam die dritte Tat, auf der Kirmes in Velbert. Das stand in allen Zeitungen, und ich glaube, Düren wußte, daß ich zur Kirmes gefahren war. Er wußte ja, was ich vorhatte. Es stand überall in den Zeitungen, von der Kirmes sei ein Kind entfuhrt worden. Ich kam morgens runter ins Geschäft. Detlef stand schon da. Er sagte: ›Es ist mir sehr verdächtige.‹ Er hatte die *Bild-Zeitung* hinterm Rücken. Er zeigte sie mir und sagte: ›Guck mal, kommt dir das nicht sehr komisch vor?‹ Er hat mir die Hölle ein bißchen heiß gemacht, daß ich das doch wohl sein müsse.

Ich habe es immer bestritten, obwohl es gar keinen Zweifel gibt, das mußte ihm klar sein, daß ich das war. Vielleicht, weil er selbst ein bißchen mitgesucht hatte, hatte er selber die Hose voll. Vielleicht hat er deswegen den Mund gehalten, sonst wäre er zur Polizei gelaufen.«

In diesem Fall konnten die Zeitungen ein Bild von dem gesuchten ›Kirmesmörder‹ veröffentlichen. Ein Fotoamateur filmte auf der Kirmes, und durch Zufall bekam er auf seinem Film das vermißte Kind zusammen mit einem anderen Jungen, möglicherweise seinem Entführer, aber durch die mehrfache Vergrößerung war das Gesicht von Jürgen Bartsch nur schwer zu erkennen.

»Düren kannte mich, und er hat das Bild in der Zeitung gesehen. In der Zeitung stand auch: DM 5000 Belohnung! Abends, als Detlef mit der Arbeit fertig war, ging er oben bei uns ins Büro rein. Da saß mein Vater und las die Zeitung. Er fragte Detlef, wo er hin ging, und er antwortete: ›Ach, Chef, ich gehe mir fünftausend Mark verdienend Das Sexuelle zwischen ihm und mir dauerte etwa drei Jahre, fast jede Woche. Er bekam erst fünf Mark, später dann zehn.

Einmal, als ich etwa siebzehn Jahre alt war, habe ich mich mit einem Mädchen zusammengetan. Sie hieß Heide, und ich bin mit ihr Seegängen, um sexuell völlig: normal zu werden. Sie war vielleicht fünfzehn. Ich habe sie nicht einmal an die Brust gefaßt. Das ist das Blödsinnige, auf diese Idee bin ich überhaupt nicht gekommen. Ich habe sie geküßt, aber es war kein Petting.

Eines Tages habe ich mir gedacht: Ja nun, vielleicht versuchst du mit ihr da irgendwie, wenn schon, denn schon. Auf einem Spazier gang, dachte ich, dann fragst du sie mal: Hier, willst du oder willst du nicht? Wollen wir zusammen schlafen oder nicht? Im Wald oder so. Ich habe es auch versucht. Ich habe sie gefragt, und - naja, das Übliche. Das heißt, ich weiß nicht, ob das das Übliche ist. ›Nein , was wird

meine Mutti sagen!‹ und so fort. Ich habe dann recht schnell nachgegeben, denn dieses ganze Fragen, ›Willst du mit mir schlafen?‹ - das war doch eher eine Pflichtübung, von der ich dachte, daß ich es eben machen mußte. Ich habe sie um Gottes willen niemals, nicht im Entferntesten ausgezogen. Mir war immer völlig der Hals zu, die ganze Zeit. Es war nicht eklig, es hat mich nicht verabscheut, aber es sagte mir nichts Besonderes. Was ein richtiger Kuß ist, das weiß ich wahrscheinlich bis heute nicht . Schade. Im Vergleich zwischen einem Kinderkuß und einem Liebeskuß müßte man den Liebeskuß geübt haben, und, ja nun, besonders viel habe ich nicht geübt. Es ist natürlich vorgekommen, daß meine Mutter mir mal einen Kinderkuß gab. Das war eben immer bei de n Gelegenheiten, wo es knapp vorher ein paar ins Gesicht gegeben hatte. Wenn meine Mutter - *sehr selten* — mal auf diese Art zärtlich geworden ist, dann war das eine Sache von höchstens einer Minute, und danach völlige Abkehr nicht zum Bösen hin, sondern zum Gleichgültigen.«

Wenn dieser Mann vor Schmerz über eine zerfetzte Hand aufschreien würde - jeder von uns hätte Mitleid mit ihm, denn wir sähen ja Blut und Sehnen. Weil aber sein Schmerz innerlich ist und weil er andere Menschen verletzt hat, kann er kaum auf Mitleid rechnen.

Karl Menninger

»Natürlich hatte ich den Wunsch, die Vorstellung, von zu Hause fortzugehen, einfach weglaufen zu müssen. Was mich hauptsächlich davon abhielt, war, um es frei heraus zu sagen, mein sogenannter ›Generalplan‹, den ich mir ohne den Stollen einfach nicht denken konnte. Er war einfach ein Teil, ein großer Teil meines Lebens geworden, wenn man es unbedingt Leben nennen will. Ich habe die Höhle entdeckt, kurz nachdem ich aus Marienhausen nach Langenberg zurückkam. Ich bin da

unten in der Gegend mit anderen Kindern rumgestrolcht, und ich habe von ihnen erfahren, daß es da eine Höhle gab. Mit drei oder vier anderen Kindern bin ich bis zur ersten Abzweigung gegangen. Ich habe eine Zeitung oder so was angezündet und da reingeleuchtet. Dann haben wir ›Hilfe!‹ gerufen und sind alle schnell rausgelaufen. Die anderen sind weggegangen, aber ich bin noch ein bißchen dageblieben. Ich bin nach Hause gegangen und habe mir eine Kerze oder so was geholt. Kurz danach bin ich dann alleine bis ganz hinten durchgegangen und habe mir alles angeguckt und mich da richtig in dieses Ding verliebt, weil ich das dann so ein wenig als mein ›Reich‹ angesehen habe, wie mein Zuhause, als etwas, was mir gehörte, wo nicht jemand mir da dazwischenzufurzen hatte. Es war nicht üblich, daß andere Kinder da spielten. Das war so düster und unheimlich, daß noch nicht einmal ein Erwachsener reingegangen wäre. Ich bin aber sehr häufig da reingegangen, erst ohne jeden Hintergedanken. Ich hatte eine Kerze und habe das alles schön beleuchtet, bis die Flamme an den Wänden flackerte und plötzlich - *zack!* — Wassertropfen fielen da runter. Es war furchtbar. Das waren alles Felswände. Es kam ein bißchen Farn raus. Das war ein wunderschöner Ort, jedenfalls für mich. Früher habe ich mich gerne unter dem Tisch verkrochen, mit einer Decke darüber. Als kleiner Junge bin ich auch gern in Röhren reingekrochen. Mit der Zeit habe ich mir Rasierklingen und Bindfaden besorgt und alles in die Höhle als Vorbereitung reingesteckt, auch Kerzen. Ich könnte mir ja nicht vorstellen, daß ich da eine Taschenlampe nehmen würde. Es mußte eine Kerze sein, weil ich für Kerzen so eine Vorliebe habe. Zu Hause durfte ich in meinem Zimmer keine Kerze aufstellen.. Ich hätte es schon gern gemacht, aber meine Mutter sagte, es würde alles versauen, also verboten.

In der Höhle habe ich auch drei oder vier verschiedene Schreckschußpistolen versteckt. Das war 1962. Da ging es mir schon darum, mit der Waffe etwas zu machen, was aber nicht

ausschließt, daß ich so eine Waffenleidenschaft trotzdem noch gehabt habe. Vor der ersten. Tat habe ich schon einen anderen Jungen in die Höhle mitgebracht, aber es ist nichts passiert. Auf dem Porscheplatz in Essen habe ich ihn gefunden und mit meiner Pistole bedroht. Wir waren allein im Eingang vor einem Musikhaus. Ich habe ihm gesagt: ›Hier, kommst du mit, sonst knallt's!‹ Er war so eingeschüchtert, daß er ohne weiteres mitkam. Er hat sich nie ernsthaft gewehrt.

Das war eine scharfe 9 mm-Pistole, aber ohne Munition. Ich habe Munition niemals gehabt, nur für die Schreckschußpistole. Ich hatte diese Pistole für dreißig Mark von einem anderen jungen aus der Siedlung gekauft.

Mit dem Jungen fuhr ich dann im Bus. Bei einem halbleeren Bus hätte es wohl nicht geklappt. Wir fuhren praktisch bis zur Höhle, ich immer hinter ihm mit der Pistole unter meiner Jacke. Am Eingang der Höhle habe ich ihn reingestoßen, bis zu der Mauer. Er hat dann an der Mauer gestanden, und ich habe gedacht: Was bist du so aufgeregt, jetzt kannst du nichts anderes machen! Wir standen an der Mauer, und da hat mich auf einmal der Mut verlassen. Ich habe mir beinah in die Hose gemacht. Es ist mir richtig schlecht geworden. Ich dachte bloß: Raus! Mach, daß du raus kommst! Wir sind ausgestiegen, und auf der anderen Seite der Heegerstraße habe ich ihm gesagt: ›Hier, hast du eine Mark! Mach, daß du wegkommst!‹ Dann ist er abgehaun.« Und bis zum heutigen Tage weiß man nicht, wer dieser Junge war.

Entweder traute er sich nicht, seinen Eltern die Geschichte zu er zählen, oder sie hielten es für besser, nichts bei der Polizei zu unternehmen. »Ich habe es mir überlegt, daß diese Methode an sich völliger Unsinn war. Ich habe gedacht: Jetzt spreche ich einfach einen Jungen an, auf der Kirmes oder bei uns auf der Straße, dann erzähle ich ihm irgend eine Geschichte, was da alles verborgen und vergraben wäre, und dann kommt er sicherlich freiwillig mit. Ein paar Wochen habe

ich versucht, einen Jungen anzusprechen, auf der Kirmes und auf dem Porscheplatz in Essen.

Und dann hat's geklappt, obwohl viele liefen weg und andere wollten nichts davon wissen. Die Kinder sind im allgemeinen doch vernünftiger, als man annimmt. Ich kam mir ein bißchen albern und komisch vor, kleine Jungen anzusprechen, aber ich wußte ja, was ich vorhatte. Ich habe es eben versucht und an einem Tag hat es doch geklappt.« »Nach der ersten Tat kam eine lange Pause. Ich hatte einen echten Schock gekriegt und habe mich ehrlich bemüht, davon loszukommen, aber nach ein paar Monaten, verhältnismäßig kurz nach d er Beichte, da kam es wieder, und ich habe wieder angefangen, zu suchen. Als ich wieder anfing, dachte ich, ich schaffte es nicht allein. Ich versuchte Axel und Viktor da mit reinzuziehen, aber das habe ich schnell wieder fallen lassen und habe alleine weiter gemacht. Ich habe gesucht, aber es hat lange nicht wieder geklappt — warum, weiß ich nicht. Das ist nun mal so. Manchmal hat es schon in der nächsten Woche wieder geklappt, aber es hätten dann auch vielleicht Jahre vorbeigehen können, wo es nicht klappen würde. Es war nicht so, als ob ich nun jahrelang aufgehört hätte. Das ist Unsinn. Ich war an sich jede Woche auf Tour.

Ich habe die Kinder nicht auf Anhieb angesprochen. Ich bin natürlich erst mal ein Stück hinter ihnen hergelaufen, um zu sehen, ob sie allein waren, ob sie nicht direkt um die Ecke wohnten. Das waren natürlich Dinge, die man beachten mußte, wenn es nun eben immer und immer wieder weitergehen sollte, daß es nicht der letzte Junge sein sollte, sondern nur einer von vielen. Da mußte man sehr darauf achten. Monatelang bin ich überhaupt nicht dazugekommen, einen Jungen regelrecht anzusprechen. Dann habe ich auch welche angesprochen, und sie liefen weg oder sagten: ›Du hast wohl einen Knall!‹ Das kam auch vor. Oder: ›Du willst mich entführen! Du willst mich umbringen!‹ Das kam auch vor. So dumm sind sie gar nicht.

Ich habe mich auch mal gescheut, die Jungen persönlich anzusprechen. Dann habe ich einen Zettel gemacht und ihn zu dem Jungen hingeworfen oder in die Hand gedrückt. Darauf stand: ›Wenn du heute so und so viel Geld verdienen willst, dann komm in fünf Minuten an die und die Ecke‹, so in dieser Art. Das habe ich oft und sehr lange gemacht, aber diese Methode ist eine völlige Pleite gewesen.

Detlef Düren habe ich oft zum Suchen mitgenommen, aber er hat mich sehr geärgert. Er verlor oft den Mut und versuchte das Ganze ins Lächerliche zu ziehen, und da ist auch nichts geworden. Da war der Teufel drin.

Ich habe mal einen Jungen schon gehabt, mit dem ich gesprochen hatte, der schon am Wanken war, aber da kam die große Schwester, und ich mußte weglaufen.

Ich habe auch an Zeitungsinserate gedacht, so: ›Balljunge gesucht für Kegelklub‹ oder so was. Solche Anzeigen stehen wirklich in der Zeitung. Anfang 1965 habe ich meinen Führerschein gemacht, und dann konnte ich Jungs mit dem Wagen suchen. Ich bin mit dem Wagen rumgefahren und habe überall gesucht, in Essen, Velbert, Neviges, Castrop-Rauxel, Bochum, überall in der Gegend, fast in dieser ganzen engeren Ruhrgebietsgegend, auch im Bergischen Land. Ich wollte zur Kirmes fahren, die Jungs da ansprechen und so eine Geschichte erzählen, daß ich Detektiv sei und diesen Bunker kenne usw., und sie dann mitnehmen und reinlocken und dann ...« »Im zweiten Fall, am 7. August 1965, habe ich den Jungen in Essen-Holsterhausen aufgenommen. Ich habe das immer als ganz besonders schlimm empfunden, weil der Junge nur durch Zufall da reingekommen ist. Ich habe das natürlich instinktiv sofort gemerkt, wie er mit einem Päckchen durch die Gegend lief. Er fragte diesen und jenen, und die Leute bemühten sich alle gar nicht sehr, um ihm zu helfen. Einer zeigte bloß auf die Polizeiwache. Ich hielt den Wagen an und stieg aus und dachte:

Mal gucken, ob er zur Wache geht. Da setzte er einen Fuß rein, und ich denke: Na —?

Er setzt den Fuß wieder raus und geht weiter, und dann nach vielleicht hundert Metern habe ich ihn dann angesprochen. Er humpelte. Er konnte nicht mehr richtig laufen. Ich habe den Jungen nicht direkt mit in die Höhle genommen. Ich habe irgendwo im Wald angehalten und habe den Jungen gezwungen, sich ganz nackt auszuziehen. Ich habe ihn dann gefesselt und vorne rechts im Wagen liegenbleiben lassen. Dann habe ich ihn in die Höhle reingetragen und da umgebracht. Das war Peter Fuchs. Insofern war der Kirmesplatz sehr, sehr in Ordnung, weil die Jungs da doch meistens alleine waren. Trotzdem hatte ich dort nicht solche Auswahl, wie ich gern gehabt hätte, weil die Jungs doch manchmal in Trauben da rumlaufen. Um einen Jungen allein zu finden, muß man sogar auf dem Kirmesplatz schon ziemlich suchen. Es ist alles nicht so einfach — Gott sei Dank, wird man heute sagen.« »Eine Woche später bin ich nach Velbert gefahren. Ich habe ein Plakat gesehen, daß in Velbert Kirmes wäre, und Samstag nach Feierabend im Geschäft bin ich hingefahren. Ich hatte noch ein paar Bestellungen im Wagen, die ich eigentlich hätte austragen müssen, aber das war mir egal.

Es ist traurig, daß ich in einer Woche schon wieder so weit war. Auf der Kirmes bin ich Auto-Scooter gefahren. Einen Jungen habe ich angesprochen, aber vom Mitfahren wollte er nichts wissen. Ich habe eine halbe Stunde gewartet. Und da stand der Junge, der Ulrich. Ich habe ihn gefragt, und er wollte mitfahren. Bestimmt eine Stunde sind wir da auf dem Kirmesplatz rumgefahren, überall, Geisterbahn, auch ›Allround‹ hieß ein Ding. Ich mag Kirmesplätze gern. Auch ohne alles war ich gern auf dem Kirmes platz. Ich wäre jeden Tag hingegangen, ich würde auch heute jeden Tag hingehen, wenn ich es könnte. Es ist sehr nett. Und dann habe ich das

Kind gefragt, ob es mitfahren wollte. Ich habe ihm irgendwas erzählt, ich hätte noch irgendwo etwas abzugeben, und da könnte er Geld für kriegen. Der Junge war an sich ein ganz besonders lieber, netter Junge. Er wollte gar kein Geld ha ben. Er sagte: ›Nein, Sie haben schon so viel für mich bezahlt, ich will kein Geld von Ihnen haben.‹ Er ist aber trotzdem mitgefahren. Unterwegs habe ich dann angehalten und ihm einen Fünfzigmarkschein in die Hand gedrückt. Ich habe ihn ihm in die Tasche geschoben. Er wollte ihn wirklich nicht haben.

Eine Sache ist eigentlich nicht zu fassen. Wenn der eine Junge eine Woche vorher in die Polizeiwache reingegangen wäre, wäre alles gut gewesen. Und wenn jetzt, beim dritten Fall, das Schloß an unserem Scheißauto nicht falsch herum eingesetzt gewesen wäre, wäre mir dieser Junge weggelaufen. Ich bin mit ihm auf einen Feldweg irgendwo angehalten. Als ich mich zu ihm rüberbeugte, wollte er zur Tür hin und den Hebel runterdrücken, aber das Tür schloß saß verkehrt drin. Er hätte den Griff nach oben drehen müssen, aber das konnte er nicht wissen. Da war es natürlich aus, da hatte ich ihn in der Hand. Der andere Junge war nur ängstlich gewesen, aber dieser wußte irgendwie, was los war. Ich weiß nicht wie, aber er wußte genau, was ihm blühte. Er hat nämlich geschrien: ›Ich hab's ja geahnt, ich hab's ja geahnt!‹ Dann habe ich ihn ausgezogen und gefesselt. Er jammerte, er müßte um sieben zu Hause sein. Ich wollte mit ihm zur Höhle fahren, aber vorher bin ich mit ihm auf einen Acker gefahren. Ich habe ihm gesagt: ›Ganz still jetzt! Drehe dich nach vorne!‹ Und dann habe ich einen schweren Hammer genommen und ihm von hinten auf den Kopf geschlagen. Zuerst schrie er ganz furchtbar laut, dann war er ab. Das war eine furchtbare Angelegenheit. Ich habe seinen Namen nicht einmal gekannt. Ich habe das aus der Zeitung erfahren. Ich nahm an, der Junge war schon gestorben. Ich bin mit ihm dann nach Langenberg gefahren, vor das

Scheißding, vor die Höhle. An dem Tag liefen da nun dauernd Leute. Ich mußte an der Höhle vorbeifahren, dann weiter in Richtung Langenberger Sender, auf dem Berg, eine Serpentinenstraße, wo Bauernhöfe stehen. Der Junge lag immer noch daneben. Er hat bald kein Blut mehr gehabt. Der ganze Boden vom Wagen war alles voll Blut.

Auf einmal fing das Getriebe an, zu brüllen. Es muß irgendwas da reingelaufen sein. Die Kupplung war durchgedreht. Er konnte nicht den Berg hoch weiterfahren. Ich mußte umdrehen und zurück. Das h a t mich natürlich ziemlich mitgenommen. Ich bin dann auf einen Parkplatz gefahren. Ich habe natürlich gedacht, daß der Junge tot war, nachdem er so viel Blut verloren hatte, aber auf einmal da am Parkplatz kam er wieder hoch. Da habe ich wieder drauflosgeschlagen, aber diesmal wirklich bloß aus Entsetzen. Er regte sich noch, aber dann war es natürlich aus.

Dann bin ich zum zweiten oder dritten Mal an der Höhle vorbeige fahren, und die Straße dort war endlich leer. Ich habe den Jungen da reingebracht. Ich war selber fix und fertig.«
»Das war Mitte August. Dann kam eine Pause bis zum nächsten Mal, einmal weil ich einige Wochen danach den Führerschein abgenommen bekam. Schließlich kam es darauf an, daß es irgendwann weitergehen mußte. Das war immer mein hauptsächlicher Gedanke. Und wenn es noch viele Jahre weitergehen kann, dann muß man natürlich mal ein paar Wochen Pause machen können. Diese Sache ist ja nicht so, als ob das eine Art unbedingter, unmittelbarer Zwang sei. Das ist natürlich völlig falsch. Aber es ist auch völlig falsch, zu sagen, daß es überhaupt kein Zwang sei. Das ist genau so falsch! Ein Zwang ist es trotzdem, nur verschieden stark kann er sein. Das ist etwas, womit man sich fast Tag für Tag beschäftigt und davon bedrängt fühlt. Ein Drang ist es wirklich. Es ist nicht, als wenn man sagt, also jetzt hast du gerade nichts zu tun, jetzt gehst du mal um die nächste Ecke und bringst mal einen

Menschen um. So einfach 167 ist das nicht. Das ist eben so ein Gefühl, das einen dahin treibt, und auf lange Sicht kannst du dieses Gefühl nicht sein lassen. Ich spürte eine Art Gefühl des Überganges vom normalen Zustand in einen nicht normalen Zustand. Wenn ich in diese Situation kam, habe ich gemerkt, daß dieser Trieb sich eben meldete. Daß sich was tut, daß es wieder kommt, das merkt man doch. Das ist eine gewisse Übergangsphase, wo man sich wirklich echt bedrängt fühlt, weil man dann Minuten hat, wo man versucht, das abzuwehren. Das war, als wenn ich eine lauwarme Suppe über mich hätte kommen lassen.

Emotional habe ich versucht, das abzuwehren, aber das war doch ziemlich aussichtslos.

Nach dem Bild in der Zeitung damals hatte ich wochenlang Angst vor Detlef Düren, daß er mir in Zukunft ähnliche Verbrechen unmöglich machen könnte, aber gleichzeitig hatte ich auch einen ziemlichen moralischen Kater. Das war aber nicht so wie nach der ersten Tat. Der große moralische Kater war diesmal kürzer. Wenn ich im nüchternen Zustand war und daran dachte, war ich natürlich ganz furchtbar traurig darüber, aber man kann auch das Furcht barste getan haben, man ist nicht in der Lage, jede Minute daran zu denken. Ich war aber doch wochenlang recht bedrückt. In diesen Wochen, wahrscheinlich gerade weil ich so einen ziemlichen moralischen Kater hatte, fing ich an, regelrecht in größerer Form zu saufen. Ich habe zwei Schnapsflaschen gekauft, eine im Auto versteckt und eine in meinem Bücherschrank, so daß ich immer eine zu trinken hätte. Ich war immer ein klein wenig benebelt. Wenn noch ein klein wenig Gewissen dabei ist, ist das recht schwer zu ertragen.

Sechs oder acht Wochen später bin ich dann den Führerschein wegen dieser Saufereien losgewesen. Dann konnte ich nicht mehr rumfahren, und weil mir diese Möglichkeit genommen war, war ich plötzlich ganz besonders

scharf. Das hat meinem Trieb eher Auftrieb gegeben. Ich konnte mich aber schlecht hinstellen und sagen : ›Wie könnt ihr nur, ich wollte noch so gerne ...‹ Dann ist mir ein Plan eingefallen, eine hirnverbrannte Idee, die aus lauter Verzweiflung geboren ist. Heute muß ich aber sagen, daß sie mir doch damals, in dieser Verzweiflung, sehr real vorkam. Ich wollte mir einen großen Schrankkoffer kaufen, Äther besorgen, und dann mit einem Taxi hinter den Jungen herfahren. In einer stillen Gasse wollte ich sie betäuben, dann in den Koffer rein, den Koffer in ein Taxi rein, dann an der Höhle ausladen und hoffen und beten, daß der Junge da noch betäubt wäre, und dann eben rein damit. Äther ist schwer zu bekommen, aber ich hatte meine Apotheke, wo ich ab und zu für Zaubertricks Chemikalien geholt hatte, und deswegen haben sie sich dabei am Anfing nichts gedacht. Aber nach dem dritten oder vierten Mal, als ich hinkam, hieß es schon: ›Wen wollen Sie denn damit betäuben?‹ Wenn ich einem Jungen hinter herlief, mußte ich mich mal in eine Ecke stellen und das Ding schon naß machen, und in der Zeit, wo ich hinter dem Jungen herlief, verdunstete schon die Hälfte. Es war an sich völlig blödsinnig, aber oft, sehr oft ist es bis zur unmittelbaren Vorbereitung gekommen. Ich habe die Fahrten immer direkt vom Geschäft aus gemacht. Die große Schwierigkeit war, daß ich den Koffer in der Höhle verstecken mußte. Ich habe das Geschäft samstags gegen vier Uhr verlassen. Meine Eltern haben angenommen, ich fahre nach Hause. Sie dachten, ich führe mit Straßenbahn und Bus. Sie haben nicht gewußt, ich fuhr mit einem Taxi, natürlich haben sie auch nicht gewußt, wieviel ich jede Woche aus der Kasse klaute, um die Taxifahrerei zu bezahlen. Mit dem Bus hätte die Fahrt etwa zweieinhalb Stunden gedauert, vielleicht drei.

Mittlerweile hatte ich meine verschiedenen Taxifirmen. Vom Geschäft bis zur Höhle mit einem Taxi brauchte ich

fünfunddreißig bis vierzig Minuten. Das kostete ungefähr zwanzig Mark.

In der Höhle war der Pappkoffer, ein Riesending. Zusammengelegt könnte man vielleicht sogar mich reinkriegen. Das Ding fiel überall auf! Ich habe aufgepaßt, daß keiner kam, und dann habe ich den Koffer rausgeholt. Dann in die Telefonzelle und ein anderes Taxi bestellt. Mit dem Koffer bin ich immer nur nach Hattingen gefahren, sonst wäre ich mit der Zeit nicht hingekommen. Hattingen lag ja nur etwa zehn Minuten von der Höhle weg, ich konnte also gegen 17 Uhr 10 da sein. In Hattingen bin ich ausgestiegen und auf Suche gegangen. Bis sechs oder halb sieben habe ich gesucht, aber das war eigentlich schon zu spät. Die Jungs gingen alle nach Hause . In einer Anoraktasche hatte ich die Ätherflasche und Wattebausch, in der anderen Tasche Fesseln und Kerzen. Ein Messer hatte ich in der Höhle. Ich habe geguckt, ob man ein Kind sah, und in den seltensten Fällen sah ich eins. Wenn ich eins sah, dann bin ich hinterhergetigert. Wenn ich meinte, daß ein Abschnitt kam, wo es besonders dunkel war, oder wo wir besonders allein waren, habe ich den Koffer in eine Ecke gestellt. Ich konnte mich ja nicht zu weit von dem Koffer entfernen. Heute finde ich das selbe r blödsinnig, aber ich habe es wenigstens versucht. Ich habe den Koffer hingestellt und bin dann ganz schnell hinterhergelaufen. Wenn der Junge zu weit ging, sagen wir mehr als hundert Meter, war natürlich alles aus. Da oben, wo ich ihn betäubt hätte, hätte ich ihn ja liegenlassen müssen. In der Praxis konnte das natürlich nie hinkommen, aber ich habe es zwischen zwanzig und dreißig Mal versucht, was wollen Sie machen ...

Einmal mit dem Koffer habe ich sogar wieder einen jungen gesehen, der sich tatsächlich verlaufen hatte. Das wäre natürlich das Opfer gewesen. Da kam eine liebe alte Frau: ›Ach, unser Kleiner, was hat er denn? Wo will er denn hin?‹ Da war natürlich auch das aus.« »Sonntags alle drei Wochen,

bestenfalls von etwa 15 Uhr bis 19 Uhr 30, haben meine Eltern darauf bestanden, daß ich immer mit ihnen entweder zu meiner Oma fuhr oder ins Hotel zum Kaffeetrinken. Eine Ausnahme war der Muttertag, die vierte Tat. Wenn wirklich mal eine Ausnahme war, dann ist wirklich etwas geschehen. Es ist komisch, aber so ist es ja meistens. Bei meiner Oma haben wir da rumgesessen. Mein Vater hat sich die Brille aufgesetzt und die *Bild-Zeitung* von der ganzen Woche gelesen, weil er in der Woche nicht dazu kam. Meine Mutter hat sich an den Tisch gesetzt und hat sich mit meiner Oma unterhalten. Ich habe seitlich vorn auf dem Bett gelegen und Löcher in die Wand oder in die Decke gestarrt. Ich hatte auch natürlich nichts zu sagen. Bei Verwandten war nur meine Mutter am Reden, sonst hatte sowieso niemand mehr etwas zu sagen.

Montags hatte ich von 17 bis etwa 19 Uhr 30 frei. Dienstags war gar keine Möglichkeit, da war ich bis abends im Geschäft. Mittwochs konnte ich zwischen 15 und 16 Uhr vom Geschäft weg. Ich sollte mich dann nach zweieinhalb Stunden ›Busfahrt‹ zu Hause melden, dann durfte ich offiziell noch in der Siedlung ein bißchen raus. Mittwochs blieb meine Mutter zu Hause. Ich mußte ja essen, sonst hätte ich ja niemals raus gedurft, das war nicht drin. Freitags war Berufsschule bis 13 Uhr 30. Damals hatte ich noch kein Geld für ein Taxi und mußte noch wirklich mit dem Bus nach Hause fahren, so daß ich nur eine viertel oder halbe Stunde zum Suchen hatte. Samstags hatte ich den Nachmittag. Wenn es zufällig geklappt hätte, hätte ich mich an die Pünktlichkeit nicht so daran haken müssen, dann und nur dann konnte ich mit Ausreden die Zeit überziehen. Bevor diese ganzen Dinge geschahen, bin ich doch recht lieb gewesen und habe selten Gelegenheit gehabt, Ausreden zu brauchen. In den fahren der Taten war das natürlich ein Thema bei uns zu Hause, ›Der Jürgen schwindelt!‹ - aber vorher als kleinerer Junge nicht.

Es kam auch nicht oft vor, daß ich die Zeit überzog. Im allgemeinen war ich sehr brav, trotz allem. Aber ab und zu kam es natürlich mal vor, und dann habe ich großen Ärger gekriegt. Ich habe gesagt, ich sei im Kino gewesen, oder der Bus sei kaputt gewesen, oder so etwas. Sie haben es selten geglaubt, aber sie konnten es an sich auch selten widerlegen. Es gab eine Mißstimmung, das ist klar, aber die Mißstimmung konnte nicht viel schlimmer sein als sie sowieso war. Ob sie nun neunundneunzigmal brüllen oder hundert, das berührt den Jungen dann weniger. Wir haben keinerlei Verhältnis zueinander gehabt, alle drei nicht. Da war ein Hauch von Eis zu Hause bei uns. Sonntag morgens saßen wir am Kaffeetisch wie drei kleine Generale mit einem Stock im Kreuz, und der kleine Achtzehn- oder Neunzehnjährige sollte selbstverständlich möglichst kein Wort mitreden. Die beiden unterhielten sich allenfalls mal, und dann: ›Halt's Maul!‹ In die Wolle gekriegt haben sie sich jedesmal. Insbesondere mein Vater hat mich kaum innerhalb von zwanzig Jahren etwas gefragt, so wie zwischen Vater und Kind. Nein, wenn er zu mir sprach, war das irgend etwas, das ich falsch gemacht hatte. Er redete sowieso nur über Arbeit.

In der Zeit habe ich wirklich viel gesoffen, wenn ich aber richtig betrunken war, merkte das kein Mensch. Wenn ich aber mal ein Glas Bier trank, bevor ich zu Hause reinkam, ging das Theater schon wieder los. Von meiner Mutter aus durfte ich kein einziges Glas Bier trinken, da war eben das Geschrei da. Ich sagte, ich hätte nur ein Glas Bier getrunken, aber sie sagte: ›Vollgesoffen hast du dich!‹ Bei diesen Gelegenheiten wollte sie mich züchtigen, egal ob ich siebzehn, achtzehn oder neunzehn war. Da ging sie auf mich mit den Fäusten los. Gerade weil ich ein lieber Junge war, hätte ich natürlich nie gewagt, auch niemals im Traum gedacht, mich gegen meine Mutter ernstlich zu wehren in dem Sinne, daß ich zurückgeschlagen hätte. Aber mit achtzehn oder neunzehn habe

ich gewagt, ihre Hände festzuhalten. Dann geriet sie außer Rand und Band. Sie ging ins Schlafzimmer rein und warf sich aufs Bett, und dann ging das Gebrüll los, wofür man sein Leben lang geopfert habe und so. Aber wenn ich wirklich bedusselt war, ist es mir kein einziges Mal passiert, daß sie das tatsächlich merkte. Daß ich am nächsten Tag kotzte, das haben sie auf andere Dinge zurückgeführt. Im letzten Jahr vor meiner Verhaftung gab es am ersten Mittwoch im Monat die Sitzung vom Magischen Zirkel. Die letzten Male bin ich gar nicht hingegangen. Stattdessen bin ich mit dem Auto auf Suche gefahren, obwohl es schon abends war. Da hatte ich so lange Zeit, von etwa 18 bis 24 Uhr. Das war natürlich irgendwie blödsinnig; spätestens um acht waren die Kinder meistens von der Straße weg, aber ich habe es wenigstens versucht. Es wird sich dumm anhören, aber ich hielt es für meine Pflicht.

Nachdem ich die Koffermethode fallenließ, habe ich mich ganz auf Taxifahrten beschränkt. So wie ich vorher mit dem Auto fuhr, jetzt machte ich Taxifahrten nach einer bestimmten Stadt. Das war mal Bochum, mal Essen, mal Neviges, mal Velbert usw. Es war mir bewußt, daß die Fahrt zurück zur Höhle in einem anderen Taxi sehr gefährlich war, aber ich habe das in Kauf genommen. Insgesamt habe ich vielleicht hundert Jungen angesprochen, und in vielen Fällen bin ich hinterher gewesen. Meistens wehrten sie ab, oder sie liefen weg.

Was in der Höhle geschah, daran kann ich mich heute teilweise nicht so genau erinnern. Es hat sich herausgestellt, daß ich im zweiten Fall den Ort in der Höhle verwechselte oder vergaß. Mit dem Beriechen des Fleisches war das nicht so bedeutungsvoll in der extremen Form, wie es im ersten Urteil dargestellt wird, aber mit dem Befühlen ist es schon richtig, das in der Hand zu haben vor allen Dingen. So gerne habe ich den Gestank in der Metzgerei nicht gehabt. Ich würde das Riechen und das Befühlen als eine Art sexuelle Machtlust bezeichnen. Es hatte viel mit Sexualität und auch viel mit bösartiger

Machtübung zu tun. Ich war irgendwie ›der König‹, oder so ähnlich. Andere Einzelheiten in meinen Phantasien sind erst im Laufe der Zeit dazugekommen, aber der Gedanke, den Darm rauszureißen, war schon ziemlich früh da. Warum, weiß ich nicht. Das hatte mit Sadismus zu tun, mit Quälen, aber der Sinn war natürlich verloren, da das Kind ja schon tot war. Das war natürlich nicht so, wie ich es gewünscht hätte, aber es mußte eben noch sein, wahrscheinlich dieser sexuellen Machtlust wegen. Die möglichst vollständige Zerstörung des Körpers spielte auch eine große Rolle. Es sollte alles kaputt sein. Am meisten in Ekstase geraten bin ich beim letzten Mal, wie das alles noch warm war und dampfte. Das war unwahrscheinlich.

Man hat mich immer wieder gefragt, ob ich das auch in dieser Form gemacht hätte, wenn ich kein Metzger gewesen wäre. Ich kann nur sagen, ich hätte es in dieser fachlichen Form nicht gemacht, aber es wäre genau so geworden. Man hat mich auch gefragt, ob ich Anatomie- oder Pathologiegehilfe hätte werden mögen. Ich bin mir da nicht sicher, es sind so wenige Kinder da und so. Weil meine Sache so altersbezogen, so eng umgrenzt ist, glaube ich nicht, daß mir das besonders etwas gesagt hätte.

Beim Ausziehen der Kinder habe ich die Kleider vom Körper runtergerissen. Auch die Kleidungsstücke sollten kaputtgehen. Beim dritten Fall habe ich im ersten Prozeß gesagt, es stimmte, daß ich neben dem toten Kind onaniert hätte, aber mit Vorbehalt habe ich das alles gesagt. Schon damals wußte ich das nicht mehr so richtig. Ich habe die Hose nur runtergelassen. Nur einmal, im Fall Frese, habe ich mich selbst ganz ausgezogen. Ich weiß heute vieles nicht mehr, aber ich weiß doch, es ist mir niemals gelungen, einen Afterverkehr auszuführen. Als ich die Leiche nach der zweiten Tat wieder sah, habe ich mich vor den Verwesungserscheinungen geekelt, vor den Maden, und was da alles krabbelte. Das war nur auf die Bauchhöhle beschränkt. Die Rückseite, das Gesäß und der

Rücken, die Beine auch, waren alles völlig unversehrt. Ich habe die Leiche dann nach hinten überschlagen, und das hat mich doch trotz allem etwas erregt. Das Kind hatte einen ausgesprochen schönen Körper. Hinterher, als ich ihn in der Grube liegen hatte, habe ich mit der Schippe die Stellung ein bißchen verändert und mich daran gefreut, wie schön das eben aussah. Natürlich habe ich immer darauf geachtet, daß ich die kaputte Seite nicht zu scheu bekam. Ich habe mir vorbestellt, er wäre ganz.

Und dann habe ich die Schippe genommen und immer darauf geschlagen, viele, viele Male, auch einmal oben am Hals. Gerade das hat ungeheure Freude gemacht.

Wenn eine Leiche da lag und am Verwesen war und ich das sah, war das nicht angenehm, aber wenn ich nicht hinzusehen brauchte, dann war es ganz angenehm. Wenn es vergraben war und wenn ich mich an meine Taten erinnerte und auch daran dachte, daß neue Taten wieder kommen sollten, dann war mir das angenehm. Mein Rechtsanwalt hat mich gefragt, ob mir ein Parfüm mit diesem Geruch angenehm wäre. Wenn ich wüßte, daß das von irgendwelchen erwachsenen Leuten wäre, dann wäre mir das weitaus weniger angenehm. Und eins müssen Sie verstehen: unter Parfüm versteht man, daß man sich damit bespritzt. Daran habe ich überhaupt nicht gedacht.«
»Am Tag, wo ich Manfred Graßmann fand, habe ich mit ihm absichtlich mein Lieblingsgetränk, Asbach mit Cola, nicht bestellt, damit das nicht vielleicht später auffallen würde. Als wir zur Höhle fuhren, habe ich den Taxifahrer genau erkannt, aber mittlerweile war ich so weit davon beherrscht, daß ich wirklich im Ernst gar nicht mehr hätte zurückgekonnt. Der Trieb war doch so stark, daß ich, wenn es hart auf hart kam, eben doch nicht aufhören konnte. Wenn ich wirklich mal einen richtig hatte, dann war es schlecht, aufzuhören. Das eine, nämlich meine allgemeine Vorsicht, verträgt sich schlecht mit dem anderen, aber es ist beides vorhanden gewesen.

Im Fall Frese bin ich mit ihm von Wuppertal zur Höhle gefahren, und unterwegs ist uns der Wagen von unserem Nachbar Herrn Jorek entgegengekommen. Er saß selber am Steuer, und ich war überzeugt, er hatte mich erkannt. Ich hatte vorher meine Vorsichtsmaßregeln und alles mögliche beachtet, aber zu dem Zeitpunkt war es mir nicht mehr möglich, das zu lassen. Wenn ich schon mit dem Jungen im Auto war, dann war das eben vorbei. Ich kann nicht sagen, ich hatte den Wunsch, gefaßt zu werden. Man hat mich ausgelacht, aber es stimmt, wenn ich sage, unterschwellig habe ich immer gedacht, es wäre eigentlich doch das Beste. Mit einem bißchen Verstand erkennt man das als unterschwelligen Wunsch. Das war mir an sich klar, daß das das Beste gewesen wäre, aber aufgrund der eigenen Persönlichkeit hat man nicht so sehr den Mut dazu. Auch wenn alles, was ich machte, nicht strafrechtlich geahndet wäre, hätte ich auch diese unterschwellige Idee gehabt, daß das irgendwie mal enden mußte, allein von dem persönlichen Sinn, den man für Recht und Unrecht, für richtig und für falsch, für gut und böse hat.

Die ganzen konkreten, detaillierten Aussagen zum Fall Graßmann habe ich erst während des ersten Prozesses gemacht, aber das hat mehrere Gründe. Einmal haben mich diese Sachen bedrückt. Wenn man etwas verschwiegen hat, was besonders schlimm ist, dann will man doch alles sagen. Es drängt natürlich heraus. Auf der anderen Seite habe ich mich immer im Hintergrund ein klein wenig doch für krank gehalten, und ich will ehrlich sagen, das war ein Grund, warum ich auspackte, denn ich habe mir selber gedacht, das ist so schlimm, das kann einfach nicht ›normal‹ sein. Ich habe gedacht, natürlich werden sie alle ganz furchtbar entsetzt sein, aber letzten Endes werden sie es vielleicht auch einsehen und werden vielleicht versuchen, dir zu helfen. Ich dachte, wenn du wirklich krank bist, dann hättest du vielleicht sogar ein kleines Anrecht dazu. Aber das war nicht der Grund, das lag wirklich

auf dem Gewissen. Schon vor dem ersten Prozeß, während der Untersuchung, war ich recht nah daran, der Polizei oder vielleicht den Gutachtern alles zu erzählen, aber diese Leute hatten nicht den geringsten Tiefgang. Sie haben alle sehr viel mit mir geredet und waren alle sehr nett, aber ernstliche Motive aufzuspüren, daran hatten sie nicht das geringste Interesse. Ich kann es nicht anders sagen, sie haben sich alle ein wenig staatsanwältisch verhalten. Und als Angeklagter ist man natürlich ein wenig zurückhaltend. Sie fanden es interessant, daß ich bei einem Fall den Wecker stellte, daß ich hinterher auf einen bestimmten Fünfzigmarkschein achtete, daß ich abrechnen konnte, wieviel Geld Viktor tatsächlich von mir bekam, und ob ich fünf -zehnmal oder nun sechzehnmal mit dem Düren war. Das war für mich nicht so, wie ich mir Fachleute vorgestellt hatte. Das war für mich damals unglaublich oberflächlich. Unter Tiefgang verstehe ich, daß man versucht, tiefere Gründe zu verstehen, zu begreifen, denn ich meine, es muß tiefere Gründe geben. Es geht doch gar nicht anders. Und darum haben sie sich nicht im geringsten bemüht! In der Höhle haben sie auch all diese Wattebäusche gefunden und haben mich gefragt: ›Hast du sie vielleicht gebraucht, um die Jungen zu betäuben, damit sie nicht so viel Schmerzen hatten?‹ - ›Ja, natürlich‹, habe ich gesagt. Nach diesen Rettungsankern habe ich immer gegriffen, um es nicht so schlimm zu machen, wie es in Wirklichkeit war.

Dadurch kamen viele sogenannte Lügen darein. Das war aber nicht böse gemeint. Ich bin mit der Zeit immer ehrlicher geworden, bis ich zum Schluß ganz ehrlich war.

Da war einer von der Wuppertaler Staatsanwaltschaft gekommen. Er legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: ›Ja, mein Junge, man muß eben alles sagen! Nur so kann man dir helfen.‹ Das ist wörtlich wiedergegeben. So ein Angeklagter läßt sich natürlich davon immer ein wenig beeindrucken. Verdammt noch mal, sie sollten doch

wenigstens ehrlich gewesen sein! So etwas dürfen sie nicht sagen, wenn sie wirklich im Hinterkopf doch genau wissen: ›Wir wollen einen Scheißdreck tun, nur auf keinen Fall helfen!‹« »Peter Frese war finfzehn Jahre alt. Als Blonder war er an sich nicht mein Typ. Es war sicher ein wenig der Not gehorchend. Ich mußte damit rechnen, daß er mir vielleicht ein paar knallen würde. Was ich aber vorher nicht wissen konnte, der Junge war derart ängstlich, zu keiner Sekunde hätte er Gegenwehr geleistet. Er hat sich nur der artig gut abgedeckt, daß ich dadurch allein schon in Raserei und Wut kam, so daß ich ihm hinterherrief: ›So, du Arschloch, nun wehr dich doch endlich mal!‹ Aber er sagte: ›Nein, nein!‹ In dem Moment wäre es mir sehr lieb gewesen, wenn der Junge sich gewehrt hätte, obwohl die Hilflosigkeit der Kinder im allgemeinen für mich ein Anreiz war. Aber ich war ehrlich überzeugt, daß der Junge keinerlei Chancen gegen mich gehabt hätte.

Frese habe ich versucht zu küssen, aber das gehörte zu keinerlei Plan. Das kam irgendwie aus der Situation heraus. Ich weiß nicht wie, von Sekunde zu Sekunde war der Wunsch da. Ich dachte, daß das zwischendurch mal ganz toll wäre. Das war für mich etwas Neues. Viktor und Detlef hatte ich niemals geküßt. Wenn ich heute sage, er wollte geküßt werden, würde mir jeder sagen: ›Du Schwein, das kann dir sonst wer glauben!‹ - aber das ist tatsächlich wahr. Es ist meiner Ansicht nach bloß dadurch erklärbar, daß ich ihn vorher so furchtbar geschlagen hatte. Wenn ich mal versuchte, mich in seine Lage zu versetzen, kann ich mir nur vorstellen, daß es für ihn einzig und allein darauf ankam, was schlimmer war, was weher tat. Ich meine, geküßt zu werden von jemandem, der mir abscheulich ist, ist mir immer noch lieber, als wenn derjenige mir von hinten eins in die Hoden tritt. Aus dem Sinn ist das erklärlich. Aber damals war ich etwas verblüfft. Er sagte: ›Weiter! Weiter!‹ Dann habe ich schließlich weitergemacht. Es wird richtig sein, daß es ihm allein darauf ankam, was nun

leichter zu ertragen war. Ich mußte ihn festgebunden da in der Höhle lassen, um pünktlich zu Hause zu sein. Als ich später in die Höhle zurückkam und sah, daß er weg war, war das ein ganz unglaublich enttäuschendes Gefühl. Minutenlang habe ich wie angewurzelt gestanden. Ich habe immer bloß gedacht, das kann doch nicht wahr sein. Ich habe ziemlich logisch nachdenken können. Minutenlang habe ich das Gefühl gehabt, da müßte doch nun eigentlich ein Wunder geschehen, daß er wieder zurückkäme. Später habe ich natürlich auch daran gedacht: Was ist nun, was wird er machen? Ist er vielleicht sofort zur Polizei gegangen? Aber als ich da in der Höhle stand, spürte ich vor allem eine riesige, ratlose Enttäuschung. Dieser Vorfall war an einem Samstag. Montag bin ich schon nach Mülheim auf Suche gegangen. Da habe ich zwei Jungs zusammen angesprochen. Ich wollte nur einen mitnehmen, aber sie sagten: ›Wenn wir schon mitgehen, dann gehen wir zu zweit mit.‹ Die waren beide etwa zehn Jahre alt. Ich habe ihnen gesagt: ›Hier hat erst mal jeder von euch zwei Mark. Überlegt es euch noch mal, und ich komme gleich wieder. Wenn dann einer von euch mitgeht, bekommt er zwanzig Mark. Die könnt ihr euch dann teilen.‹ Ich bin ein Stück weggegangen und wieder zurückgekommen, und sie sagten, sie wären mit zwei Mark schon zufrieden. Am Dienstag haben sie mich festgenommen.« »Ganz am Anfang, wo ich mit der Onanie begann, gab es noch in meiner Phantasie kein Töten, ich glaube es zumindest nicht, aber es ging dann sehr, sehr schnell. Ich glaube, innerhalb von ein paar Wochen oder Monaten war das Töten auf einmal dabei. Was ich mir vorgestellt habe? Da ist keine Detail -Schilderung nötig. Ich habe mir genau das vorgestellt, was ich später getan habe. Das fing an mit dem Körper eines schönen Kindes, dann das Ansprechen und Mitnehmen des Jungen, dann hinein in den Bunker, dann das Quälen, Schneiden (das praktisch von Anfang an dabei war) und das Schreien des Kindes und das Töten.

Das war alles, aber ich habe es mit der Zeit immer mehr in die Länge gezogen, so daß das, was mit vierzehn jähren Minuten dauerte, mit achtzehn und neunzehn Jahren plötzlich, na so plötzlich auch wieder nicht, also nach und nach, dann Stunden dauerte, bis etwa zur halben Nacht. Die Phantasien waren stets nur solche, die mit den Taten zu tun hatten.

Mit ›Männlichkeit‹ hat das Onanieren wohl nicht viel zu tun. Es hatte für mich allerdings mit schwachem Charakter und vor allem mit Sünde zu tun, wie wir es ja auch immer gehört haben. Daß die, die so was tun, alle Verbrecher wurden und so, das sagten sie in der Religionsstunde. Am schlimmsten war für mich wohl die Häufung de r Onanie bei mir. Das wuchs mir in kurzer Zeit völlig über den Kopf, so daß ich da kaum was dran machen konnte. Das wurde zur Qual, zur Pein. Ich war oft so fertig, daß ich mir gesagt habe: ›Nein! Nein!‹, und dann lag ich im Bett und hielt die Hände ›vor mir selbst‹ auf dem Rücken versteckt. Das half nichts. Da wälzte ich mich, ohne schlafen zu können, immer von einer Seite auf die andere, und auf die Dauer ging das aber doch nicht, so daß ich dann doch wieder onaniert habe.

Damals in Marienhausen war ich nahezu überzeugt, daß das alles schlecht und Sauerei und Sünde und so wäre. Heute glaube ich, daß es ein Fehler, ein großer, war, daß ich in dem Alter niemals so etwas getan habe, was andere Jungs in dem Alter auch tun. Ich hatte, als ich im Gerichtssaal hörte, daß der Dieter in Marienhausen mit einem anderen jungen onaniert hat, da habe ich einen ganz großen innerlichen Wutanfall gehabt: Warum haben wir beide damals nicht so etwas tun können! Ach, ich habe mich furchtbar geärgert, weil ich damals so gerne mit ihm so was mal gemacht hätte.« Eine meiner Fragen lautete: »In welchem Alter und wo kam es zum ersten Verkehr mit einem Partner, bei dem beide Orgasmus erlebten?« Jürgen antwortete: »Überhaupt nicht, also nie. Zumindest nicht, noch nicht einmal annähernd, gleichzeitig. Zuerst? Das war wohl mit

dem Lehrling Düren. Ich habe da keine Erinnerung daran. Ich glaube, das war im Keller für Sägespäne. Ich hatte ihm., wie meist, Geld gegeben, und es fing so an. Ich hatte bei ihm an den anderen Dingen auch kein Interesse. Er war ja kein Kind mehr, und außerdem gar nicht mein ›Typ‹. Es ging nur da um eine bloße sexuelle Befriedigung. Das Dumme ist nur, so besonders befriedigend war all das gar nicht. Nun ja, eine gewisse Befriedigung war es, aber wie man so sagt, nichts Halbes und nichts Ganzes. Warum dann? Weil wir Menschen nun mal so blöd sind und glauben, eine halbe Befriedigung sei immer noch besser als gar keine. Wenn ich mich (es war selten genug, und auch wohl nicht so stark wie der Trieb zu Kindern hin) einmal ›rein homosexuell‹ betätigte, dann war es mir durchaus lieber, wenn der Partner sich nicht regungslos verhielt, er konnte ruhig aktiv, auch ›zärtlich‹ sein. Auf der anderen Seite, wenn ich dem wirklichen Trieb nachging, ihm verfallen war, mit Kindern also, da war es mir am liebsten, wenn der Gegner (ich kann es mit Worten nicht anders ausdrücken, obwohl es nicht ganz zutrifft, dies Wort) völlig wehrlos war. Da war etwas in der Art wie Geschlechtsverkehr dabei. Es gehörte auch dazu. Mir war die Hauptsache da die Wehrlosigkeit und der Sexual-Sadismus. Das ist vielleicht das richtige Wort. Der Gegner sollte sich nicht wehren. Das war das besonders Teuflische daran. Zwar habe ich, wenn ich Fotos z. B. von Jungen gesehen habe, oft onaniert. Auch bei den Taten selbst habe ich oft onaniert. Aber das ist es ja: oft, aber weitaus nicht immer! Zum Beispiel im Fall des kleinen Axel, da habe ich, so weit ich weiß, nie onaniert. Wahrscheinlich habe ich die Gedankenverbindung, die für Sie und alle anderen selbstverständlich ist, während dieser ganzen Jahre nicht voll begriffen, oder oft in entscheidenden Momenten einfach vergessen, nämlich: Erregung, also Onanieren -- Schluß. Sicher, daß es zu Hause im Bett, wenn ich allein war, so mit Onanieren war, das wußte ich, aber daß es bei den Verbrechen

auch so sein könnte, darüber habe ich nie ernsthaft nachgedacht. Dazu kam, daß für meinen Trieb die sexuelle Befriedigung durch Sadismus weitaus ›schöner‹ war, weitaus erregender war, als etwa Onanieren. Infolgedessen hat das Onanieren eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle gespielt in dem eigentlichen Geschehen. Daher kam es auch, daß ich, wenn ich jemanden verfolgte oder gar hatte und ihn beobachtete, an den Sadismus, ans Quälen vor allem, dachte, und, obwohl ich durchaus ein ›steifes Glied‹, wie man so sagt, hatte, kaum ans Onanieren dachte, oder jedenfalls weit weniger. Dazu kommt noch, daß es völlig lächerlich ist, anzunehmen, die sexuellsadistische Lust sei, ist erst einmal onaniert, ebenfalls vorbei. Ich halte das, weil ich nun mal Erfahrung, leider, darin habe, für eine oberflächliche, kindliche, ja kindische Annahme! Wenn Sie meine infantile Meinung dazu hören wollen: Es ist ja auch selbstverständlich, daß Sadismus (meiner Ansicht nach nichts anderes als verdrängte Sexualität) viel länger anhält, somit auch die ›Luft‹, als etwa der vergleichsweise läppische Drang zum Onanieren. Denn ist es nicht ein Unterschied, ob Sie eine Badewanne voll Wasser laufen lassen (Onanieren) oder eine ganze Talsperre (Sadismus)? Weil ja alles aufgestaut ist, der Drang zum Onanieren, aber auch der Drang zur Sexualität, die also keinen normalen Weg fand. Nur, was wurde wie lange aufgestaut: Onanieren: Tagelang aufgestaute Sexualität. Sadismus: Jahrelang aufgestaute Sexualität!

Meine Frage: Welcher Trieb ist stärker, welcher ist leichter zu bändigen? Und ich habe es bei den Taten ja auch zu spüren bekommen. Ich habe ja verschiedentlich onaniert, aber wer nun meint, na ja, dann wäre ich ja ›befriedigt‹ gewesen, der irrt sich gewaltig. Nichts, aber auch gar nichts, hat es bei den Taten geholfen, wo der Sadismus die Hauptrolle spielte. Für mich war das Onanieren ja schließlich (im Bett) in diesen Fällen beim Phantasieren nur eine Not-Ersatzhandlung. Die meisten

Fragen über die Taten und den ›Orgasmus‹ *kann* ich heute gar nicht mehr beantworten. So vor ein paar Jahren, 1967-68, hätte ich sie wahrscheinlich noch beantworten können, aber heute weiß ich die meisten Einzelheiten schon nicht mehr. Fragen Sie mich nicht, wieso. Ich kann es nicht genau sagen. Vielleicht ›verdränge‹ ich mit der Zeit die Einzelheiten? Nun, mir soll es nur lieb sein.

Also: Daß ich bei den Taten onaniert habe, weiß ich noch, aber nicht mehr, wann. Ich glaube aber, daß ich dabei so eine Art ›gedämpften‹ Orgasmus hatte, einfach schon darum, weil ich durch die ständige sexuelle Lust genauso ständig die bewußte ›Flüssigkeit‹ verlor, ›einfach so‹. Ich hatte ja oft gemerkt, daß meine Hose naß war, also da tat sich ›laufend‹ etwas. Daraus schließe ich (auch aus der Erinnerung glaube ich es noch zu wissen): Da ich zum Zeitpunkt, als ich onanierte, stets schon Flüssigkeit verloren hatte, einige, kann der Orgasmus nicht besonders groß gewesen sein. Ist das richtig? Ach, hol mich der Teufel, ich weiß es auch nicht. Vielleicht habe ich auch deswegen meist auf das Onanieren verzichtet, unbewußt, um die Tat möglichst lange hinzuziehen?

Mag sein oder auch nicht. Jedenfalls kann ich für Dinge, die ich zu der Zeit rein instinktiv gemacht habe, keine *logische* Erklärung geben. Fast möchte ich sagen, selbstverständlicherweise. Nun aber weg vom Onanieren. Während der ganzen Tatzeiten, der eigentlichen, also vom Ausziehen der Opfer bis zum Zerschneiden der Leichen, habe ich eine ganz unglaubliche Lust empfunden! Das war so stark, also viel hätte das Onanieren da auch nicht mehr steigern können. Aber einen Höhepunkt à la Lehrbuch, so mit Bewußtseinstrübung und Bewegungslosigkeit und dergleichen -nein, nein, so war es überhaupt nie. Aber habe ich es angestrebt? Wohl nicht, denn meiner Ansicht nach hatte ich während der Taten durch die derart große sexuelle Befriedigung, die Lust, einen einzigen, stundenlangen

Orgasmus. Das sollte, von der Vorstellung und vom Trieb her, auch so lange dauern, all das beinhaltend, was ich dann ja auch tat.

Der Nachteil (so empfand ich es jedenfalls): Der vom Trieb Gelenkte bekommt nie genug. Auch lange genug ist es nie. Das ist recht furchtbar. Wenn all das nur irgendwann mal zu Ende ist, für immer, werde ich Gott danken.

Einen Orgasmus, wie Sie ihn verstehen und beschreiben, habe ich bei den Taten *nie* erlebt. Anders beim Phantasieren im Bett; da war jedesmal zum Abschluß ein Orgasmus dabei. (Beim Phantasieren etwa ein Abschluß, meist beim ›Töten‹ oder ›Zerschneiden‹ des fiktiven Opfers.) Was für mich folgendes bedeutet: Der Orgasmus beim Phantasieren war gewissermaßen nur ein ›Ersatz‹. Denn: Weil bei der eigentlichen Tat, der richtigen Tat, kein Orgasmus stattfand, war er mir *da* scheinbar nicht wichtig, weil ich ja die ganze Tat als eine Art ungeheuer in die Länge gezogenen Orgasmus betrachtete. Die Freude am Sadismus ist ja (schweres Atmen, starkes Lustgefühl) dem Orgasmus durchaus ähnlich. Ich halte beide sogar für ›verwandt‹, den Empfindungen nach.

›Wann‹ genau ich onaniert habe bei den Taten, das weiß ich nicht mehr. Auch habe ich Ihnen noch nicht gesagt: Wenn ich bei den fünf Taten *dreimal* onaniert habe, dann ist das schon viel. Ich habe meiner Erinnerung nach gar nicht bei jeder Tat onaniert. Bei welcher ja, und bei welcher nein? Auch das weiß ich heute nicht mehr. Nur eines kann ich genau sagen: Wenn ich bei den ersten vier Taten onaniert habe, so war das zu einem Zeitpunkt, als das Opfer schon tot (und ganz oder teilweise zerteilt) war. Anders im Fall Frese: Dort habe ich, als der Junge nackt neben mir stand, kurz angefangen zu onanieren, dann habe ich gedacht, es wäre sehr gut, es erst mal bei ihm zu machen. Ich habe ein bißchen an ihm herumgefummelt, aber es tat sich nichts. Da wurde ich

ziemlich wild und habe ihn angeschrien: ›Kriegst du keinen hoch?‹ Er sagte was von ›Geht nicht‹.

Scheinbar konnte ich da gar nicht klar denken, nicht mehr *logisch* denken, denn wer Todesangst hat, der ist natürlich zu einer Erektion gar nicht fähig. Ich wurde damals *nicht* noch wilder, ich fummelte, glaube ich, noch ein wenig (Sekunden nur) an mir herum, aber dann schlug ich wie von Anfang an weiter auf den Jungen ein und so, nicht aus Wut wegen dessen Versagen, denn zwar wäre es schön gewesen mit Onanieren an ihm, aber viel wichtiger war das große Quälen, die anderen Sachen dagegen doch Nebensachen und Kleinigkeiten.

Nach dem ersten Urteil ist der ganze Trieb eine Zeitlang verschwunden — *alles*, nicht etwa nur der Sexualtrieb als solcher, nicht nur die Phantasien vom Quälen und Töten, alles insgesamt war lange Zeit *völlig* verschwunden, und das war eine wahre Wohltat. Das fing an mit dem Abend der Urteilsverkündung, wo ich den ersten Erstickungsanfall hatte. Mit einem Schlag war da Schluß. Bis zum Urteil ist der Trieb, auch die schlimmen Phantasien, genauso schlimm wie stets gewesen, wahrscheinlich eher noch stärker, weil es sich noch immer weiter und länger hinzog, die Phantasien usw. Ein gutes Foto genügte schon, um mich ganz schwer aufzuregen. Vor meiner Verhaftung, wenn dieser große Stau, dieser Trieb, rapide abgeklungen war, hatte ich natürlich, auch wenn keine Tat war, auch wenn es bloß Phantasie war, doch immer die große Ernüchterung usw.; das Gewissen und alles, das ist dann immer in derselben Sekunde zum Vorschein gekommen. Ich habe schon mal zweimal, auch dreimal in einer N acht onaniert. Wenn das nicht ab klingen wollte, dann machte ich einfach weiter. Es kam immer die Katerstimmung auf danach. Ich habe es nicht verhindern können, daß das praktisch jeden Abend kam. Danach war ich immer ganz fertig, und das Gewissen meldete s ich, aber erst danach, also wenn die sexuelle Erregung nicht mehr da war. Danach phantasierte ich, diesmal

aus freien Willen, das genaue Gegenteil, aus einem Schuldgefühl (das sicherlich berechtigt war) heraus. Ich träumte dann davon, einen Beruf zu haben, wo ich Kinder pflegen und ihnen helfen würde. Ich rollte oft eine Decke zusammen; die war dann das Kind, und ich drückte es an mich, jetzt allerdings ohne jegliches sexuelle Gefühl. Das war dann wie eine Erlösung und eine Wohltat. Das war dann eben irgendein Kind für mich, aber nicht im sexuellen Sinne, sondern eine Art Wiedergutmachung, eine lächerliche, aber ich habe so Scheingespräche mit diesem Kind geführt.

Es waren meistens Jungen, aber das kam wahrscheinlich vom Gewissen her. Ich habe richtige Gespräche mit dem Kind geführt, als ob ich nun eben nicht der wäre, der ich geworden bin, sondern eben jemand ganz anderer gewesen wäre, der Kinder gern hat und mit ihnen spielt. Ich habe das Kind in den Arm genommen, wie man es eben tun würde, wenn man normal wäre. Das war immer ein richtiger Drang danach, ich meine das, und das mache ich heute auch noch. Seit dem ersten Urteil bzw. seitdem ich nicht ganz gesund bin [Oktober 1969], ist der sexuelle Drang bis jetzt fort, auch die Phantasien. Nur das Nachspiel ist geblieben, und ich will auch, daß es so bleibt, denn dieser Traum ist das eigentliche, wenn der verdammte Sex nicht gewesen wäre, und diesen guten Traum, oder Wunschtraum, lasse ich mir nicht nehmen.

Vielleicht einmal im Vierteljahr habe ich auch ›Freundschafts‹-Phantasien, aber das ist überhaupt kein Vergleich. Es hat ganze Monate gegeben, in denen die sadistischen Dinge überhaupt keine Rolle spielten. Das waren aber die Monate, wo ich nach dem ersten Urteil so schwer krank war. Monatelang blieb das Bedürfnis auf dem Nullpunkt. Das war die Zeit, wo ich praktisch keine Luft kriegte, wo ich mir einbildete, genug zu tun zu haben, mich selbst am Leben zu halten. Aber noch während der Verhandlung, mit der Anspannung im Termin zu sitzen, wirkte sich das böse, böse

auf mich aus. Das war leider eher lebendiger als sonst. Dann wurde ich krank, aber ein paar Monate danach machte sich der Trieb wieder bemerkbar, und bald war er wieder ziemlich stark. Einmal war er so stark, daß ich mir selber eine Verletzung beibrachte. Der ganze Trieb hat sich bei mir zwar auf die Sexualität gerichtet, aber das hat sich nie spezifisch auf die Geschlechtsteile bezogen. Das war eher allgemein pauschal auf Sadismus, auf Quälerei, und in dieser Hinsicht habe ich mich auch selber gequält und mir diese Verletzung im Hinterteil mit einem Streichholz beigebracht. Wenn ich diese Phantasien hatte, hatte ich immer das Gefühl, es fehlte etwas. Wenn Sie meinen, ich bin auch Masochist, da liegen Sie falsch. Ich sagte mir, wenn du schon mal mit dem Verstand einsehen mußt, daß es einfach nicht möglich ist, daß du aktiv sein kannst, dann mußt du eben zumindest dich selbst quälen, damit du zumindest annähernd das Gefühl kennenlernst, das eben der andere hätte, daß du da dran schon mal deine Lust hast. Das mag Ihnen ein wenig verquollen vorkommen, aber das waren genau meine Gedanken damals.

Ich habe mich unter der Decke geschlagen, habe mir Ohrfeigen gegeben, damit es niemand merkte. Dann bin ich in meiner Phantasie daraufgekommen, auch jemanden zu verbrennen, und ich sagte mir, ja, das mußt du dann genau so machen, du mußt genau wissen, wie das ist.

Ich habe den Kübel weggetan und habe mich auf das Ding mit den Löchern hingesetzt, und dann habe ich das Streichholz ganz etliche Sekunden darunter gehalten. Ich habe gedacht, ich gehe kaputt. Aber gleichzeitig, weil ich wußte, genau so ein Gefühl wäre das, was der andere hätte, war es doch irgendwie himmlisch, eben vornehmlich vom Trieb her, wenn Sie das verstehen können. Ich habe es ein bißchen übertrieben; da ist eine Narbe auf der linken Backe geworden, die ich niemals wieder los werde. Am nächsten Tag, als die sexuelle Erregung abgeklungen war, hatte ich nun eine Wunde. Ich konnte nicht

zum Arzt gehen und sagen: ›Ich habe mir den Hintern verbrannte Die Scheiße ging wochenlang überhaupt nicht zu, die ganze Haut war weg, und die richtige ursprüngliche Haut kam nicht mehr drauf. Viele, viele Tage war es noch naß.

Gestochen habe ich mich auch, mit einer Nadel. Das war etwa ein Jahr später. In dieser Form war es ja nicht jeden Tag und nicht jeden Monat auch so schlimm, aber so schlimm war es, daß ich gar nicht mehr weiter wußte und eben einfach mal wieder wissen mußte, was der für ein Gefühl hätte, wenn ich das nun machen würde. Ich habe mich sehr oft vor die Eier geschlagen. An meinem eigenen Schmerz hatte ich beileibe kein Vergnügen, aber eben so, daß der andere das eben so hätte. Das wollte ich unbedingt empfinden. Dann habe ich mich geärgert, weil ich instinktiv immer zurücksprang. Da dachte ich, verflucht, das wird der andere sicher auch machen. Dann habe ich mir gesagt, jetzt nimmst du eine Nadel und hältst sie am Hintern, und wenn er dann von vorne schlägt, d.h. wenn der andere von vorne geschlagen wird, und wenn er dann zurück will, dann kriegt er eben die Nadel in den Hintern. Das h a t mich furchtbar hochgebracht, das hat mich wirklich furchtbar scharf gemacht.

Ich habe die Nadel genommen und habe es probiert. Ich bin zurückgesprungen und von selber in die Nadel reingesprungen, fünf - oder sechsmal, es kann auch zehnmal gewesen sein. Ich bin selber derart erregt gewesen, aber trotzdem war ich an sich enttäuscht, weil ich von der Nadel überhaupt nichts spürte. Hinterher hatte ich alles voll Blut, aber wie das mit Nadelstichen ist, obwohl die Nadel ziemlich dick war, nach zehn Minuten war nichts mehr zu sehen. Das Verlangen nach Onanie kommt so ziemlich plötzlich. Wenn ich erregt bin, habe ich automatisch den Wunsch, zumindest ein paar Stunden nun loszulegen. Wenn man erregt ist, denkt man ja nicht so, wie man sonst denkt.

Es ist mir unangenehm, soviel über Onanie zu schreiben. Warum? Ach du lieber Gott, da müßte ich Ihnen die ganze Litanei da runter beten. Ich weiß, daß mein Standpunkt wahrscheinlich unsinnig ist. Es sind so viele liebe, nette, freundliche Leute, die heutzutage versuchen, einem das klar zu machen, wie natürlich das alles sei, aber was einmal drin hängt, das hängt einmal drin, daß das eben schmutzig, unanständig und so was ist —von der Phantasie ganz abgesehen, sie ist natürlich abwegig und abzulehnen. Aber wenn man bloß das Onanieren als solches nimmt, das ist schon schmutzig genug. Ich habe nun mal eben das Empfinden. Da können tausend Leute kommen und sagen, es sei die natürlichste Sache der Welt. Zehntausendmal habe ich es gelesen. Sie können doch keine Illustrierte mehr aufschlagen, ohne das zu lesen! Aber bei mir hängt das einmal drin. Und jedesmal, wo ich es mache, muß ich denken, jetzt hast du es doch wieder gemacht! Aber ich persönlich bin überzeugt, daß ich das niemals lassen könnte. Der eine oder der andere wird sagen: ›Er versucht es ja noch nicht einmal, der Böse!‹ Ich versuche es des wegen nicht, weil ich überzeugt bin, daß ich es nicht schaffen würde.

Heute weiß ich natürlich mit dem Verstand, daß es keine Sünde ist, aber gefühlsmäßig kann ich mich doch nicht dagegen wehren. Man hat verstandesmäßige Überzeugung und man hat seine emotionale Überzeugung, aber das sind zwei völlig verschiedene Dinge. Ich kann sie wohl auseinanderhalten, aber ich kann sie im Moment nicht abändern. Ich bringe das nicht fertig.

Ich persönlich sehe das als einen gewissen Fortschritt an, daß ich abends nach den Phantasien, der Erregung, den darauf folgenden Depressionen, dann die zärtlichen, anständigen Gedanken habe. Nennen wir das mal das Gutartige . Ich kann mir genau so wenig vorstellen, *das* zu lassen. Auch schon damals in meiner Phantasie war das an sich immer mit dabei, aber nicht in der Form wie heute. Eine primitive Art der

Wiedergutmachung ist das nicht nur. Das Gemüt ist irgendwie dabei, denn mein Gemüt ist eigentlich ganz anders geartet als diese Triebsache. Diese Art Wiedergutmachung ist an sich seit der ersten Tat dabei gewesen. Diese Sache hat sich inzwischen genau so ausgewachsen, wie der Trieb selbst. Den Trieb lehne ich an sich ab, aber diese andere Sache lehne ich nicht ab, die begrüße ich.

Wenn ich normal bin, bin ich kinderlieber als jede Mutter. Das wäre normalerweise nicht normal, aber mir gefallt es richtig. Ich will es gar nicht anders. Ich würde auch, wenn ich meinen Trieb irgendwie loswerden könnte, auf das andere niemals verzichten. Ich würde auch nicht dazu bereit sein, zumal ich überzeugt bin, daß das ja niemandem schaden kann. Ich glaube, daß ich mich dadurch durchaus in der Hand haben würde.

Ich habe mir sogar oft gedacht: ›Nehmen wir mal an, du hättest diesen Trieb nicht und wärest draußen und würdest dich in dieser Beziehung nun ausleben können, da hättest du vielleicht einen Beruf‹ — und das ist auch einer meiner großen Wünsche immer gewesen - ›einen Beruf, der mit Kindern zu tun hat, wo du Kindern irgendwie etwas Gutes tun kannst, so eine Art Pfleger oder was weiß ich.‹ Das ist auch einer meiner Träume.

In meiner Phantasie ist das ein Krankenhaus oder ganz einfach ein normales Heim, vielleicht mit Kindern, die niemanden anderen haben, vielleicht mit Waisenkindern. Oft habe ich an Festtage oder etwas gedacht und die dann doch nun ein klein wenig schön zu machen. Ich würde natürlich Wert darauflegen, manches besser zu machen, als wir selber jahrelang da drin gehangen sind. Ich denke immer, manches dürfe nicht so sein. Ich könnte natürlich nur so eine Art Hilfsperson nebenbei sein. Das ist mir klar, und darauf richte ich dann eben meine Phantasie aus. Ich sehe mich selbst als eine Art Pfleger, mehr nicht.

Wir würden sehr viele Ausflüge machen, draußen in der Sonne Spazierengehen, mit dem Rheindampfer fahren usw., Burgen besuchen, durch den Wald laufen, Geländespiele machen, vorlesen und mit den Kindern zusammen essen. Mit den Kindern, da gibt es keine Grenze, so eine Grenze, wie bei meiner Triebsache, die gibt es nicht. Das sind Mädchen und Jungs durcheinander. Ich würde die Jungen, dessen bin ich mir bewußt, wahrscheinlich ein ganz klein wenig lieber haben, warum, das scheint mir ganz normal zu sein, wahrscheinlich aus einem gewissen Schuldgefühl heraus, aber ich glaube doch, daß ich in der Praxis keinerlei Unterschied machen würde, weil ich kleine Mädchen wirklich einfach süß finde. Ich spiele auch mit den Kindern, mache

Brettspiele usw. im Zimmer. Manchmal sind es ziemlich kleine Kinder . Gestern bei der Ausfahrt hier, im Auto nebenan, habe ich so einen kleinen Jungen gesehen. Er war vielleicht viereinhalb Jahre alt. Mein Gott, kleine Kinder sind ja manchmal überwältigend süß! Die wirken einfach schrecklich nett! Sie dürfen das nicht falsch verstehen. Da ist nicht im geringsten irgendwelches Gefühl der Sexualität dabei, sondern einfach eine ganz große Zärtlichkeit. Diese ziemlich kleinen Jungs und Mädchen nehme ich häufiger in den Arm usw. Ich glaube, daß bei diesen kleineren Kindern, fünf oder sechs Jahre, man sollte das in dem Alter eben noch machen. Man sollte sie noch ziemlich in den Arm nehmen, das ist meine Ansicht. Bei kleineren Kindern soll man das noch mehr machen.

Als meine ganze Triebsache anfing, habe ich immer ein wenig Angst gehabt, ganz schlicht und einfach überzuschnappen. Eben weil ich normalerweise doch so völlig anders auch vom Charakter her bin, habe ich im Hintergrund ein klein wenig Angst davor gehabt, daß ich diesen Trieb auf die Dauer nicht mehr mit klarem Verstand aushalten könnte. Ich habe das wirklich gedacht. Natürlich konnte ich es nicht

immer vermeiden, daß ich grübelte, denn ich hatte noch so etwas wie ein Gewissen, aber eben wußte ich, wenn ich abends nur grübeln würde, daß ich dann meinen Verstand nicht aufrechterhalten könnte.

Ich habe auch manchmal den Gedanken gehabt, ja, wenn du nun wirklich ein Kerl wärst, dann würdest du einfach hingehen und dich melden. Es wäre ein Wunder, wenn dieser Gedanke nicht gekommen wäre. Aber da war einmal das (falsche) Bewußtsein, daß ich überzeugt war: wenn du dich stellst, bekommst du von vornherein lebenslänglich. Damals hätte es ja nicht gestimmt, aber das habe ich ja nicht gewußt. Meine jetzigen Phantasien bestehen zu etwa fünfundsechzig bis achtundneunzig Prozent aus ungeschehenen Taten und nur zu etwa zwei Prozent aus geschehenen Taten. Geschehene Taten spielen deswegen eine so untergeordnete Rolle, weil eine geschehene Tat für einen Sadisten niemals mehr recht befriedigend ist. Das andere hätte man noch nicht. Ich hätte nämlich gerne selber gewußt, aus welchem Grund ich dies oder jenes gemacht habe.

Zum Beispiel, bei einer Tat, als ich den Jungen zuerst so schlug, also bei der ersten Phase, habe ich die Beine ein bißchen auseinander gemacht und den Finger ihm hinten ganz reingeschoben. Dann habe ich ihn vorne an die Haare gefaßt und hinten mit dem Finger rein, habe ich ihn so praktisch allein mit dem Finger hoch durch die Luft geschleudert, einmal rund, so daß er dann auf die Erde gefallen ist. Bei einer anderen Tat ist so was Ähnliches gewesen. Mit dem Finger bin ich hinten reingegangen, habe da rumgewühlt, dann rausgezogen und habe ihm den Finger quer über die Backen gewischt. Der Junge hat vor Schreck keinerlei Regung gezeigt, das hat mich irgendwie geärgert. Ich habe ihn angeschrien und sofort wieder verprügelt, praktisch dauernd habe ich ihn verprügelt, ob gerne seine Scheiße essen würde. Dann fing er an zu jammern, aber ich habe ihm nicht den Finger in Mund gesteckt.

Ihm habe ich auch gesagt, er sollte sich mit dem Rücken zu mir stellen und dann die Beine ganz breit machen. Dann habe ich sechs oder sieben Meter Anlauf genommen und habe ihm die Hoden dagegengetreten, wie man einen Fußball tritt. Als Junge von acht oder neun Jahren, wo ich gar nicht darauf achtete, ist mir mal einer von hinten in Anlauf gekommen und hat mich gegen den Steißknochen getreten. Ich habe damals gedacht, ich würde verrückt werden. Das habe ich erlebt, wo ich mich noch genau erinnern kann.

Seit einiger Zeit lese ich jeden Monat hier im Gefängnis die Zeitschrift Eltern. Warum? Ja, warum eigentlich nicht? Das kann ich Dir nur sagen, was ich auch Prof. Dr. Rasch schon dazu erklärt habe: als Positiv-Negativ. Diese Zeitschrift ist für ›so einen‹ auf beide Seiten anregend, nämlich, wenn er von seinem Trieb befallen ist, aber auch, wenn er seine normale Zeit hat; dann liest er sie, im anderen Fall schaut er ja nur die Bilder an. Ich persönlich interessiere mich besonders in ›normalen‹ Zeiten für diese Zeitschrift, weil ich sie für sehr gut, fortschrittlich und wichtig für die Kindererziehung halte. Ich denke dann immer, ja, so würde ich es auch machen, wenn ich Kinder hätte. Und Du weißt ja, daß ich eigentlich Kinder sehr, sehr gern habe. Ich möchte im ganz ›normalen‹ Sinne Tag für Tag mit ihnen spielen.« »Entschuldigen Sie bitte das absichtlich unlesbar gemachte Gekritzel am Ende dieses Briefes. Als ich ihn schrieb, bekam ich von einem, ›der es wissen muß‹ (er muß es tatsächlich wissen), unter die Nase gerieben, daß zuerst, also fast bis zu den Gutachten, und zwar nur bis höchstens zu den Gutachten, eine zeitliche Strafe, sogar Jugend strafe, schon fast ins Auge genommen worden war. So neu war das für mich nicht, nur die Bestätigung eines Menschen, der während der bewußten Zeit fünfmal oder sechsmal als einziger mit den Richtern sprach, ist doch seelisch ungeheuer schwer zu ertragen, insbesondere wenn der Sinn sich hinterher so gewandelt hat. Ich habe dann versucht, meine

Gedanken dazu Ihnen zu schreiben, aber ich werde es nicht tun, weil es 1. sowieso sinnlos ist und 2. ich versprochen habe, nicht zuviel darüber zu sagen. Ob ich noch [Dezember 1968] ›Hoffnung‹ habe? Nein, viel nicht mehr, um ehrlich zu sein, aber auch Ihre Briefe helfen natürlich, durchzuhalten, darum freue ich mich auch immer, wenn Sie schreiben. Herr Werremeier schrieb mir vor kurzem über die Chromosomen-Angelegenheit, ich will gegen niemanden undankbar sein, aber was soll denn diese Sache mir helfen können? Was hilft sogar ein Freispruch, der ein Todesurteil ist? (Chromosomen = keine Heilmöglichkeit.) Was hilft eine Mandelentfernung, wenn man hinterher nur noch als Trottel leben kann, weil man unfähig ist, sich gegen irgendeine Unbill zu wehren? Was also bleibt, ist immer wieder nur der Arzt. Aber auch da ist es nach einem Wortbruch eines Arztes natürlich sehr schwer, Vertrauen zu einem anderen Arzt zu finden. Denn ein Wortbruch war die ganze Sache des Gutachters Prof. Lauber. Er sagte wörtlich zu meiner Mutter (und auch zu mir), daß er versuchen wolle, mich zu heilen. Dann vor Gericht sagte er aber, daß ›das kaum möglich sei, auch in Jahrzehnten‹. Was soll ich dazu sagen?

In charakterlicher Hinsicht (das ist natürlich nur meine eigene unmaßgebliche Ansicht) ist der Gutachter Dr. Dresser, glaube ich, viel menschlicher als z. B. Prof. Lauber. Er hat mich nach seiner Arbeit, kurz vor dem Prozeß in Wuppertal, besucht, und er sagte, er wolle mir gern helfen, aber nach seiner Ansicht gäbe es keinen Weg dazu, ›sonst würde ich es tun‹, sagte er, und als ich dann weinte, war ich nicht der einzige, auch er weinte.« Wenn diese Szene sich tatsächlich so abgespielt hat, könnte man sie mit einer ähnlichen vergleichen, in der ein Internist, dem die Streptomycin-Therapie noch fremd war, seinem tuberkulösen Patienten unter Tränen mitteilte, er solle ruhig alle Hoffnungen aufgeben und sterben, weil es keine Behandlung für ihn gebe. »Als der Prozeß zu Ende war, war Dr. Bresser sehr unglücklich, so versicherte mir vor

kurzem der Staatsanwalt. Ich glaube, gerad in diesem Fall muß ich den Gutachter Dr. Bresser und den Menschen und Arzt Dr. Bresser voneinander trennen. Sonst würde ich ihm unrecht tun.

Über Prof. Lauber hier einige Tatsachen, ohne daß ich eine persönliche Meinung dazu äußere:

1. Prof. Dr. Hans Ludwig Lauber begutachtete mich und fand nicht den geringsten Grund, daß man mich zwar bestrafe, mir aber nicht alle Zukunft unmöglich machte.

2. Prof. Dr. Hans Ludwig Lauber begutachtete einen nordrhein-westfälischen Staatsanwalt, der verheiratet war, eine Geliebte sie zulegte und die se umbrachte. Prof. Dr. Lauber diagnostiziert schwere Depressionen. Die Ermittlungen wurden eingestellt. Zu einer Gerichtsverhandlung ist es anscheinend gar nicht gekommen.

3. Prof. Lauber über Post des Angeklagten Bartsch: ›Er versucht, Mitleid und Mitgefühl zu erregen.‹

4. Letzter Satz in Prof. Laubers Gutachten in meinem ersten Prozeß wörtlich: ›Er wollte alles haben, darum muß ihm alles genommen werden ...‹« Aus einer Aktennotiz (23. November 1907) des Verteidigers Heinz Möller: »Bei der Rücksprache mit Jürgen Bartsch haben wir kurz das Gutachten von Lauber gestreift; es kam der letzte beschlagnahmte Brief an die Eltern zur Sprache, in dem B. auf einzelne Punkte des Gutachtens eingegangen ist. B. fühlt sich von insoweit hinter das Licht geführt, als dieser ihm während der Exploration mehrfach gesagt hat, er müsse in der derzeitigen Situation zuerst an sich selbst denken, im Gutachten dagegen spricht Lauber von Selbstsucht und Egoismus. B. hat mit Lauber auch über eine etwaige Kastration sowie über die Frage der Triebsteuerung bzw. Triebbeseitigung durch neuartige Tabletten gesprochen. B. hat sich Lauber gegenüber verständlicherweise dahingehend geäußert, daß er eine Kastration nur als allerletzten Ausweg wählen würde, B. meinte, Lauber habe ihm nicht geglaubt, sondern unterstelle ihm vielmehr Unehrlichkeit, wie es sich

auch aus verschiedenen Formulierungen des Gutachtens ergebe.« An den Verteidiger Möller: »Dr. Dr. Bresser führen Sie bitte auch an, der den Angeklagten *ohne dessen Einverständnis* einer großen Menge wildfremder Menschen zur Schau stellte, im Audi -Raum der Universität Köln, und zwar im Februar 1967. Dort stellte er vor allen Anwesenden dem Angeklagten hochnotpeinliche Fragen (›Haben Ihnen die Kinder nicht leid getan?‹ - ›Haben Sie die Kind er ganz zerschnitten? Wie denn, erzählen Sie mal!‹ — ›Halten Sie sich eigentlich für krank?‹ - ›Was würden Sie tun, wenn Sie heute rauskämen?‹) und ließ auch Fragen anderer an den Angeklagten zu! Damit nicht genug. Es waren beileibe nicht nur Studenten in der bis auf den letzten Platz gefüllten Aula, sondern auch z. B. ein paar Putzfrauen, die mit Eimer und Besen sowie offenem Mund zuhörten.

Nachdem der Angeklagte abgeführt war, hielt Dr. Dr. Bresser einen Vortrag darüber, wie er den Angeklagten beurteilen werde. Als der Adoptivvater des Angeklagten nach Köln kam, um mit Dr. Dr. Bresser zu sprechen, und zwar auf dessen Veranlassung, machte Dr. Dr. Bresser dem Adoptivvater Vorwürfe wegen gewisser Erziehungsmethoden und fuhr ihn an: ›Wissen Sie, was für Ihren Sohn das Beste wäre? Das Beste wäre, wenn er schon tot wäre!‹ Dr. Bresser erwähnt in seinem nebulösen Satz die ›nicht sicheren homosexuellen Anspielungen der geistlichen Lehrer.‹ Es ist sein gutes Recht, das so zu formulieren, denn darüber hat er nicht viel von mir erfahren, weil er daran derartig desinteressiert war (wie auch Kollege Lauber), daß ich einfach resignieren mußte. Jedoch ist ihm bekannt, daß ein entfernter Verwandter von mir sich 1953 oder 1954 an mir vergangen hat. Ich habe Dr. Bresser gesagt, die Polizei hätte mir gesagt, dieser Verwandte habe seine Tat zugegeben. Ich will ja gar nicht auf der Tatsache ›herumreiten‹, wie furchtbar das für mich mit acht Jahren war, ich will nur auf eines aufmerksam machen: Von

dieser Sache, obwohl er gut da rüber unterrichtet ist, schreibt Dr. Bresser in seinen Artikeln nichts. Warum? Weil die angebliche Harmlosigkeit meiner Erlebnisse nicht beeinträchtigt werden darf, denn Dr. Bressers ›Schule‹ könnte ins Wanken kommen. Interessant: Nicht (zynischerweise), ob ich in der Sache PaPü die Wahrheit sage, sondern allein die Tatsache, daß die Angelegenheit nicht zu übersehen war (denn jeder fragt sich: ›Priester holt Drei -zehnjährigen zu sich ins Bett, was soll das bedeuten ?‹) und es das Selbstverständlichste von der Welt gewesen wäre, daß Dr. Bresser mich zu dieser Angelegenheit zum mindesten gefragt hätte. Daß er es *nicht* getan hat, und er hat es nicht getan, wird mir ewig unverständlich bleiben.

In der Gerichtsverhandlung in Wuppertal bin ich selbstverständlich nach PaPü befragt worden, wichtig genug schien es dem Vorsitzen den, dem Gericht, zu sein, denn ersterer kam darauf zu sprechen, jedoch weder Dr. Bresser noch Prof. Lauber. Im Gegenteil, der Vorsitzende war gerade zu dem Zeitpunkt sehr aufgeschlossen zu mir, und ich war durchaus nahe daran, die ganze Wahrheit zu sagen, als der Gutachter Dr. Bresser aufstand und kalt und gelassen zum x-ten Male sein Sprüchlein aufsagte von ›natürlich eventuell doch was dran sein, aber selbst wenn ... doch Bedenken ... diese, auch diese Dinge im allgemeinen weit überbewertet werden ...‹ Aha, so also ist das! Und wer will mir denn übelnehmen, daß ich dachte: ›Wenn ihr alle so unaufrichtig und einfach gemein seid, dann 1eckt mich doch am A. . . .

Denn ich konnte mir nicht vorstellen (und kann es auch heute noch nicht!), daß schreckliche Erlebnisse in der Kindheit, so diese in mehrfacher Form auftreten, einem Menschen seelisch nicht schaden. Aber ja, ich weiß es ja, viele Gutachter und andere der neunundneunzig Gerechten sind schnell mit der Behauptung bei der Hand, der Angeklagte ›schlachte etwas

aus‹. Sicher, das mag es geben, aber es nur so zu sehen, ist doch wohl recht einseitig, nicht?

Vorhin sprach ich davon, daß Dr. Bresser sehr intolerant und ungerecht sei, wenn er mit quasi einem Satz ›Erziehungsbedingungen im Elternhaus‹ und Ähnliches als nicht relevant (so heißt es wohl) abtut. Dazu hat aber derjenige kein Recht, der für eben das, was er da ›abtut‹, nicht das geringste Interesse aufbringt, ja sogar direkt oberflächlich dazu eingestellt ist. Schauen Sie, es ist ja nicht so gewesen, daß ich ›frei von der Leber weg‹ hätte erzählen können. Dr. Bresser stellte die Fragen, und ich hatte zu antworten. So blieb, gerade in Sachen ›Elternhaus‹, vieles ungesagt, das zwar niemals nach ›draußen‹ dringen dürfte, aus persönlichen Gründen, das aber, um besseren Verstehens wegen, vertraulich gesagt hätte werden müssen! Daß mir das unmöglich gemacht worden ist damals, das war allein die Schuld von Prof. Lauber und Dr. Bresser, denn in diesem standen die beiden sich in nichts nach. Sicher wäre es nötig gewesen, daß ich berichtet hätte, wie wir, meine Eltern und ich, als ich etwa sieben Jahre oder etwas älter war, einen schweren Autounfall halten, einen Zusammenstoß, wobei wir von einem betrunkenen Mercedes-Fahrer seitlich angefahren wurden; und wie meine Müller in dem Augenblick sich über mich warf, damit mir nichts geschah, und sich dabei den rechten Arm verletzte. Sicher wäre es nötig gewesen, daß ich berichtet hätte, daß es dieselbe Frau war, die, als ich Lehrling in unserem Katernberger Laden war, plötzlich und völlig unmotiviert ein scharfes Fleischermesser nach mir warf und mich knapp verfehlte. Und schließlich wäre es nötig gewesen, zu berichten, daß es dieselbe Frau ist, die mir als Kind zwar viele Spielsachen schenkte, diese jedoch erst einmal ein paar Monate verschloß, in Schränken, ›weil er doch alles kaputt macht!‹ - die jedoch heute zu mir hält, was auch geschehen mag, und mir heute (*heute*!) jeden Wunsch erfüllt (›Wenn Du Dir etwas wünschst, mein Junge, so schreibe es mir

nur!‹). Wer nur das schon weiß, weiß schon, daß Bressers und auch Laubers Klischee von Geschäftsleuten und ›allgemeiner Überwertung‹ wirklich nicht stimmen *kann*. Sicher, obiges weiß Herr Bresser nicht, weil ich es ihm nicht gesagt habe, aber würden *Sie* einem Menschen Ihr nun wirklich Innerstes preisgeben, wenn Sie sicher sind, daß Sie von ihm allenfalls ein maliziöses Lächeln zu erwarten haben? Weil es im ›Erlebnisbereich‹ *nichts* im Sinne des Wortes gibt, das ihm auch nur das Geringste bedeuten könnte? Prof. Lauber völlig d'accord.

Anders die Jugendgerichtsleute (Jugendamt). Es hatte schon einen Grund, daß viele meinten, auch in der Presse, daß das Gutachten vom Jugendamt das objektivste war. Aber in solchem Prozeß sind sie, diese Leute, ja nur Ausstaffierung, leider. Was sie auf Grund langer Erfahrung mit Jugendlichen und deren Verhältnissen zusammentragen, gilt bei Gutachtern und Gericht meist nicht mehr als das ›journalistische Pathos‹, welches Dr. Bresser erkannt zu haben glaubt, wenn ein Journalist mal nicht seiner Meinung ist.

Auch frage ich mich, ob es ihm selbst nicht auffällt, wie oft er sich selber -widerspricht. In Wuppertal sagte er z. B. erst: ›Jürgen Bartsch konnte *jederzeit* seine Triebe steuern.‹ Eine halbe Stunde später wurde er nach der Zukunftsprognose befragt. Da sagte er: ›Im Trieb des Angeklagten liegt eine derartige Potenz, so daß sie für die Zukunft kaum zu steuern sein wird.‹ Das ist doch nun wirklich unbegreiflich, denn entweder ist es so oder eben anders. Sicher, er versuchte zu erklären, nämlich, zwar habe ich mich kurz vor Vollendung der Tat stets genau steuern können, aufhören, aufgeben, wenn auch nur das Geringste dazwischen kam (völlig wahr), auf der anderen Seite aber habe ich, so sagte er, nicht genügend Willenskraft, rechtzeitig, bereits beim Planen der Tat, von derselben zurückzutreten, und dieses ›Planen‹, das ›ernstliche Vornehmen‹, dies sei bei mir allerdings wohl nicht zu steuern.

Jedoch hätte ich es ergo immer in der Hand gehabt, es zum Letzten nicht kommen zu lassen, und das vor allem mache mich ja verantwortlich, da mir ein verhältnismäßig großer Rest von freier Entscheidung geblieben sei (daß ich *völlig* frei in der Entscheidung gewesen sei, hat Dr. Bresser, zugegeben, niemals im wörtlichen Sinne behauptet). Diese Argumente von Dr. Bresser sind, ich weiß, eine geradezu unglaubliche Verdrehung der Tatsachen, die jeweils in der Tatzeit oder auch Such-Zeit meine Gefühle bestimmten. Du lieber Gott, ich muß doch wohl am besten wissen, wie es wirklich war! Natürlich habe ich ›aufgeben‹ können, wenn es wirklich irgendwie brenzlig wurde, aber warum denken die Menschen nicht für zwei Pfennig nach! Es ging mir ja stets, bei jeder Tat, niemals nur um den *einen* Jungen. Praktisch in keiner Minute habe ich vergessen, daß es schließlich weitergehen mußte. Es war völlig undenkbar für mich, daß diese Verbrechen jemals aufhören könnten. Das saß so fest, daß ich tatsächlich auch bei allen Versuchen darauf achtete, strengstens, daß nichts geschah, was die vielen noch folgenden Taten unmöglich machen könnte. Das, schließlich, durfte nicht sein. Natürlich sollte nichts den Jungen, der vor mir ging, retten können, aber trotzdem mußte ich ihn unter Umständen laufen lassen, gar nicht erst ansprechen, denn der Fortgang der Serie durfte nicht gefährdet werden. Dieser Junge durfte nicht der letzte sein. Es mußten mehr folgen - zehn, zwanzig, dreißig —, und der nächste schon morgen!

Wie furchtbar die Wahrheit ist, ist mir klar, aber all das einfach geradezu staatsanwältisch als unwichtig abzutun, ist es nicht ungerecht? Mit Erschrecken habe ich jedoch festgestellt, daß Dr. Bresser (beim Prozeß auch schon) zwar zugibt, daß die gefährlichen Triebtäter unter ihrem Trieb selbst ganz besonders leiden, er ihnen aber auf der anderen Seite den guten Willen zur Mitarbeit bei einer eventuellen Behandlung rundweg abspricht! Aber das ist doch wider sinnig! Wer unter solcher

Abartigkeit derart leidet, wird unter *allen* Umständen zu äußerster Gewissenhaftigkeit bereit sein, denn er will doch unter *keinen* Umständen, daß auch nur das geringste Übel noch geschieht! Wer leidet, ja wer bereut, der wird, ich wiederhole es, zu allergrößter Gewissenhaftigkeit bereit sein. Was Dr. Bresser dazu sagt (›nicht die notwendige Gewissenhaftigkeit‹), ist in den meisten Fällen dieser Art mit Sicherheit falsch, ja Verleumdung. Weiß dieser Mensch überhaupt, was alles ich nur zu gern auf mich nehmen würde, nur um Gottes willen diesen (auch für mich) unglaublichen Schrecken loszuwerden?

Und was, bitte schön, soll die selbstherrliche Feststellung, ich habe ja schließlich in der manchmaligen ›normal‹ - homosexuellen Betätigung meine Befriedigung gefunden‹? Daß ich es ›sonst ja schließlich wohl kaum getan hätte‹, ist ganz einfach zu primitiv gedacht. Wer, frage ich, wer ist imstande, darin eine wirkliche, echte, innerliche Befriedigung zu finden? Das machen schon die Äußerlichkeiten unmöglich. Mit einem läppischen Nebensatz, lieber Dr. Bresser, kann man sich darüber nicht hinwegsetzen. Mein Gott, wieviel wäre über dies und anderes noch zu sagen, aber es hat nicht viel Sinn, man regt sich nur so auf immer dabei. Seltsam fand und .finde ich, daß ich ihn nicht hassen kann. Ich mochte ihn als Menschen stets sehr gut leiden, und mag ihn noch. So ›kalt ‹ und ungerecht er als ›Fachmann‹ war, als Mensch, als Gegenüber, war er ganz anders. *Er* war und ist sicher in seinem ganzen Wesen widersprüchlich. Das zeigt sich auch in einer gewissen Tragik: jedesmal, wenn er als Gutachter etwas echt Menschlich es sagen will, das dann auch tut, widerspricht er sich damit auch selbst, oft in mehreren Punkten, nämlich der Mensch Bresser kommt dem Gut achter Dr. Dr. Bresser dann unweigerlich ins Gehege, in Konflikt! Das soll ich beweisen? Bitte schön, nur eines, aber das beste Beispiel : *Dr.* Bresser: ›Der Angeklagte war jederzeit während der Tatausführung [...] in der Lage, sich zu steuern.‹ *Mensch* Bresser: ›Zeigt sich die

Übermacht des Triebes, so ist es wohl in aller Regel vermessen, nun entscheiden zu wollen, welcher Anteil dem Nicht-Können, dem Nicht-Wollen oder dem Nicht mehr-Wollen zukommt [. . .] ‹ Trotz allem also möchte ich Dr. Bresser für die Zukunft alles nur erdenklich Gute wünschen und daß es ihm gut geht. Nehmen wir an, er ist von seiner Ansicht echt überzeugt; sollte es der Fall sein, so kann ich die gute persönliche Behandlung, die ich bei ihm hatte, nicht dankbar genug einschätzen. Schade, er sollte es eigentlich wissen, daß ich ihn noch mag. Nachtragen, nein, das ist nicht, und ich hoffe, er trägt auch mir nichts nach. Sein Schlußwort gebe ich von Herzen zurück, auch für ihn gilt es: Ecce homo — siehe da, ein Mensch.« Auf Bitte der VII. Strafkammer in Düsseldorf, wo nach der Entscheidung des Bundesgerichtshofs im Revisionsverfahren der zweite Prozeß von Jürgen Bartsch stattfinden würde, hat Jürgen seinen Auftritt vor den Kölner Studenten und Putzfrauen unter Anleitung des Herrn Bresser näher beschrieben: »Es war im Februar 1967, als Dr. Dr. Bresser mich begutachtete. Ich war zu der Zeit und dem Zweck Gefangener im (noch alten) Klingelpütz in Köln. An sich kamen Dr. Dr. Bresser sowie Prof. Dr. Scheidt (welcher allerdings nur zweimal mitkam) zu mir ins Gefängnis; die Explorationen waren so gut wie beendet, als Dr. Dr. Bresser mir mitteilte, er hätte vor, mich in der Universitätsklinik zu Köln zu befragen. Allerdings drückte er sich, ob bewußt oder unbewußt, lasse ich dahingestellt, sehr mißverständlich aus. ›Ein paar Leute‹, so wörtlich, wären dabei, natürlich alles Fachleute.

So erklärte ich mich einverstanden. Hätte ich gewußt, daß mich statt der ›paar‹ Fachleute Hunderte von Studenten(-innen) erwarteten, wäre ich, jedenfalls freiwillig, nicht dorthingegangen. Nachmittags, gegen 15 Uhr, bin ich von drei Gefängnisbeamten in Uniform (ich selber hatte damals noch Gefangenenkleidung an), an einen Beamten mit Handschellen

gefesselt, in einem Zivil-Wagen zur Uni-Klinik gefahren worden. Eine Studentin fing uns gleich am Glastüren-Eingang ab und lotste uns alle vier vor die Tür des großen ›Audimax‹-Saales. Dr. Dr. Bresser kam heraus, begrüßte uns kurz, und man beschloß, zwei bewaffnete Beamte in der Tür stehen zu lassen. Dr. Bresser trat ans Pult, daneben ein Stuhl, auf dem ich saß, neben mir stehend der Beamte, an den ich gefesselt war.

Der Saal war nicht zu groß, aber weit höher als andere Säle; die Sitzreihen türmten sich im offenen ›C‹ fast bis hoch zur Decke, und es gab keinen Sitzplatz, der nicht von jungen, teilweise sehr jungen Leuten beiderlei Geschlechts besetzt gewesen wäre. Aber die aller vorderste Reihe war anscheinend den älteren Honoratioren vorbehalten. In ihr sah ich nur ältere Gesichter. Aber auch wo eben man noch stehen könnte, stand man; gut in Erinnerung sind mir zwei Damen in verwaschenen bunten Kitteln und Kopftuch, die mit Eimern in einer Ecke standen und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keine Fachleute waren.

Dr. Bresser stellte nun seine Fragen an mich. An alle kann ich mich natürlich nicht erinnern, aber etwa zwei hatten mit dem Zerstückeln der Opfer zu tun. Ich antwortete, allerdings nicht so sehr, weil ich gewollt hätte, sondern weil ich dazu erzogen worden bin. Jemand aus der ersten Reihe fragte, ob die Kinder nicht geschrien hätten, ob sie mir nicht leid getan hätten, und ich sagte ›ja‹. Dann fragte noch jemand, ob ich mich denn heute würde beherrschen können, und ich sagte, ich fürchtete nein, weil ich der festen Überzeugung gewesen sei, nicht anders handeln zu können, als ich es tat. Damit war bald Schluß, und ich wurde abgeführt. Vor der Tür hörte ich noch, wie Dr. Bresser mit einem Solo -Vortrag begann, aber verstehen konnte ich natürlich nichts.« »Ich habe meinen Führerschein Anfang 1965 gemacht, aber ich hatte ihn bloß ungefähr ein halbes Jahr. Ich hatte wieder gesoffen. Ich hatte Düren zum Schlachthof gebracht und bin dort in die Wirtschaft

gegangen. Ich hatte mir eine Flasche Williamsbirne gekauft und habe etwa ein Drittel davon getrunken. Düren hat die Schweine eingeladen, und ich bin noch in die Kantine gegangen und habe da noch ein oder zwei Glas Wein dazu getrunken. Ich bin dann Serpentinen gefahren, kreuz und quer, mit achtzig Sachen auf eine Überführung zu. Da hat mich die Polizei abgefangen. In der Zeit mußte ich immer etwas zu sauten haben. Rauchen durfte ich mit achtzehn Jahren in der Öffentlichkeit und auf meinem Zimmer zu Hause. In der guten Wohnung war es nicht gern gesehen. Trinken, etwa Alkohol, durfte ich etwa so um achtzehn oder neunzehn Jahre, ein Glas Bier mal zu Hause. Aber heimlich habe ich damals mich ja schon, um zu vergessen, ziemlich oft stockvoll gesoffen. Ich brauchte eine Stelle nicht weit vom Hause weg, wo ich meine Kleider verstecken konnte. Das war eine alte, runde, große Beton -röhre, die eigentlich für den Straßenbau hatte verwendet werden sollen und nun am Anfang des Feldweges lag, welche r zur Höhle führte. Die Röhre war etwa hundert Meter von unserem Haus entfernt, konnte aber von dort schon nicht mehr gesehen werden.« Jürgen wartete, bis seine Eltern einschliefen, verließ das Haus im Schlafanzug durchs Kellerfenster, zog sich an der Betonröhre um und machte dann seine Exkursionen, mit und ohne seinen Freund Viktor.

Ein halbes Jahr nach seinem ersten Prozeß schrieb Jürgen an eine Dame in Gelsenkirchen: »Wissen Sie noch, wie ich in der letzten Zeit damals oft angetrunken kam? Meist hatte ich eine Flasche Schnaps hinter dem Rücksitz des Wagens, und immer trank ich daraus allein, denn ich wollte nicht angeben, es sollte niemand sehen. Die ganze furchtbare Sache ging allein körperlich über meine Kräfte.

Und wissen Sie noch, *wie* ich gefahren bin? Mit Absicht, heute kann ich es zugeben. Ich hatte nicht die Kraft, mich gegen diesen furchtbaren Sexual-Trieb zu wehren, aber ich hatte doch trotz allem ein Gewissen, und das sagte mir, daß ich

eigentlich mit mir selbst ›Schluß machen‹ mußte, um noch mehr Unheil zu verhindern. Doch es direkt zu tun, dazu fehlte mir der Mut. In solcher Verzweiflung fordert man dann meist das Schicksal heraus, und das tat ich. Doch was half es, ich hatte wohl den ›Mut‹, mit dem Wagen auf regennasser Straße wie verrückt zu schleudern oder an einsamer Stelle über gefährliche Grünstreifen zu rasen, aber wie wir Feiglinge nun mal sind, der letzte Mut fehlte immer. Auch fiel es mir 1965-66 schwer, mich in Gelsenkirchen aufzuhalten. Nein, Sie wissen ja, wie gern ich zu Ihnen kam, an Ihnen lag es ganz gewiß nicht. Es war das Gewissen, das mich immer schneller aus Gelsenkirchen vertrieb und mir zum Schluß die Fahrt dorthin verwehrte. Denn dort, nicht weit weg von Ihrer Straße, lebte dreizehn Jahre lang der kleine Peter Fuchs. Ich las damals in der Zeitung, daß die Eltern des Jungen bis zum Schluß, bis zum bitteren Ende, nachts die Haustür offen ließen und auch sonst keine Tür abschlössen, damit der Kleine hineinkönnte, wenn er nach Hause käme ... All das, und noch viel mehr, kann ich, darf ich und will ich nicht vergessen.« Aus einer Aktennotiz von Heinz Möller: »Jürgen sagt, er habe manchmal nach der Tat das Haus des Opfers besucht, dies sei aber nicht etwa geschehen, um (z. B. im Falle Graßmann) sich an ein neues Kind heranzumachen (z. B. einen der Brüder); er sei nur zu den einzelnen Wohnorten gegangen, weil er ›den Moralischem bekommen hätte. Ganz könne er das nicht er -klären.« Das persönliche Verhältnis zwischen Jürgen Bartsch und seinem Verteidiger Heinz Möller, selber Vater von drei Kindern, wurde im Laufe der Zelt ein sehr enges und herzliches. Jürgen betrachtete Herrn Möller nicht nur als Rechtsanwalt, sondern als Freund. Nach dem ersten Prozeß und dem Urteil lebenslänglich‹ hatten Jürgens Eltern wenig Vertrauen mehr in Möllers Fähigkeiten als Anwalt.

Während der zwei gleichzeitig laufenden Prozesse in Wuppertal (gegen Jürgen Bartsch und gegen die

Kriegsverbrecher von Bialy-Stok) hatte Möller zwei ganz besonders schwierige Mandanten zu verteidigen, und im Prozeß von Jürgen Bartsch hatte er auch gegen Gutachter zu kämpfen, die beim wissenschaftlichen Niveau des neunzehnten Jahrhunderts hängengeblieben waren. Für Herrn und Frau Bartsch aber bedeuteten die beiden lebenslänglichen Urteile der zwei Mandanten von Herrn Möller, daß er als Verteidiger versagt hätte. Durch Vermittlung seines Verehrers und Duzfreundes Friedhelm Werremeier, damals Chefreporter der *Neuen Revue* und Autor des ersten Buchs über Jürgen Bartsch, Bin *ich ein Mensch für den Zoo?*, wurde der Münchner Strafverteidiger Rolf Bossi als zweiter Verteidiger für Jürgen eingeführt. Herr Bossi, von der Presse als ›Staranwalt‹ beschrieben, hatte besonders in einem Mordprozess in Hof Aufsehen erregt. Ein amerikanischer Offizier hatte seine schwangere deutsche Freundin Ermordet und zerstückelt. Dank der Verteidigung von Herrn Bossi kam er nicht ins Gefängnis, sondern in eine Heilanstalt. Die Eltern von Jürgen haben Exklusivverträge *mit Herrn Werremeier, bzw.* seiner Redaktion abgeschlossen, und als Gegenleistung bekamen sie finanzielle Hilfe für den zweiten Prozess.

Im Januar 1970 hat mir Jürgen geschrieben:

»Meine Eltern und Herr Moeller haben sich schon lange entzweit, praktisch schon seit kurz nach dem ersten Prozess, wo es hiess: ›Kommen Sie weiter Jürgen besuchen, er braucht Sie als Mensch. Für die anderen Dinge haben wir ja Herrn Bossi.‹ Meine Eltern haben Herrn Moeller das ›Lebenslänglich‹ nicht verziehen. Diese Ansichten waren für Herrn Moeller natürlich ein ziemlicher Schock, aber wir haben uns ausgesprochen und uns geeinigt, dass wir uns in keinem Falle trennen werden und dass meine Eltern in dieser Beziehung völlig in den Hintergrund treten werden, wenn es z.B. zwischen ihnen und Herrn Moeller zum völligen Bruch kommt.« Nur ein paar Wochen vor Beginn de s zweiten

Prozesses im März 1971 hat mich Heinz Moeller angerufen. Er habe sein Mandat niedergelegt. Er sei eben bei Jürgen gewesen, der ihm mitteilte, seine Eltern hätten den Wunsch, dass Herr Bossi allein die Verteidigung im zweiten Prozess unternehme. Von den Eltern selber hörte Herr Moeller nichts; sie haben diese Aufgabe ihrem kranken Sohn überlassen. Jürgens Verhältnis zu Herrn Möller war möglicherweise das Wichtigste in seinem damaligen Leben geworden. Als Rechtsanwalt durfte Herr Moeller seinen Mandanten besuchen, so oft er wollte. Er durfte auch alle möglichen Probleme mit ihm unter vier Augen besprechen. Für Jürgen war der Verlust von Herrn Möller viel, viel mehr als der Verlust eines Rechtsanwaltes. Am 7. März 1971 hat mir Jürgen geschrieben: »Das ist mir menschlich *sehr* an die Nieren gegangen. Ich hatte leider *keinen* Einfluß darauf. Meine Eltern bezahlen alles, und es ist offensichtlich, daß meine Eltern keine zwei Anwälte bezahlen wollen und wollten, wenn sie glauben, daß einer alles all eine schafft. Ich werde die Verbindung mit Herrn Möller aber *keinesfalls* abbrechen lassen. Wir sind *Freunde* geworden, heute darf ich das sagen. Sollte ich einmal in einer Anstalt sein, werde ich ihn auch sicherlich wiedersehen.« Auf einer bunten Ansichtskarte bekam Heinz Möller von Jürgen die Botschaft: »Ich weiß, daß Sie an mich noch denken werden, wenn mich manch anderer längst vergessen hat. Diese ist die schönste Karte, die ich finden konnte.«

III. Der zweite Prozeß

Der Häftling glaubt leicht, er sei ganz in der Gewalt des Richters; in Wirklichkeit ist es der Richter, der von Kräften abhängt, die er nur wenig kontrollieren kann: Tradition, Präzedenzfälle, vor allem aber Informationsmangel [...] Ohne Zweifel hofft der Richter, daß der von ihm Verurteilte seine Persönlichkeit ändern wird. Aber durch welche Einflüsse? Kein Richter wird wünschen, daß dies durch Übernahme der Merkmale geschieht, die das Gefangenen-Leben bestimmen [...] George Bernard Shaw nannte es eines der Hauptübel des Gefängnissystems, daß es Unmenschlichkeiten im geheimen ermöglicht; würde die Öffentlichkeit diese Behandlung sehen, sie würde sie keinesfalls dulden.

Karl Menninger

Ein bemerkenswertes Zusammentreffen, sorgte dafür, daß das *Zweite Deutsche Fernsehen* am Abend vor Beginn des Revisionsprozesses von Jürgen Bartsch den Film von Stanley Kramer, ›Wer den Wind sät‹, zeigte, der einen berühmten Prozeß aus dem Jahre 1925 mit fast dokumentarischer Genauigkeit darstellt, den jeder Amerikaner als den ›Scopes Monkey Trial‹, den Scopes-Affen-Prozeß kennt. Die Justiz in einer Kleinstadt in Tennessee klagte den jungen Lehrer Scopes an, weil er in blasphemischem Widerspruch zur Heiligen Schrift die Theorien von Charles Darwin gelehrt hatte. Man liest das Urteil heute mit einer Mischung von Heiterkeit und Horror.

Als der zweite Prozeß gegen Jürgen Bartsch begann, akzeptierte zweifellos die VII. Strafkammer in Düsseldorf schon längst die Lehren von Charles Darwin, die aber in diesem Prozeß nicht zur Debatte standen. Die neue, in Deutschland immer noch umstrittene, aber in anderen Kulturländern schon längst anerkannte Wissenschaft hieß in

Düsseldorf die Psychoanalyse, die psychoanalytisch orientierte Psychiatrie.

In den ersten Verhandlungstagen wurde die sch on fast unbestrittene Glaubwürdigkeit des Angeklagten in ein paar wichtigen Punkten noch gefestigt. Das aber bedeutete zugleich die Vernichtung der Existenz eines siebenundfünfzigjährigen katholischen Priesters, der fast sein ganzes Leben als Erzieher der Jugend in einem Internat für Jugendliche gewirkt hatte.

Die Kammer in Düsseldorf, im Gegensatz zu der Jugendkammer in Wuppertal, interessierte sich für die Behauptungen des Angeklagten, daß ein fast unvorstellbarer Sadismus die damaligen Erziehungsmethoden im Don-Bosco-Heim in Marienhausen geprägt habe. Die Behauptungen, die Jürgen Bartsch zum ersten Mal in seinen Briefen an mich machte, gingen so weit, daß man mehrere Einzelheiten bezweifeln mußte. Die Düsseldorfer Kammer hat sich die Mühe gemacht, vier andere frühere Alumnen desselben Heimes als Zeugen vorzuladen. Das Ergebnis dieser Ermittlung glich fast einer rituellen Vernichtung des Priesters Gerhard Pütlitz, von seinen alles andere als liebenden Schülern ›PaPü‹ genannt. In seinen Briefen hatte Jürg en dem ›guten Hirten‹, wie er ihn spöttisch nannte, allerhand vorgeworfen. Zu seiner Behauptung, PaPü habe sich an ihm vergangen, kam eine neue hinzu, nämlich daß ihn PaPü auch morgens auf der Orgelempore mit seiner Hand in der Schamgegend angefaßt hätte. Sehr, sehr lange hatte Jürgen gezögert, ehe er endlich nach seinem Wuppertaler Prozeß zum ersten Mal diese ungeheuerlichen Behauptungen zu Papier brachte. Wer sollte damals einem geständigen vierfachen Kindermörder solche Anschuldigungen gegen einen Priester glauben, der sein Leben der Kirche gewidmet hatte? Bis zum dritten Tage des neuen Prozesses ging es zwischen Jürgen Bartsch und seinem früheren Lehrer um Aussage gegen Aussage, und die allgemeine Glaubwürdigkeit des Angeklagten schien sehr

gefährdet. Die Düsseldorfer Kammer hat sich ungewöhnliche Mühe gegeben, die Wahrheit in diesem heiklen Komplex festzustellen; einen Zeugen hat sie sogar auf Gerichtskosten aus Südafrika geholt. Er hätte schon in Wuppertal aussagen können. Vor fünf langen Jahren, als er von der Festnahme des Marienhausener Schülers Bartsch las (und während deren Bartsch in Einzelhaft verkommen mußte), hat er sich freiwillig als Zeuge gemeldet, obwohl er Jürgen gar nicht kannte. Die Wuppertaler Jugendkammer zeigte kein Interesse an seiner Aussage.

In Düsseldorf haben die vier bestellten Marienhausener (noch einige sind während des Prozesses freiwillig erschienen) im allgemeinen die Anschuldigungen von Jürgen bestätigt - und noch viel mehr; wie ein Anwesender im Gerichtssaal während ihrer Aussagen es schilderte: »Die Priester schienen nur zu unterrichten, wenn sie gerade nicht mit dem Verprügeln der Schüler beschäftigt waren.« Zu den Strafmaßnahmen gehörte es zum Beispiel, daß man auf die nackte Haut heißes Kerzenwachs tropfen ließ, manchmal auch brennenden Siegellack. Als PaPü selber in den Gerichtssaal kam, grüßte ihn ein Gemurmel von seinen früheren Schützlingen: »Da kommt das Schwein!« Mehrmals während der wendigen Aussage des Priesters hörte man von den vier jungen Männern hinter ihm solche Zwischenrufe wie: »Ist ja gelogen!« Nicht nur der Verteidiger von Jürgen Bartsch, Herr Bossi, sondern auch der Staatsanwalt versuchten vergeblich, ein klares Ja oder Nein von PaPü zu bekommen. Er lehnte keine Frage ab, aber immer und immer wieder antwortete er: »Soweit ich mich erinnern kann, stimmt das nicht.« Vor Prozeßbeginn hatte mir Jürgen geschrieben, er hätte immer noch eine fast körperliche Angst vor der Konfrontation mit diesem Mann, der unbestreitbar eine wichtige Rolle während seiner Pubertätsjahre gespielt hatte. Nach der Aussage von PaPü fragte der Vorsitzende Kurt Fischer, ob Bartsch seine Anschuldigungen gegen den guten

Hirten zurückziehen möchte. Bartsch antwortete, er stehe fest zu seinen Behauptungen.

Während seiner Aussage gelang Pater Pütlitz eine bemerkenswerte sprachliche Fehlleistung. Er erklärte der Kammer, was für eine schwierige Aufgabe er mit »hundertsiebzig bis hundertachtzig Jun gen« gehabt habe, und fügte dann hinzu: »Man muß doch für Ordnung sorgen mit hundertfünfundsiebzig!« Am Ende seiner Aussage kam PaPü ans dem Gerichtssaal heraus mit einer apoplektischen Gesichtsfarbe fast wie rohe Leber. Kein einziger der wartenden Presseleute versuchte, ihn anzusprechen; uns allen war es klar, daß er für ein Gespräch kaum gelaunt war. Er hat das Gerichtsgebäude in solcher Eile verlassen, daß er nicht einmal sein Spesengeld von der Kasse abholte.

Nachdem Jürgen Bartsch selber die Verhältnisse zu Hause geschildert hatte, in denen er aufwuchs, sagte sein Adoptivvater aus. Da wurde ein ganz anderer Ton angeschlagen, als man ihn während des Wuppertaler Prozesses gehört hatte. Der Wuppertaler Oberstaatsanwalt Fritz Klein hatte damals erklärt: »Das Elternhaus kann nicht besser gedacht werden. Welche nachteiligen Einflüsse sollten von einem solchen Vater ausgehen? Die Mutter hat ihn möglicherweise etwas verzogen, aber ihn mit Liebe und Güte großgezogen.« Der Wuppertaler Gerichtsvorsitzende Walter Wülfing hatte gesagt: »Den Eltern ist vorgeworfen worden, daß sie sich besser hätten um ihn kümmern müssen. Das sind reine Spekulationen.« Das Gericht im zweiten Prozeß in Düsseldorf drückte mehrmals sein Erstaunen darüber aus, daß das Wuppertaler Urteil eine »liebevolle Atmosphäre«, ein »gepflegtes Elternhaus« festgestellt hatte. In Wuppertal war die Jugendgerichtshilfe fast in Mißkredit geraten, weil sie — allein - ein anderes Bild von der Familie Bartsch gemalt hatte. Einer der beiden jungen Sozialarbeiter, die den Bericht der Jugendgerichtshilfe für den Wuppertaler Prozeß vorbereitet

hatten, Dietrich Wilke, war in Düsseldorf wieder dabei. Er hat es nicht gezeigt, aber ihn muß die verspätete Bestätigung ihres Berichts innerlich sehr befriedigt haben.

Die Aussage von Herrn Bartsch in Düsseldorf hat die damaligen Schilderungen der beiden jungen Herren von der Jugendgerichtshilfe, allerdings mit neununddreißig Monaten Verspätung, bestätigt. Er hat in Düsseldorf zugegeben, daß Jürgen in einer »sehr gespannten Atmosphäre« existiert habe. Seine Frau habe das »Führerprinzip« in der Familie übernommen. »Sie wollte kein Kind haben, sondern eine Puppe.« Die ganze Beweisaufnahme hat unter Ausschluß der Öffentlichkeit und der Presse stattgefunden. Während dieser Zeit, nach dem wiederholten Ersuchen der Kammer, ist Frau Bartsch als Zeugin er schienen. Sie saß an einem Tisch mit einer Flasche Wasser und einem Glas und hörte scheinbar mit Erstaunen zu, während Jürgen er zählte, wie sie ihn als Kind, als Jugendlichen und als jungen Mann behandelt hätte. Alles hat Frau Bartsch restlos abgestritten: »Nein, so war das nicht ... Das ist einfach nicht wahr ... Jürgen! Wie kannst du so etwas sagen!« Die zweite der aufschlußreichsten Fehlleistungen des Prozesses kam, als Jürgen erzählte, seine Mutter habe einmal mit einer Bierflasche nach ihm geworfen. Als Frau Bartsch das abstritt, faßte sie die Wasserflasche auf dem Tisch an, und nahm sie in die Hand, als wenn sie sie werfen würde.

Es konnte niemand der Düsseldorfer Kammer vorwerfen, eine 211 enge Skala von psychiatrischen und psychologischen Meinungen angehört zu haben. Acht Hauptgutachter saßen da in einer Reihe, und von den Presseplätzen aus betrachtet, saßen sie von links nach rechts geordnet wie in einem Parlament, in mehr oder weniger passender Reihenfolge von fortschrittlich bis konservativ: Rasch, Lempp, Bo sch, Brocher, Müller-Luckmann, Mantell, Lauber und Pause. Von den drei Gutachtern im ersten Prozeß war nur Herr Lauber übriggeblieben. Prof. Bosch entdeckte »keine

schwerwiegenden Faktoren« während des ersten Lebensjahres von Jürgen Bartsch, was bedeutete : er fand es nicht schwerwiegend, daß das Baby unmittelbar nach der Geburt von seiner Mutter endgültig getrennt wurde, daß es seine ersten elf Monate auf einer sterilen Station der Essener Frauenklinik ohne eine Bezugsperson verbringen mußte und daß die Krankenschwestern es fertigbrachten, es in dem gefährlich anormal frühen Alter von nur elf Monaten »sauber« zu kriegen. Ansonsten aber lieferte Herr Bosch ein aufgeklärtes Gutachten. Unter anderem würdigte er die »überfordernde Persönlichkeit« der Adoptivmutter mit ihrer »undurchschaubar schwankenden Stimmungslage« und, wie Herr Bartsch es selber im Gerichtssaal beschrieben hatte, ihrer »ruppigen Sauberkeitserziehung«. Über Jürgen fragte er: »Wie sollte er sich seiner Mutter gegenüber durchsetzen, wenn das nicht einmal seinem Vater gelang?« Warum die Kammer es für richtig hielt, den emeritierten Prof. Dr. med. Friedrich Panse, einundsiebzig Jahre alt, als Gutachter aus dem Ruhestand ausgerechnet zu einem so horrend verzwickten Fall her anzuholen, blieb das Geheimnis der Kammer. Herr Panse leitete sein Gutachten fast mit der Schöpfung der Welt ein; er stützte seine Meinungen durch für diesen Fall veraltete Zitate von Fachleuten wie Krafft-Ebing oder durch fragwürdige wie die von Jaspers; und er erzählte ausführlich über das Verhalten, zum Beispiel, von japanischen Leoparden.

Als er den Namen des hannoverschen Mörders Haarmann erwähnte, fiel ihm plötzlich eine Anekdote ein. Er hörte auf zu lesen, nahm die Brille ab, gestikulierte und erzählte jovial, wie er und seine Frau auf ihrer Hochzeitsreise Hannover besuchten. Dort hätten sie ein köstliches Kalbsfleischragout gegessen. Bald danach sei die Geschichte des Kindermörders Haarmann bekannt geworden, und seine Frau behaupte bis heute, daß dieses Kalbfleischragout in Hannover suspekt gewesen sei.

Dann setzte er die Brille wieder auf und setzte dröhnend und monoton sein Gutachten fort.

Hans Ludwig Lauber, Professor für Psychiatrie und Neurologie an der Universität Düsseldorf, hatte sich schon vorher anderthalb Stunden lang gegen einen vernichtenden, sehr gut dokumentierten Ablehnungsantrag des Verteidigers Rolf Bossi wegen Befangenheit wehren müssen. Nach Laubers mit gespannter Stimme vorgetragener Selbstverteidigung hat Herr Bossi seinen Ablehnungsantrag gutmütig zurückgezogen. Die Ablehnung von Lauber, der ganz rechts im Gerichtssaal saß, hätte der Kammer einen Grund weniger gelassen, ein aufgeklärtes Urteil zu fällen, nachdem sie auch die konservativste, um nicht zu sagen reaktionärste Schule der Psychiatrie angehört hatte. Bossi hat das vielleicht die ganze Zeit gewußt und den Antrag nur als Taktik genutzt, gewisse vergangene Äußerungen von Herrn Lauber sorgfältig und gründlich für das Gericht zu lüften; das ist ihm glänzend gelungen.

Zur Taktik, die Herr Laube r selber in seinem Gutachten anwandte, gehörte das Zitieren aus den Arbeiten seiner wesentlich fortschrittlicheren Kollegen Wilfried Rasch, zur Zeit des Prozesses an der Universität Köln und heute Ordinarius für forensische Psychiatrie an der Freien Universität Berlin, und Tobias Brocher, Professor am Frankfurter Sigmund-Freud-Institut und Inhaber des ersten deutschen Lehrstuhls für Sexualforschung an der Universität Gießen, die beide wesentlich weiter links als Herr Lauber in der Gutachter reihe saßen. Im Wuppertaler Prozeß von Jürgen Bartsch, nur neununddreißig Monate früher, hatte Herr Lauber eine Verbindung zwischen Sadismus und Sexualität restlos und energisch abgestritten und unter hartnäckigem Druck des Verteidigers Heinz Möller lediglich eingeräumt, diese Frage sei »offen«. In Düsseldorf redete er ziemlich ausführlich über die anscheinend für ihn selbstverständlich gewordene Verbindung

zwischen Sadismus und Sexualität, als ob sie niemand je in Frage gestellt hätte. Man freute sich, daß auch ein neunundvierzigjähriger ehrfurchtgewohnter deutscher Universitätsprofessor noch Neues hinzulernen konnte, auch mit solch bedauerlicher Verspätung.

Im Wuppertaler Prozeß hatte Herr Lauber einen großen, selbst bewußten Auftritt gehabt. Friedhelm Werremeier hat in Düsseldorf sogar ausgesagt, Herr Lauber habe ihn nach seinem Vortrag in Wuppertal gefragt: »Na - wie war ich denn?« In der Gesellschaft der Gutachter im Düsseldorfer Prozeß fühlte sich Herr Lauber sicht bar weniger wohl in seiner Haut. Nachdem er dem Vorsitzenden Fischer vorgeworfen hatte, ihn nicht genug vor den Angriffen des Verteidigers Bossi in Schutz genommen zu haben, hat er sich selbst für befangen erklärt. Es enttäuschte mindestens einen streitfreudigen Gutachter, daß Herr Lauber frühzeitig den Prozeß verließ und endlich in seinen schon verschobenen Schweizer Urlaub fuhr. Ursula Man teil, einundsechzig Jahre alt, Fachpsychologin am Bochumer Institut für Gerichtspsychologie, hatte von allen acht Hauptgutachtern die längste Vortragszeit angemeldet, mindestens anderthalb Stunden — möglicherweise, weil Rolf Bossi sie unmittelbar nach Beginn des Prozesses als inkompetent äußerst scharf angegriffen hatte. Die Adoptiveltern, sagte Frau Dr. Mantell, hätten das »strahlende Baby« Jürgen »mit offenen Armen aufgenommen«. Von den pathologischen Umständen in Jürgens Kindheit ließ sie sich nicht sonderlich imponieren: »Es gibt weitaus schlimmere Milieus.« Sie bezeichnete die Adoptivmutter als »eine unkomplizierte Hausfrau« und die erschreckend kalten und gespannten Zustände zu Hause als »nicht entwicklungshemmend«. Daß Jürgen ihr sagte, er habe sich mit ganzen sechs Jahren »in ein Mädchen verknallt«, bedeutete für Frau Mantell »eine heterosexuelle oder wenigstens bisexuelle Neigung«. Frau Mantell ist aber der einzige Lacherfolg des

Prozesses gelungen, als sie Jürgen über PaPü zitierte: »Ein Franz Josef Strauß in Talar.« Der einzige Psychoanalytiker unter den Gutachtern, Tobias Brocher, hat ein überzeugendes mündliches Gutachten vorgetragen, das aber für viele Anwesende sichtbar wenig verständlich blieb. Erst auf Antrag von Herrn Rasch gelang es, einen Psychoanalytiker zu diesem Prozeß hinzuzuziehen, und damit war nun die einzige Wissenschaft im Düsseldorfer Prozeß vertreten, die Jürgen Bartsch in der Zukunft möglicherweise heilen kann. Als Behandlung hat Herr Brocher eine intensive Psychoanalyse für eine Probezeit von etwa sieben Jahren vorgeschlagen. Danach sollte man eventuell, wenn die analytische Behandlung erfolglos bliebe, eine stereotaktische Gehirnoperation in Erwägung ziehen, die den sexuellen Impuls aus dem Gehirn aus tilgen würde.

Trotz aller erstaunlichen Entblößungen des zweiten Prozesses haben drei der acht Gutachter behauptet, Jürgen Bartsch sei für seine Taten voll verantwortlich. In ihren Gutachten fielen Behauptungen, die Parodien geradezu herausforderten. Ein Kommentar kam von Wilfried Rasch: »Soll Jürgen Bartsch sich wirklich eines Tages gesagt haben, ›Also, nun bin ich zwölf, dreizehn, vierzehn Jahre alt. Was mache ich aus meinem Leben? Ich glaube — ich werde Kindermörder.‹« Herr Rasch machte eine kurze Pause und schüttelte ausdrucksvoll den Kopf. Ein anderer Kommentar kam von Prof.

Elisabeth Müller-Luckmann, die die Behauptung nicht vorbeigehen ließ, es habe »viel schlimmere Milieus« als das Elternhaus Bartsch gegeben. Sie sagte lakonisch : »Das Erstaunliche an den KZ -Lagern war nicht die Todesquote, sondern die Zahl der Überlebenden.« Das zornige Plädoyer des Oberstaatsanwalts Heydenreich ließ er kennen, wie wenig er von den international anerkannten Fachleuten hielt, die, wie der Gerichtsvorsitzende Fischer sagte, in diesem Prozeß »brillant«

begutachtet hatten; Herr Heydenreich hatte die Hauptgutachter spöttisch mit »dem medizinischen Kolloquium am Sterbebett eines Staatsoberhauptes« verglichen. Einen flüchtigen Blick auf die Liberalität seiner eigenen allgemeinen Einstellung, auch als Familienvater, erlaubte er unwillkürlich, als er den allgemeinen Eindruck von Jürgen Bartsch vor dessen Festnahme beschrieb: »Er war das Musterbeispiel von einem lieben, guten Jungen.

Er hatte keine langen Haare, er hatte keinen Bart, er war immer adrett angezogen- er war ein lieber, guter Junge.« Die ganze Gutachterei in Düsseldorf hat Herrn Heydenreich nicht weiter gebracht als seinen Kollegen Klein in Wuppertal; auch Herr Heydenreich hat Lebenslänglich für Jürgen Bartsch verlangt. Er donnerte, sein Verlangen nach Lebenslänglich sei nicht von Rache oder Sühne bestimmt: »Diese Taten können nicht gesühnt werden!« Die tatsächliche, unbewußte Motivierung seiner sichtbaren und hörbaren Erregung hat er nicht erklärt.

Auch in diesem Prozeß merkte man mehrmals, wie langsam alte Ideen sterben. Man kann allenfalls darüber spekulieren, wieviel im Plädoyer des Verteidigers und auch im Urteil des Vorsitzenden für die »breite Masse« bestimmt war. Verteidiger Bossi sprach von der »Prädestinierung, die Jürgen Bartsch in die Wiege gelegt wurde«, Richter Fischer von einer »ererblichen Charakteranlage«, obwohl die modernen Erkenntnisse der Psychologie solche Theorien ein für allemal völlig diskreditiert haben. Glücklicherweise blieben solche Kommentare verhältnismäßig unwichtige Randerscheinungen. Der Landgerichtsdirektor Kurt Fischer, ansonsten ein eminent fairer und unparteiischer Richter, ließ eine wohl unbewußte Befangenheit spüren. Sexuelle Beziehungen zwischen zwei Menschen desselben Geschlechts gelten bekanntlich als homosexuell, ohne daß man sie ausdrücklich als solche bezeichnen muß. Herr Fischer sprach jedoch wiederholt von

»den homosexuellen Wünschen« und »den homosexuellen Handlungen« des Jürgen Bartsch. Rechtsanwalt Bossi hat seinen Mandanten glänzend verteidigt. Wieviel er aber von seinen Problemen verstand, wie viele Recherchen er vorbereitet haben mag, ließ die erstaunliche Tatsache ahnen, daß ihm das vor siebzig Jahren erschienene, damals bahnbrechende Werk von Krafft -Ebing, *Psychopathia sexualis,* bis kurz vor Ende des Prozesses kein Begriff war. Allerdings, eine psychologische Ausbildung der Juristen Fischer und Bossi wäre wohl zuviel verlangt. Ihre Fähigkeiten als Richter und als Anwalt haben sie imponierend erwiesen. Das Urteil gegen Jürgen Bartsch in Düsseldorf lautete: »Der Angeklagte ist schuldig des vierfachen Mordes, tateinheitlich begangen mit Kindesraub und Unzucht mit Kindern, in drei Fällen auch in Tateinheit mit Gewaltunzucht zwischen Männern sowie des versuchten Mordes, tateinheitlich begangen mit Kindesraub und Gewaltunzucht mit Männern. Er wird zu einer Jugendstrafe von zehn Jahren verurteilt, auf die die Untersuchungshaft angerechnet wird. Die Unterbringung des Angeklagten in einer Heil - und Pflegeanstalt wird angeordnet.« Die VII. Strafkammer in Düsseldorf hat in der Tat ein fortschrittliches, mutiges Urteil gefallt, doch in nicht allzu vielen Jahren werden wir auch auf dieses Urteil kritisch zurückblicken und den Kopf über jene Unlogik schütteln, mit der die Kammer zwangsläufig Gesetze hat anwenden müssen. Diese Unlogik zeigt sich schon in der Tatsache, daß sogar der Verteidiger verpflichtet war, zehn Jahre für seinen tiefkranken Mandanten zu beantragen, und das in 205 einem Fall, in dem Strafe absolut keinen Sinn hat, es sei denn, sie könnte die Rachlust der frommen, so völlig unschuldigen *Mitbürger* des Jürgen Bartsch befriedigen.

Der Prozeß gegen Jürgen Bartsch gibt Anlaß genug, daran zu erinnern, daß man in aller Geschichte vergeblich nach einem Menschen suchen wird, der ein besserer Mensch wurde, weil

man ihn demütigte, ihm weh tat, ihn hart behandelte. Schlauer, vorsichtiger, listiger, heimtückischer schon; aber besser? Niemals. Die Staatsanwaltschaft in Düsseldorf hat sofort gegen das Urteil Revision eingelegt. Das bedeutete: ein bis anderthalb Jahre Warten auf eine Entscheidung des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe. Und falls der Bundesgerichtshof ein Revisionsverfahren genehmigte, vergingen wohl nochmals ein bis anderthalb Jahre bis zum neuen, *dritten* Prozeß gegen Jürgen Bartsch. Während all dieser Zeit müßte er in Untersuchungshaft bleiben, und das bedeutete, er dürfte nicht psychotherapeutisch behandelt werden.

Man kam nicht um die Frage herum: Würde er das überleben? Die deutsche Justiz besteht darauf, daß der Angeklagte derselbe unveränderte Mensch bleibe, der er zur Zeit seiner Festnahme war. In sich zerfallen, sich selbst immer wieder zerstören, das darf er; Hilfe in Anspruch nehmen, das darf er nicht. Wilfried Rasch hat in Düsseldorf seine eigene Gesellschaft in diesem Zusammenhang an -geklagt: »Fünf Jahre lang seit seiner Festnahme h a t Jürgen Bartsch jede Nacht Kinder ermorden müssen, und wir haben nichts getan, als zugesehen.« Jürgen Bartsch hat sein ganzes Leben bisher allein und fast ohne jeglichen Beistand in einer Hölle verbracht. Er bewohnt diese Hölle noch heute. Der überwiegende Teil der öffentlichen Meinung hat ihn vielleicht zum »Lustmörder« gestempelt, aber wer die Tatsachen kennt, weiß auch, daß er viel mehr Qual als Lust aus seinen Taten zog.

Allein hat er auch in zwei langen Prozessen auf der Anklagebank gesessen. In solchen Prozessen zieht man in der DDR häufig auch ältere Menschen zur Rechenschaft für den Jugendlichen, auf den sie einen entscheidenden aktiven oder fehlenden Einfluß aus geübt haben. Wer fehlte da neben Jürgen Bartsch in Düsseldorf? Sein leiblicher Vater, der in Düsseldorf zum ersten Mal aussagte und der am Schluß seiner Aussage

seinem Sohn schweigend die Hand gab, behauptete, das Essener Jugendamt habe ihn in seinem damaligen Vorhaben daran gehindert, den Neugeborenen bei seinem verheirateten Bruder unterzubringen, bis er selber eine eigene Familie hatte. Das erklärt die ersten elf Monate des Babys auf einer Krankenhausstation ohne Muttterersatz. Hätten die Jugendbehörden wissen können, was für einen Einfluß ein solcher Anfang auf das spätere Leben haben kann?

Hätten die überarbeiteten Krankenschwestern im ersten Jahr nach einem verlorenen Krieg wissen können, was für Bedürfnisse das später entfesseln könnte, als sie ihn ungeduldig in weniger als elf Monaten »sauber« kriegten? Hitlers Deutschland hatte die moderne Psychologie ins Exil vertrieben.

Die Adoptiveltern, die versuchten, in den ersten Nachkriegsjahren eine Existenz aufzubauen, hatten keine Zeit für das Kind. Jürgen Bartsch hat keine einzige Erinnerung daran, daß sein Vater jemals mit ihm spielte. Herr Bartsch wußte, wie seine Frau das Kind verprügelte, aber er hat den schizophrenen mütterlichen Sadismus nicht gestoppt. Das Aufklärungsbuch, das Frau Bartsch für Jürgen geschenkt bekam, warf sie ins Feuer. Noch heute beschreibt sie ihn, wie beim ersten Prozeß, als »nur ein großes Kind«, und sie sorgte mit allen denkbaren psychologischen Mitteln dafür, daß er bei dieser Entwicklungsstufe blieb.

Herrn und Frau Bartsch gebühren, weiß Gott, Mitleid und Er barmen; aber wie viele Menschen begründen dieses Mitleid, dieses Erbarmen heute mit der allzu simplen Überzeugung, wie Frau Bartsch immer noch behauptet, daß die Eltern alles richtig gemacht hätten? Wie viele bleiben blind davon überzeugt, der »undankbare« Sohn habe aus lauter angeborener Schlechtigkeit seinen Eltern etwas so Abscheuliches angetan? Frau Bartsch hat ihren eigenen inneren, unbewußte n Wunsch für ihren Adoptivsohn in einem Telefongespräch mit einer Journalistin der *Bild-Zeitung* nach der Düsseldorfer Urteilsverkündung

unwillkürlich bloßgelegt: »Lieber wäre ich die Mutter von vier ermordeten Kindern als die Mutter eines Kindermörders.« Und wo war Herr Bitter, Leiter des Essener Jugendamts, zur Zeit der Adoption? Jürgen hat mir geschrieben: »Ich habe ihn bewußt nur *einmal* gesehen, als ich bei ihm zu Besuch war. Eine richtige Unterredung habe ich mit dem Manne nie geführt. Es hat wohl außer Herrn Bitter keiner vom Jugendamt mit meinen Eltern in Verbindung gestanden.« In Düsseldorf hat man auch Herrn Bitter nicht gesehen. Es wäre für die Öffentlichkeit vielleicht einleuchtend gewesen, von Herrn Bitter einmal zu hören, wie viele Adoptionsfälle er mit wie wenig Zeit und Personal kontrollieren sollte.

Der um acht Jahre ältere Vetter, der für Jürgens erste, traumatische Begegnung mit der Homosexualität sorgte, arbeitet heute als katholischer Kindererzieher im Ruhrgebiet. Die Kammer hat ihn nicht einmal als Zeugen vorgeladen.

Fünf frühere Schüler des Marienhausener Don-Bosco-Heims haben die Behauptungen von Jürgen Bartsch unerschütterlich bestätigt, daß dort Patres ihre Schützlinge mehr als brutal mißhandelten. In diesem Fall wenigstens darf einer von ihnen vielleicht mit einem eigenen Prozeß rechnen, wenn die Wiesbadener Staatsanwaltschaft ihren auffallenden Widerstand gegen die Fortführung dieser Ermittlung überwinden kann. Die Heimleitung in Marienhausen hat Pater Pütlitz noch nach seiner Aussage im Düsseldorfer Prozeß als »unseren fähigsten Mann« beschrieben, auf den man »stolz« sei.

Welchen Einfluß wird dieser wichtige Prozeß auf die Öffentlichkeit haben? Was wird sie aus ihm lernen?

Unter den Kulturstaaten steht Deutschland mit einer langen, beschämenden Tradition an erster Stelle als der kinderfeindlichste. Da Kinder nicht strafmündig sind, darf es in der Bundesrepublik Deutschland keine Kinderkriminalität geben; man spricht stattdessen von »kriminellen Taten von Kindern«. Im Jahre 1970 gab es zirka siebzigtausend, und in

den drei vorangegangenen Jahren war die Zahl um ein Viertel gestiegen. Am häufigsten kommen Eigentumsdelikte, Sachbeschädigung und Brandstiftung vor. Jedem Kind garantiert das Jugendwohlfahrtsgesetz das Recht auf Erziehung zur leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit, aber auf der anderen Seite räumt das Bürgerliche Gesetzbuch den Eltern fast uneingeschränkte Gewalt über das Kind bis zu seinem einundzwanzigsten Geburtstag ein. Auch heute noch halten zwei Drittel aller westdeutschen Eltern Schlagen für die »wirksamste« Erziehungsmaßnahme. Das Recht, ihre Kinder zu züchtigen, billigt sogar das Gesetz den Eltern zu. Bekannt wird nur etwa ein Fall von Kindesmißhandlung unter zwanzig.

Auf zweihunderttausend Einwohner der Bundesrepublik kommt nur eine Erziehungsberatungsstelle.

Für jede gewöhnliche Tätigkeit verlangt man Nachweise von

Fähigkeiten, aber mit der wichtigsten Aufgabe von allen, der Erziehung von Kindern, läßt die Gesellschaft die Eltern im Grunde völlig allein. Es sollte niemanden überraschen, daß die Rückfallquote bei straf fälligen westdeutschen Jugendlichen bei achtzig Prozent liegt. Bonn bezahlt für die Subvention von Butter, Fetten und Zucker in der EWG genausoviel - rund eine Milliarde Mark - wie für die gesamte Kinder - und Jugendhilfe.

Die Bundesrepublik hat nur für jedes dritte Kind einen Kindergartenplatz –und in den überfüllten Kindergärten werden die traditionellen Erziehungsmethoden oft noch rücksichtsloser gehandhabt als in den Familien.

Mit einem Zehntel Quadratmeter - etwa 30 x 30 cm - stellt die Bundesrepublik den kleinsten öffentlichen Spielplatz pro Kind in Westeuropa.

Die Bevölkerung der Bundesrepublik, der es so leicht gefallen ist, aus Jürgen Bartsch einen Sündenbock für eigene Taten zu machen, prügelt jahraus, jahrein etwa neunzig bis hundert Kinder zu Tode und verletzt mehrere tausend schwer. Wenn die Erkenntnisse aus diesem Prozeß diese Statistik

ändern könnten, würden die vier Opfer von Jürgen Bartsch nicht ganz umsonst gestorben sein.

IV. Exkurs: Der Fall Jürgen 2

Etwa zwei Jahre nach dem ersten Prozeß gegen Jürgen Bartsch erfuhr ich aus einer Berliner Tageszeitung von einem Prozeß, der unter strengem Ausschluß der Öffentlichkeit und der Presse statt gefunden hatte. Ein nicht ganz achtzehnjähriger Halbwüchsiger hatte einen elfjährigen Jungen auf einem Rummelplatz in Berlin -Kreuzberg kennengelernt, so wie Jürgen Bartsch seine Opfer auf Kirmesplätzen einst suchte und fand. Der Angeklagte hatte den anderen Jungen in den Grunewald gelockt, ihn dort überwältigt und mit einem Messer bedroht. In der Voruntersuchung erzählte er, er leide unter dem gleichen Trieb wie Jürgen Bartsch. Er hatte eine umfassende Sammlung von Zeitungsberichten über den Fall Bartsch und kannte alle Einzelheiten über dessen Mordserie auswendig. Im Grunewald habe er ähnliches vorgehabt wie Jürgen Bartsch. Im Prozeß selbst widerrief dieser Junge alles. Anstatt zu einer Strafe wegen versuchten Mordes wurde er zu zwei Jahren Gefängnis wegen versuchten Sittlichkeitsverbrechens in Tateinheit mit Verführung eines Minderjährigen zur Unzucht verurteilt. Jürgen Bartsch war seinen Mitmenschen zu spät als krank aufgefallen, um Unheil zu verhindern, aber in diesem Fall in Berlin hatte ein Jugendlicher seine Gesellschaft klar und deutlich gewarnt, daß er schon ein gutes Stück auf dem Wege sei, ein zweiter Jürgen Bartsch zu werden, und daß er dringend Behandlung brauchte. Es interessierte mich, wie seine Gesellschaft auf seinen Hilferuf reagieren würde, und so ging ich dem Fall nach. In einem frühen Gespräch mit einem leitenden Beamten der Berliner Justiz bekam ich meine erste Antwort: »Wie ich seine Gesellschaft kenne, wird sie gar nichts

tun, bis sie entdeckt, er hat schon einen Mord begangen.« Im Laufe dieses Berichts werde ich einige Einzelheiten ändern müssen. Da die richtigen Namen sowieso geheim bleiben werden, nennen wir diesen Jungen Jürgen 2.

Nachdem ich langsam und mit Mühe Jürgen 2's Anwalt, den Staatsanwalt, den Vorsitzenden der Kammer und Jürgen 2's Eltern v on der Ernsthaftigkeit meiner Untersuchung überzeugt hatte, kam ich zum ersten Mal für eine halbe Stunde im Berliner Untersuchungsgefängnis Moabit mit Jürgen 2 zusammen. Er hatte sich durch seinen Anwalt mit meinem Besuch einverstanden erklärt, aber er zeigte sich im Beisein eines Beamten sehr wortkarg und zurückgezogen. Ich erwähnte im Laufe des Gesprächs, daß ich Jürgen Bartsch von ihm geschrieben hätte; zum einzigen Mal zeigte Jürgen 2 eine Spur von Gefühlsbewegung: spontan, dann schüchtern, lächelte er . Ehe ich ihn verlassen mußte, stellte ich ihm die sogenannte Wunsch-probe. Er nannte seinen ersten Wunsch sofort: »Ich möchte mit Jürgen Bartsch sprechen können.« Worüber? »Über seine Fälle, besonders den vierten.« Weshalb? Trotz der Anwesenheit des Beamten antwortete Jürgen 2: »Weil er den so besonders intensiv bearbeitet haben soll.« Und sein nächster Wunsch? »Ich habe keine anderen Wünsche.«

Kurz vor dem verworfenen Revisionsgesuch der Verteidigung stellte der Verteidiger einen Antrag, um Jürgen 2 von einem seiner Gutachter fachärztlich untersuchen zu lassen. Der Beschluß der Kammer verdient Aufmerksamkeit: »Die Stellungnahme der Krankenabteilung der Untersuchungshaftanstalt Moabit und die nerven -fachärztliche Stellungnahme des Dr. M. geben nicht die geringsten Anhaltspunkte dafür, daß bei dem Verurteilten die behaupteten Verschlechterungen des Gesundheitszustandes, insbesondere eine seelische Erkrankung mit akuter Selbstmordgefahr, vorliegen.« Schon vor seiner Festnahme hatte Jürgen 2 mit nur sechzehn Jahren einen ernsten, fast erfolgreichen

Selbstmordversuch unternommen. In dem Beschluß heißt es weiter: »Der Verurteilte hat in der Haft von sich aus nie über Beschwerden irgendwelcher Art geklagt; er hat sich selbst auch nie zur ärztlichen Sprechstunde vorgemeldet. Die nervenärztliche Untersuchung durch den Oberarzt Dr. M. hat vielmehr ergeben, daß weder körperliche noch neurologische Krankheiten vorliegen. Der Verurteilte ist haftfähig. Da das Urteil rechtskräftig geworden sein soll, steht einer Verlegung des Verurteilten in eine sozialtherapeutische Abteilung mit besseren Behandlungsmöglichkeiten nichts mehr im Wege. Einer gesonderten Begutachtung des Verurteilten bedarf es unter diesen Umständen nicht.« Aus Moabit sollte Jürgen 2 in die Jugendstrafanstalt Plötzensee gebracht werden. Frau Dr. Elisabeth Harre, die diese Anstalt leitet, hatte die Akten von Jürgen 2 kurz vor meinem ersten Besuch bei ihr gelesen, und sie sagte mir, sie fände sie ziemlich erschütternd. Ich fragte nach den psychotherapeutischen Möglichkeiten in Plötzensee. »Im Augenblick gibt es hier gar keine«, sagte Frau Harre. »Wir haben neulich wenig Glück mit unserer psychotherapeutischen Abteilung gehabt, und das Personal ist vor kurzem in die Strafanstalt Tegel umgezogen. Wenn dieser Junge unbedingt psychotherapeutische Behandlung haben muß, müssen wir ihn nach Tegel schicken.«

»Also in ein Gefängnis mit älteren Verbrechern zusammen.«

»Nach seiner Strafzeit«, meinte Frau Harre, »wird er sich sowieso daran gewöhnen müssen, unter Erwachsenen zu leben.«

Nach einem langen, für mich deprimierenden Gespräch schaute mich Frau Harre plötzlich scharf an und sagte: »Warum behandeln *Sie* ihn nicht?« Ich erklärte Frau Harre, ich sei kein Psychotherapeut und würde so etwas niemals versuchen.

Sie reagierte mit einer ungeduldigen Handbewegung und sagte: »Ach, wissen Sie, freundliches Interesse und

menschliche Wärme können auch manchmal eine therapeutische Wirkung haben. Wenn Sie bereit sind, ernenne ich Sie zu seinem offiziellen Schutzhelfer. Sie könnten ihn besuchen, so häufig Sie wollen, so lange Sie wollen, und unter vier Augen. Er hat sonst niemanden, der so etwas macht. Nehmen Sie es an?« Ich erklärte dieser erstaunlichen, reizenden, intelligenten, erfrischend aber verblüftend unbürokratischen und unkonventionellen Dame, dies sei eine gänzlich unvorausgesehene Entwicklung; ich müßte sie mir selber sehr ernsthaft überlegen, und ich müßte selbst - verständlich die Zustimmung von Jürgen 2 und von seinen Eltern haben.

Nachdem alle drei zugestimmt hatten, habe ich diese keineswegs kleine Verantwortung angenommen.

Schon zu Beginn unseres ersten Gesprächs unter vier Augen habe ich Jürgen 2 gesagt, er könnte mich mit nichts schockieren und wahrscheinlich auch nicht überraschen. Als ich ihn bei einem scheinbaren Widerspruch ertappte, sagte er: »Was die Gutachter im Prozeß sagten, können Sie meistens vergessen. Nachdem mein Anwalt erfuhr, was ich alles während der Voruntersuchung schon gestanden hatte, hat er mir erklärt, ein Schuldspruch wegen versuchten Mord es würde eine viel längere Strafe bedeuten als eine wegen versuchter Unzucht und ich sollte, wie er sich ausdrückte, so ein bißchen erzählen. Und so habe ich allen so ein bißchen erzählt. Ich habe zum Beispiel behauptet, ich hätte Kinder in Städten schon umgebracht, wo ich nie im Leben gewesen bin. Und die Taktik hat gewirkt.

Wegen versuchten Mordes wurde ich jedenfalls nicht verurteilt.« Da kein Anwalt jemals zugeben würde, einen Mandanten so beraten zu haben, habe ich Jürgen 2's Anwalt nicht einmal darüber befragt. Ich nehme fest an, er wußte, wie dringend Jürgen 2 Psychotherapie brauchte, er wußte auch, was er an Therapie während der Haftzeit erwarten könnte, und er

wollte darum die Strafzeit so kurz wie möglich halten, um eine möglichst frühe Behandlung zu ermöglichen. Schon das erste von vielen sehr langen Gesprächen machte mir klar, daß Jürgen 2 viel kränker war, als die Menschen ahnten, die zu dem Zeitpunkt sein Schicksal und seine Zukunft bestimmten. Von der Ernsthaftigkeit seiner Mordphantasien, seines Tötungsdranges, hat er mich überzeugt. Seine Probleme ähnelten in ihrer Dringlichkeit denen des jüngeren Bartsch, als er vor seiner Festnahme mit seinem eigenen Trieb noch rang. Jürgen 2 hat Mordphantasien zum ersten Mal etwa sechs Monate nach seiner Entdeckung der Masturbation erlebt. Die Phantasieerlebnisse fingen mit der Folterung eines kleinen Jungen an. Innerhalb von nur einigen Tagen weitete sich die Phantasie auf Mord aus. Diese Phantasie wiederholte sich jedesmal, wenn er masturbierte, und das geschah zwangsläufig jede Nacht. Jürgen 2's früheste Kindheitserinnerung führt zurück in die Scheune seiner Großeltern, wo er sich selbst lang und hart mit einem Stock aufs Gesäß schlug. Man hat diese Art krankhafte Selbstbestrafung bei Babys (auch bei Affenbabys) beobachtet, die in frühester Kindheit nicht genug Mutterwärme erfahren haben. Jürgen 2 verbrachte viel Zeit während seiner vier ersten Jahre bei den Eltern seiner Mutter. Ihr psychologisches Geschick mit ihrem Enkel kann man daran messen, daß sie ihm erzählten, er dürfe seinen Penis nur möglichst selten anrühren, sonst würde er Würmer in der Hand bekommen, die den ganzen Körper ausfressen würden. Jahrelang hatte er darum Angst vor seinem Geschlechtsteil, als wenn es etwas Giftiges wäre.

Mit der Pubertät meldete sich auch bei Jürgen 2, wie bei Jürgen Bartsch, eine gleichgeschlechtliche Triebrichtung. Das verbreitete Vorurteil gegen Homosexualität hinderte ihn, jemandem von seinen quälenden Mordphantasien zu erzählen; er konnte nicht von der einen Sache reden, ohne die andere zu verraten. So schwieg er ganz und gar. Seine Mordphantasien

quälten ihn schon, ehe er von der Existenz von Jürgen Bartsch überhaupt gehört hatte. »Ich stand«, erzählte er mir, »völlig alleine da, wie jemand vor einem Spiegel, der aber kein Spiegelbild zeigt. Als ich von Jürgens Verhaftung und Geständnis las, war der Spiegel vor mir nicht mehr leer. Ich war nicht mehr der einzige solche, den es auf der Erde gab.« Eine Freundschaft von Jürgen 2 mit einem gleichaltrigen Schüler entwickelte sich zu einem sehr engen Liebesverhältnis. Jürgen 2's Mutter versuchte die Intensität der Freundschaft zu bremsen. Jürgen 2 führte offene Gespräche über seine sexuellen Konflikte mit einem seiner Lehrer, dem er vertraute, aber auch hier versuchte Jürgen 2's Mutter, die Beziehung zu unterbinden. Jürgen 2 sagte mir: »Sie hat versucht, mich von den zwei wichtigsten Menschen abzuschneiden, die es damals für mich gab.« Jürgen 2's sadistische Andeutungen machten seinen Freund nervös und trieben ihn schließlich weg, zur Freude von Jürgen 2's Mutter, zur noch heute andauernden Verzweiflung von Jürgen 2 selbst. Insgesamt ist Jürgen 2 dreimal von zu Hause fortgelaufen. Nach dem dritten Mal hat ihn sein Vater, der ihn nur selten strafte, in seiner verzweifelten Ratlosigkeit mit einem Lederriemen zusammen geschlagen und dann getreten. Erst nach dem Zwischenfall mit dem Elfjährigen im Grunewald ist den Eltern von Jürgen 2 wieder ein gefallen, daß ihr Sohn damals schluchzend auf dem Boden lag und rief: »Helft mir doch ... warum hilft mir denn keiner?« In einem Brief, den Jürgen Bartsch an Jürgen 2 auf meine Veranlassung verfaßte, hat Bartsch ironischerweise eines falsch verstanden. Das Berliner Gericht hatte in seinem Beschluß eine psychotherapeutische Behandlung für Jürgen 2 vage empfohlen, aber keineswegs angeordnet. An Jürgen 2 schrieb Jürgen Bartsch: »Mein lieber Junge, entschuldige, daß ich Dich so anrede, obwohl ich nur wenig älter bin als Du. Mr. Moor hat mir von Dir erzählt, und ich halte es für meine Pflicht, Dir zu schreiben. Ich glaube nicht etwa, daß ich an Deiner Tat

›schuld‹ sei; Herr Moor hat recht, wenn er sagt, daß Du, gäbe es mich überhaupt nicht, ›etwas ganz Ähnliches‹ getan hättest. Was mir aber vor allem am Herzen liegt, ist es, Dich zu warnen. Zu warnen davor, aus Trotz oder dergleichen die Hände zurückzuweisen, die Dir helfen wollen. Ich glaube nicht, daß die Staatsanwaltschaft mit ihrem Antrag in der R e v i s i o n. Ich danke, daß es bei dem ersten Urteil bleiben wird oder Du sogar freikommst . Beides kann für Dich die große Chance sein, wenn Du nur freiwillig bereit bist, an Dir zu arbeiten, in eine Behandlung einzuwilligen, und Dich dabei anzustrengen. Ein Freispruch allein kann, mach Dir da nichts vor, solange Du eventuell eine Behandlung ablehnst und außerdem Dein Triebverlangen noch vorhanden ist und Du Dich vielleicht eines Tages doch wieder nicht beherrschen könntest, anderen Menschen großes Unglück zufügen und Dich für weitaus längere Zeit als heute hinter Gitter bringen.

Und noch etwas muß Dir eindeutig klar sein: Ich sage es nicht, weil ich glaube, daß Du wieder so etwas tun würdest (im Gegen teil, ich bin sicher, daß Du es nie wieder tun wirst), sondern ich sage es nur der Vollständigkeit halber: Sollte irgendwann noch einmal bei Dir Ähnliches vorkommen, hättest Du nicht die geringste Chance, der Polizei oder Justiz zu entgehen, weil Du heute bereits in einer speziellen Kartei (›Sittlichkeitstäter an Kindern‹) registriert bist; sollte also in zehn Jahren ein Kind verschwinden, so würde im ganzen Land jeder ›Ehemalige‹ - es sind Tausende — überprüft. Auch Du hättest für einen oder mehrere Tage Dein Alibi nachzuweisen. Aus dieser Schlinge kämst Du niemals heraus. Mit dem ›großen Unbekannten‹ ist es seit dem Tag Deiner Verhaftung ein für allemal aus. Dies, wie gesagt, nur der Vollständigkeit halber.

Ob Du das Urteil als ›ungerecht‹ empfindest, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß einem Jungen, der eine solche Tat begangen (oder versucht, wenn Du willst) hat, noch niemals in unserem

Land solche Gelegenheit zu psychiatrischer Behandlung angeboten worden ist. Ich bin überzeugt, daß Du ein Gewissen hast. Wenn Du es hast, dann ergreife diese Möglichkeit, die, ich wiederhole es, eine Hand ist, die man Dir reicht!

Ich hatte mit vierzehn dasselbe getan, wie Du jetzt. Es war bekannt, wenn auch ohne Geständnis, aber es stand in den Akten, und die Kripo war überzeugt, daß ich es getan hatte. Zu mir hat niemand damals gesagt:

›› Wir wollen helfen.‹

Entscheide Dich. Du hast im wahrsten Sinne des Wortes Dein ganzes Leben (und vielleicht auch das von Kindern, aber das weißt nur Du allein) in Deiner eigenen Hand. Laß mich Dich bitten, mach es besser als ich es tat! Laß es nicht zu, mein Junge, daß man später von Dir sagt: ›Damals hätte man ihm noch helfen, ihn noch vor sich schützen können, aber er hat nicht gewollt.‹« In seiner Antwort an Jürgen Bartsch hat Jürgen 2 am Heiligabend aus der Anstalt Plötzensee geschrieben: »Was ich in den letzten anderthalb Jahren meiner Haftzeit erlebt habe, ist zwar nicht gerade das Gegenteil von dem, was Du meinst, aber es ist nicht alles so gut, wie Du glaubst (jedenfalls hier in Berlin). Es wird zwar viel von seilen der Richter, der Staatsanwaltschaft und Gutachter geredet, aber wenn man mit konkreten Bitten an diese herantritt, dann ziehen sie sich hinter Bestimmungen, Verordnungen und Paragraphen zurück und sind plötzlich nicht mehr zuständig. Keiner der drei Gutachter hat in seinen Ausführungen die Behandlungsmöglichkeiten und mein weiteres Verhalten in der Freiheit behandelt (›weil sie dafür nicht kompetent seien und weil es für das Urteil nicht relevant‹ sei, wie es später hieß). Sie haben zwar stundenlang darüber diskutiert, ob ich bei der Tat zurechnungsfähig war oder nicht, aber zu diesem Thema, welches meiner Meinung nach doch das wichtigste gewesen wäre, haben sie so gut wie nichts ausgeführt.

Auch das Gericht geht in seinem Urteil nicht darauf ein. Es heißt nur ganz kurz: ›Es muß noch genau geprüft werden.‹ Ich meine, daß bei meinen fünf Prozeßtagen dazu Zeit genug war, aber na ja ...

Ich weiß heute nur, daß es nie ›geprüft‹ worden ist und wohl auch nie wird. Auf der einen Seite kann ich das vielleicht sogar noch verstehen, daß keiner die große Verantwortung übernehmen will, aber auf der anderen Seite kann ich mich heute noch sehr gut entsinnen, was nach Deinem Prozeß alles gesagt und besonders geschrieben wurde, daß nämlich die Gesellschaft lernen müßte, sich vor solchen Leuten wirksam zu schützen (und nicht nur durch Gefängnis). Ich glaube, daß die Gesellschaft niemals auslernen wird und daß sie dumm und grausam ist. Mit dem letzten meine ich nicht etwa, daß ich mein Urteil als zu hart empfinde (eher das Gegenteil) ...

Jetzt soll eine *ambulante* Behandlung (eine für mich oder für meine Eltern, wie man will, allerdings sehr kostspielige) eingeleitet werden. !!!!! ICH HALTE DAS FÜR WAHNSINN!!!!!

Aus diesem Grund schrieb ich auch vorhin, daß die Gesellschaft dumm ist und niemals auslernen wird.

Es ist sehr gut und schön, wenn Du mich warnst und mir die spezielle Kartei‹ erklärst, aber was nützt mir das in dem Augenblick, wo ich einen Jungen sehe und ›es über mich kommt‹? Da nützt mir auch mein ganzes Gewissen nicht. Aber das müßtest ja gerade Du, lieber Jürgen, am allerbesten verstehen.

Ich weiß noch heute, wie eine Berliner Tageszeitung schrieb: ›Es darf keinen zweiten Jürgen Bartsch geben!‹ Heute weiß ich, daß es immer einen geben wird! Ich bete schon für die Kinder, die auf solche Art und Weise noch werden sterben müssen!« Als Jürgen 2 damals den Elfjährigen im Grunewald überfiel, hatte er seinen Mordplan schon lange in allen Einzelheiten sorgfaltig aus -gearbeitet. »Aber ich wollte auch

damit auffallen. Ich hatte vor, den Kopf an den Straßenrand zu stellen, damit man mich fassen würde, müßte. Ich hatte es nötig, so etwas zu tun, da niemand, niemand verstand, was Furchtbares in mir passierte.« Auf meine Frage, ob er sich als krank betrachtete, antwortete Jürgen 2 nachdenklich: »Ich glaube vielmehr, ich bin wahnsinnig.« Während des Überfalls, so hat mir Jürgen 2 erzählt, war es, als ob er zwei Gehirne hätte. »Eins sagte, weitermachen, das andere, aufhören. Dann fragte mich der Junge: ›Hast du schon viele Kinder umgebracht?‹ Das war genau, wie das vierte Opfer von Jürgen Bartsch ihm unter ähnlichen Umständen plötzlich eine unerwartete Frage stellte.

Schlagartig war meine ganze sexuelle Erregung weg, die Art

Trancezustand, in dem ich mich schon lange befand, verschwand. In einer einzigen Sekunde war ich völlig nüchtern. Es wurde mir plötzlich klar, daß das alles Wahnsinn war.« Und in dem Augenblick, meine ich, hörte Jürgen 2 auf, Jürgen sein zu müssen. Ab dem Augenblick nennen wir ihn hier nicht mehr Jürgen, sondern Jörg. Auf der Basis dieses Ereignisses im Grunewald, das für die Justiz nur Anlaß zur Strafe, nicht zur Behandlung war, kann man Jörgs Therapie, seine Zukunft bauen. Ich möchte ein paar Briefe und Postkarten von Jörg an mich zitieren, nicht aus scheinbarer Unbescheidenheit, sondern um seine Isolation und Hilflosigkeit zu zeigen, denn darum geht dieser Bericht.

28. 1. 1971: »Unser letztes Gespräch hat vielleicht eine neue Phase eingeleitet. Bleiben Sie für mich die große Hoffnung, darum bitte ich Sie von ganzem Herzen!« 30. 1. 1971: »Ich glaube, es war höchste Zeit, daß Sie damals nach Moabit kamen und mit mir viel durchsprachen; es war einfach niemand da (vielleicht war es meine Schuld?), mit dem ich sprechen konnte. Es war und ist eine große Erleichterung gewesen, denn ich war furchtbar alleine und bin es auch jeden Abend aufs neue.

Wenn ich bloß davon loskommen, könnte, wenn ich bloß endlich anfangen könnte zu leben! Daß sich dieser Wunsch gerade in den letzten zwei Monaten bei mir herauskristallisiert hat, daran haben Sie, Herr Moor, den allergrößten Anteil, das muß ich noch einmal ganz deutlich hervorheben! Na ja, es wird schon alles werden! Mit Ihrer Hilfe bestimmt!« 7. 2. 1971: »Bei unserem allerersten Gespräch in Moabit fragten Sie mich nach meinen drei Wünschen. Den ersten und größten habe ich Ihnen damals gesagt. Der wird stehen bleiben. Aber es ist einer hinzugekommen, nämlich der, daß ich endlich geheilt werden möchte. Damals war dieses Verlangen sicher auch schon da, nur Sie haben es glücklicherweise geweckt. Das ist für Sie ganz allein ein persönlicher Erfolg, zu welchem man Sie nur beglückwünschen kann, genauso wie zu der erfolgreichen Mondexpedition Ihres Landes!

Herzlichen Glückwunsch!«

Ich wünschte, ich könnte einen anderen Schluß für dieses Kapitel schreiben.

Mitte Februar 1971 hatte Jörg zwei Drittel seiner (nebenbei bemerkt, völlig sinnlosen, zwecklosen und nutzlosen) Strafzeit abgesessen und wurde in die geschlossene‹ Abteilung einer Nervenklinik versetzt. Kurz vorher hatte ich einen hervorragenden Berliner Psychoanalytiker, Klaus Hartmann, aufgesucht. Als Direktor des Hans-Zulliger-Hauses in Berlin-Tegel hatte Prof. Hartmann viel Erfahrung als Therapeut für Jugendliche. Nachdem ich ihm die Geschichte von Jörg vorgetragen hatte, erklärte er sich unter einigen bestimmten Bedingungen prinzipiell bereit, Jörg zu analysieren, aber er machte mich gleichzeitig darauf aufmerksam, daß er Angebote von zwei Universitäten hätte; er wollte Berlin nicht verlassen, aber es könnte so geschehen.

Kurz ehe Jörg das Jugendgefängnis für die erste Klinik verließ, habe ich einen psychoanalytisch ausgebildeten Oberarzt dort gesprochen. Er sagte, er machte selber nur

Gruppentherapie, und er freute sich, von Prof. Hartmanns Bereitwilligkeit zu hören. In der Klinik bekam Jörg Androcur, Dipiperon und Akeneton; ihre Wirkung glich einer hormonalen Kastration. Sonst, achteinhalb Monate lang, bekam er keine wirkliche Behandlung.

Während dieser Zeit, schon kurz nach Jörgs Einlieferung in diese Klinik, entwickelte sich ein sehr gutes, sogar herzliches Verhältnis zwischen den Stationsärzten und mir. Sie hatten sich schnell von Jörg überzeugen lassen, daß ich allein sein volles Vertrauen hatte. Spontan haben sie vorgeschlagen, wir sollten unsere Spaziergänge auch außerhalb des eingezäunten Geländes der Klinik machen. Ab und zu gingen wir zusammen essen, und ich habe ihn auch zu Fußballspielen seines geliebten Hertha BSC ins Olympiastadion begleitet. Auf seine eigene Bitte ließ ich ihn nie allein. Nach einiger Zeit bekam er auch die Genehmigung, das Klinikgelände mit seinen Eltern zu verlassen, und sie haben ihn jeden Sonnabend und jeden Sonntag zu sich geholt. Es freute mich zu beobachten, wie es mir langsam gelang, das fast gänzlich gestörte Verhältnis zwischen Jörg und seinen Eltern merklich zu verbessern. Ich bin immer in engem Kontakt mit dem Stationsarzt geblieben, und ich habe getan, was ich konnte, um, wie der Arzt es ausdrückte, »mitzutherapieren«. Viele Gespräche haben zwischen Jörg und mir stattgefunden, die er mit keinem anderen geführt hätte. Die Klinik liegt verhältnismäßig günstig, und ich versuchte, ihn viermal jede Woche zu besuchen ; wenn ich verhindert war, habe ich ihn angerufen. An den anderen drei Tagen kam er mit seinen Eltern zusammen, zu denen ich auch ein ausgezeichnetes Verhältnis hatte und noch habe. Nach seinem Selbstmordversuch hatte Jörg zwei Jahre lang eine Art Psychotherapie bekommen. Jörg selber sagt darüber: »Meistens hat der Arzt nur Tischtennis mit mir gespielt.« Obwohl Jörgs Eltern diesen Arzt darum baten, lehnte er, »im Interesse des Patienten«, ein Gespräch mit mir ab. Jörg fühlt sich von diesem

Therapeuten verraten. Während des Prozesses gegen Jörg hat er, zwar mit Einverständnis der Eltern, aber ohne Jörg zu fragen, seine Schweigepflicht abgelegt und vor Gericht ausgesagt. Jörg weiß allerdings nicht, was er sagte; er selber mußte den Gerichtssaal verlassen. Dieser Therapeut und die Mitarbeiter in seinem Institut haben eine pessimistische Prognose für Jörg ausgesprochen, weil er dem Therapeuten von seinen Mordphantasien nie erzählte. Jörg erzählte ihm aber von *Träumen*, in denen er Knaben zerstückelte, und er behauptet, er habe auch von seinen Triebphantasien erzählen wollen. Jörg sagt, er wollte dieses Gespräch mit einem Hinweis auf Jürgen Bartsch anfangen, aber er behauptet, daß sein Therapeut, als er den Namen Jürgen Bartsch aussprach, unwillkürlich sagte: »Ach, dieses Schwein!« Das genügte, sagt Jörg, um ihn zum völligen Schweigen zu bringen. Auf Grund der negativen Prognose dieses Therapeuten hat die Berliner AOK es abgelehnt, die Kosten einer weiteren psychotherapeutischen Behandlung für Jörg, nach seinen sechzehn Monaten im Gefängnis, zu bezahlen.

Als wir noch mit dem Problem der Kosten rangen, rief mich Klaus Hartmann an. Er hatte einen Ruf an die Universität Köln angenommen und würde Jörg als Patienten nicht annehmen können. Er sagte, er hätte schon mit einigen seiner Berliner Kollegen über Jörg gesprochen, aber keiner könne oder wolle ihn als Patienten annehmen.

Der intelligente und engagierte junge Stationsarzt in der Klinik hat sich auch darum bemüht, und auch sein Nachfolger, aber ohne Erfolg. Die von ihnen angesprochenen Analytiker hatten keine Zeit oder ›keine Zeit‹. Andere, vielleicht ehrlicher, sagten, sie fühlten sich nicht in der Lage, einen so schwierigen Fall anzunehmen. Nach achteinhalb Monaten in der ersten Klinik, wo er gar keine Psychotherapie bekam und den Tag meistens auf seinem Bett liegend verbrachte, kam Jörg in eine zweite Klinik. Da seine beiden Eltern an dem Tag arbeiteten,

habe ich ihn abgeholt. Der Direktor der Klinik ließ mir von dem Stationsarzt sagen, wir sollten uns vielleicht mal in der nächsten Woche über Jörg unterhalten. Schon bei meiner ersten Begegnung mit diesem Direktor hatte ich ihm gesagt, ich stünde jederzeit zur Verfügung, wenn ich behilflich sein könnte, aber erst am Tage, wo Jörg seine Klinik verließ, ist er in dieser Form darauf eingegangen. Ich fragte den Stationsarzt, was der Direktor mir zu diesem späten Zeitpunkt wohl sagen wollte. Er antwortete: »Ich glaube, er wollte Ihnen erklären, wie schwierig es sei, den richtigen Therapeuten zu finden.« Am Tage nachdem ich Jörg in die zweite Klinik gebracht hatte, besuchte ihn seine Mutter. Die ganze Zeit, in der sie zusammen waren, weinte er ununterbrochen. Es folgte ein Gespräch zwischen der Mutter und dem jungen Stationsarzt, der Jörg am Tage vorher aufgenommen hatte. Ohne Jörg untersucht, ohne sich mit ihm überhaupt unterhalten zu haben, ohne, wie er sich selber verriet, die Krankengeschichte wirklich gelesen zu haben, erklärte dieser Jörgs Mutter, wie sie mir fast unter Tränen telefonisch berichtete: »Er wird wahrscheinlich sein ganzes Leben in so einer Anstalt verbringen müssen. Die andere Klinik hat ihn einfach abgeschoben, und wir *können* ihn nicht ablehnen, obwohl die Prognose kaum optimistisch ist. Sie dürfen nicht zuviel von uns verlangen. Wir können ihm nicht einfach den Kopf abschneiden und einen neuen aufsetzen. Ja, ja, er wird vielleicht doch eines Tages nicht mehr in einer Anstalt leben müssen, aber wahrscheinlich erst, wenn er sechzig ist.« Jörg war zu diesem Zeitpunkt neunzehn. Seine Bewährung läuft im Februar 1974 ab; dann könnte er möglicherweise mit zweiundzwanzig Jahren wieder ein freier Mann werden. Einige Tage später folgte ein Gespräch zwischen den Eltern und dem nicht psychoanalytisch ausgebildeten Oberarzt. Er wiederholte, in etwas sanfterer Form, was der junge Assistenzarzt schon gesagt hatte. Zwei junge Analytiker in der Klinik hätten Jörg unter sucht und

entschieden, Jörg wolle sich nicht behandeln lassen. Die Prognose von Prof. Hartmann imponierte ihnen nicht. Laut Jörg dauerte diese »Untersuchung« eine Viertelstunde, höchstens zwanzig Minuten. Vier verschiedene Male während des Gesprächs der Eltern mit dem Oberarzt haben sie ihn dringend gebeten, auf mein Angebot einzugehen und Jörg und seinen Fall mit mir zu besprechen, aber er lehnte es ab. Er gab als seine Begründung an, daß ich »von der Presse« sei; aber man darf wohl auch andere Gründe vermuten. Am Ende des Gesprächs teilte der Oberarzt den Eltern mit, er hätte vor, Jörg auf eine andere Station zu verlegen, wo eine Psychologin ihn, wie es hieß, »betreuen« würde. Unabhängig von der Klinik werde ich weiterhin versuchen, auf eigene Faust einen Analytiker für Jörg zu finden. Das Problem der Kosten müssen wir allerdings immer noch lösen.

Je mehr ich mich um passende Behandlung für Jörg bemühte, desto mehr mußte ich den Mut von Klaus Hartmann als Therapeut und sein soziales Engagement als Bürger bewundern. Wie ich aus bitterer Erfahrung feststellen mußte, findet man so etwas unter Analytikern nicht alle Tage. Jeder medizinische Beruf h a t seine mittelmäßigen, minderwertigen und feigen Vertreter, und m dieser Hinsicht bildet nicht einmal die Psychoanalyse eine Ausnahme. Im *Kriminologischen Journal* (Nr. 3/4, 1971), in einer Kritik über Tilmann Mosers Buch *Repressive Kriminalpsychiatrie,* hat Prof. Wilfried Rasch, ein nur bedingter Freund der Psychoanalyse, geschrieben: »Das Beklagens werte ist, daß auf Seiten der Psychoanalytiker in Deutschland (›der Organisationen‹) so wenig Engagement zu spüren war für die Parias dieser Gesellschaft, für die als Kriminelle Gezeichneten [...] Man versuche nur — wie ich es häufig getan habe — einen behandlungsbedürftigen Strafentlassenen auf die Warteliste eines niedergelassenen Psychoanalytikers zu bringen.« Am 1. Dezember 1971 (genau ein Jahr nach meinem ersten Gespräch

mit Jörg in Moabit) hat er an Jürgen Bartsch geschrieben: »Ich bin nun also hier in der neuen Klinik angekommen. Das war am 8. November 1971. Ich war richtig unglücklich, daß ich aus der anderen Klinik raus mußte. Schließlich bin ich dort achteinhalb Monate nach meiner Gefängniszeit gelegen und hatte mich schon richtig an den Trott dort gewöhnt. Außerdem waren dort die Pfleger alle sehr tolerant mir gegenüber, und das fand ich einfach toll. Eine echte Behandlungsmöglichkeit gab es da ja leider nicht, obwohl wir dort Psychoanalytiker hatten, doch die waren zeitlich überlastet und konnten so meine Behandlung nicht übernehmen. Leider, muß ich heute sagen, denn ich wäre gerne dort geblieben. Das ist nun also vorbei.

Ich bin also jetzt schon über drei Wochen hier, ich kann mich aber immer noch nicht an die neue Umgebung gewöhnen. Weiß der Teufel, woran das liegt. Wahrscheinlich daran, daß ich mich eben sehr schwer an eine neue Umgebung gewöhne. Das war im Gefängnis genau dasselbe, immer diese ewige Verlegerei in andere Zellen und andere Gefängnisse. Ich war in drei verschiedenen Gefängnissen. Erstens im Zuchthaus Tegel (übrigens das größte Gefängnis Deutschlands, so wurde mir gesagt), zur Begutachtung in der Krankenabteilung vom 17. Oktober 1969 bis 4. Mai 1970. Zweitens im Untersuchungsgefängnis Moabit vom 4. Mai 1970 bis 19. Dezember 1970. Und drittens in der Jugendstrafanstalt Plötzensee vom 19. Dezember 1970 bis 19. Februar 1971. Aber wie gesagt, es braucht wahrscheinlich seine Zeit, bis ich mich hier in der neuen Klinik eingewöhnt habe. Die Pfleger (zum größten Teil) sind alle sehr nett, aufgeschlossen und tolerant mir gegenüber, obwohl sie alle meine Krankheitsgeschichte kennen. Sie behandeln mich also wie einen vollwertigen Menschen. Ob ich wohl wirklich einer bin, daran zweifle ich selbst ein bißchen.

Das Klima zwischen mir und dem Pflegepersonal ist also zum Glück gut. Auch die Ärzte sind nicht unbedingt abstoßend

mir gegenüber. Der Stationsarzt hat mir auch erlaubt, meine Kontakte nach draußen hin weiter zu pflegen, das heißt, daß mich unser Paule weiterhin Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags besuchen darf, außerdem darf ich am Mittwoch und übers Wochenende (Samstag und dann wieder am Sonntag) zu meinen Eltern nach Hause.

Das sind also alles die positiven Punkte bis jetzt. Es gibt auch natürlich negative Sachen. Das Wichtigste ist, daß ich in einem Fünfbett -zimmer mit anderen leben muß. Das finde ich natürlich weniger schön (nun nicht gerade unmenschlich, wie Du schreibst), aber da kann man wohl nichts daran ändern. Du hast ganz recht, wenn Du schreibst, daß man seine Selbstgespräche (unter welchen ich übrigens auch stark leide) nur auf der Toilette abhalten kann. Es ist nicht ganz einfach mit den Leuten hier auszukommen, denn alle haben eine andere Krankheit. Wir haben einen Blinden auf dem Zimmer, der uns allen sehr viel Arbeit macht, dann noch einen Rauschgift süchtigen sowie einen ›Schizo‹, der außerdem noch schwer herzkrank ist. Man hat es also nicht s o einfach. Es gibt natürlich auch Zweibettzimmer, doch da ist bekanntlich sehr schwer reinzukommen.

Zu Anfang, also die ersten zwei Tage, mußte ich im Wachsaal liegen und durfte nicht mal aufstehen, um eine Zigarette auf der Toilette zu rauchen. Dann wurde ich in einen anderen Saal verlegt, durfte mich aber noch nicht anziehen. Am vierten Tag durfte ich dann meine persönlichen Sachen haben, auch meinen Radioapparat. Ich bin jetzt aber, wie schon gesagt, schon wieder in einem anderen Zimmer gelandet und ausgerechnet in Zimmer 13 —ja, gerade die Unglückszahl. Meine Medikamente bekomme ich weiterhin, wie in der anderen Klinik auch. Und wie ist es mit der Behandlung? Das kann ich ganz kurz sagen: bisher 'wurde noch kein Arzt oder keine Ärztin für mich gefunden. Ich war schon bei verschiedenen Ärzten zur Vorstellung, unter anderem auch bei

einer Psychologin, die ich sehr nett fand, die aber furchtbar viel quasselt. Diese Psychologin soll mich, so sagt mir jedenfalls der Oberarzt, vielleicht betreuen. Also wollen wir mal das Beste hoffen.

Der bisherige Eindruck, den die Ärzte von mir haben, ist nicht gerade überwältigend, denn sie sind der Meinung, daß ich mich gar nicht behandeln lassen will. Ist das nicht paradox, ich gebe mir solche Mühe, *versuche* allen klarzumachen, daß ich eine große Gefahr für kleine Jungem bin und bin auch bereit, mich bei einer evtl. Behandlung voll einzusetzen, und diese Leute wollen mir nicht glauben, daß ich mich wirklich behandeln lassen will. Es ist also alles zum Verzweifeln.

Langsam macht sich bei mir Resignation breit.«

Wie lautete Jörgs Diagnose über seine eigene Gesellschaft, als er ein ganzes Jahr früher aus der Jugendstrafanstalt Plötzensee schrieb? »Ich glaube, daß die Gesellschaft niemals auslernen wird und daß sie dumm und grausam ist.«

V. Das Selbstporträt (2)

Es ist töricht zu glauben, wir könnten die Menschen auf ein Leben in der Gesellschaft vorbereiten, indem wir den üblichen Sozialisationsprozeß umkehren: dem einzigen Lebewesen, das sprechen kann, wird Schweigen auferlegt; ausgerechnet die Menschen, die ins Gefängnis kamen, weil sie noch lernen müssen, sich konstruktiv zu betätigen, werden auf Regeln festgelegt, die alle Bemühungen um konstruktive Äußerungsformen unterdrücken; sie müssen arbeiten, jedoch ohne daß ökonomische Motive wirksam werden können; sie sind in ihrem Verhalten eher bestimmt von der Angst vor Bestrafung als von der Hoffnung auf Belohnung oder vom Appell an ihre höheren Ziele; sie werden eher zum Kriechertum gebracht als zur Stärkung ihrer Standfestigkeit; und man belohnt sie für den Verrat an Mitgefangenen, statt die Entwicklung zu größerer Loyalität zu unterstützen.

John L. Gillin

Ich habe den Verdacht, daß alle Verbrechen, die von den Verhafteten begangen wurden, nicht den Verbrechen vergleichbar sind, die an ihnen begangen wurden und die auf die Gesellschaft zurückfallen [...] Je wütender, je unbarmherziger, je inhumaner der Verbrecher behandelt wird-wenn dies, auch ganz legal geschieht —, desto sicherer können wir sein: die Zahl der Opfer wird steigen [...] Karl Menninger

»Am Abend der Urteilsverkündung im ersten Prozeß, am 15. 12. 1967 in Wuppertal, hatte ich auf einmal das Gefühl, ich bekäme keine Luft mehr und müßte ersticken. Als es gar nicht mehr auszuhalten war, bat ich um einen Arzt, was ich noch nie getan hatte. Es kam ein Sanitäter, Herr Schulz, mit dem ich mich sehr gut verstand. Er stellte fest, daß ich stark erhöhten Pulsschlag hatte, wahrscheinlich durch die Angst, und er war in

der Nacht noch zweimal da. Jedoch die Atemnot blieb, obwohl es mir zu dumm war, deswegen in den nächsten Tagen schon wieder nach einem Arzt zu rufen.

Aber in der Nacht vor Heiligabend war es dann gar nicht mehr auszuhalten. Ich bekam nur noch Luft, wenn ich saß oder stand, aber nicht mehr, wenn ich la g. Der Notarzt von Wuppertal kam und gab mir eine starke Beruhigungsspritze, so daß ich in dieser Nacht wenigstens etwas schlafen konnte. Ich flehte ihn an, mir doch zu sagen, was es sei. Aber er gab keine Antwort. Man konnte ihm ansehen, daß es ihm schon schwer genug fiel, mir überhaupt zu helfen. Doch kann ich ihm böse sein?

Als am Heiligabend mittags der Abteilungsbeamte sah, wie es um mich stand, war ich kaum in der Lage, zu sprechen. Herr Loose, so hieß er, besorgte ohne viele Worte ein paar ›Librium forte‹, starke Beruhigungstabletten, für Nerven und Gehirn, welche ich seit dem Tag dreimal täglich bekam. Sogar bekommen mußte. Einige Zeit danach bestellte mich der Arzt zu sich, und ich sagte ihm, daß ich gar nicht so begeistert sei, immerzu Tabletten nehmen zu müssen. ›Sie müssen sie aber noch eine Zeitlang nehmen, weil Sie zur Zeit einen Nervenschaden haben. Das legt sich aber mit der Zeit wieder. Auf jeden Fall kommt so etwas schneller, als es verschwindet‹ sagte der Arzt.

Was ich aber denn nun eigentlich hätte, fragte ich. Wir haben uns dann etwas darüber unterhalten, und er erklärte mir: ›Wahrscheinlich ist es ein psychisch, also nervlich bedingtes Herz -Asthma. Wir Ärzte nennen das Pseudo-Angina-pectoris. Pseudo, weil die Krankheit selbst zwar echt, also organisch ist, Herzkranzgefäßverengung usw., nur eben kein echter *auslösender* organischer Fehler vorhanden ist. Der Körper belügt sich also selbst, wie das meist mit nervlich bedingten Herzkrankheiten ist. Das heißt aber nicht, daß man so etwas nicht ernst nehmen soll. Im Gegenteile So, nun wußte ich

wenigstens genau Bescheid, wenn es auch nichts nutzte. Aber mit den Libriumtabletten konnte ich es wenigstens ›aushalten‹, wie man so sagt. Damals lernte ich aber kennen, was Depressionen sind; wenn einen die normalsten Körperfunktionen bis aufs Blut reizten; wenn man das Gefühl hat, die Zunge läge gleich einem Sack Zement im Mund; wenn die Augenlid-Nerven anfangen, zu zittern, so daß es nicht möglich ist, zu lesen, und so weiter. Bis zu den weißen Mäusen‹ und den Taranteln, die von der Decke hüpfen, ist es dann nicht mehr weit.

Wenn mir jemand früher gesagt hätte, daß die Nerven einem Menschen so zu schaffen machen könnten, hätte ich es nicht geglaubt. Ach was - gelacht hätte ich. Man ändert seine Meinung erst, wenn man es am eigenen Leibe erfahren hat.« Schon fast von Anfang an hatte sich Jürgen prinzipiell mit einer von zwei Operationen für einverstanden erklärt; etwas später hat er sogar darum gebeten.

Die eine wäre eine Kastration, die andere die stereotaktische Gehirnoperation, die den sexuellen Trieb vernichtet. Im Januar 1970 hat er mir geschrieben: »In der Sache der Operationen sagen Sie, Sie verstehen meine Einstellung, halten sie aber für ›krankhaft‹. Sicher werde ich mit einem (vielleicht nicht nur mit einem) Analytiker darüber sprechen, wie Sie vorschlagen, aber ich sehe nicht ein, warum meine Argumente derart krankhaft sein sollten. Meine Ansichten über frühe Ehe sind feststehend. Eine kinderlose Ehe halte ich für absurd, und auch das Argument, daß nicht die kleineren Kinder zu ihrem Vater ›Opa‹ sagen sollen, halte ich für sehr vertretbar. Es gibt viele, viele Menschen, die in dieser Beziehung völlig mit mir einer Meinung sind, und diese Leute sind durchaus nicht alle ›krankhaft‹. Außerdem, haben Sie sich folgende Frage schon mal vorgelegt: Welche Chance hätte ich denn überhaupt, jemals entlassen zu werden, wenn ich eine Operation ablehnen

würde? Allerdings möchte ich betonen, daß meine Entscheidung für die Operation völlig freiwillig ist.

Die Woche nach dem Wuppertaler Urteil habe ich Angst gehabt, etwas zu essen. Ich wollte nichts in die Nähe meiner Luftwege kommen lassen, und ich habe kaum etwas runtergebracht. Dann habe ich noch andere Schwierigkeiten dazu bekommen. Von einem Tag zum anderen bin ich unwahrscheinlich neurotisch geworden. Ich habe Zwangsvorstellungen gehabt. Das bezog sich hauptsächlich auf die Körperfunktionen, die man normalerweise überhaupt nicht beachtet, die zwar laufend, jede Minute da sind, aber denen man sich nicht so bewußt wird.

Das Schlucken, z. B. Die Körperfunktionen! Ich hing daran, so wie man an unnützen Gedanken hängt. Ich konnte mich auf nichts anderes konzentrieren. Am schlimmsten war es mit dem Lidschlag. Damals habe ich gedacht, ich gehe ein, das geht einfach nicht mehr weiter. Ich konnte plötzlich nicht anders. Ich mußte darauf achten, auf den Lidschlag. Ich kam nicht mehr davon los. Ich habe das Radio angemacht, Musik angestellt und alles, damit ich davon los käme, wenigstens für ein paar Minuten.

Ich bin aber nicht davon losgekommen. Hinterher habe ich eine fixe Idee gehabt: Es geht alles besser, es wird alles gut, wenn du hier weg bist, du mußt ausbrechen, du mußt nach draußen. Und da habe ich diese Geschichte mit der Pistole gemacht. Ich habe eine Pistole aus Seife zusammengebastelt und die Tabletten genommen und dann diesen Selbstmordversuch inszeniert. Ich habe die Pistole in den Mantel gesteckt. Besonders überlegt war das alles nicht, aber ich hatte einfach nur das eine im Sinn: Du mußt raus, du mußt raus! Es wäre falsch, wenn man jetzt sagen wollte, ich hätte nur gedacht, ich müßte Verbrechen machen usw. Das ist Quatsch. Ich habe nur einen Gedanken gehabt: Hier bist du mit deinen Zwangsvorstellungen eingesperrt, hier erstickst du, und die

Schwierigkeiten hier, die Gedanken, machen dich kaputt. Ich habe wirklich ernstlich gedacht, ich gehe zu Grunde. Mit dem Schlucken, die Zunge rutschte weiter in den Hals rein. Dann auch Herzschlag und Atmung, besonders Herzschlag. Ich habe mich da reingesteigert. Ich konnte nicht anders. Die Luftnot hat bis heute nicht aufgehört. Es reicht noch immer gut zum Sprechen. Ich kann natürlich die Treppe raufgehen, aber heute, wenn ich das mache, bin ich am Pusten. Die echten Asthma-Anfälle sind nicht mehr, aber Angstanfälle mit Schweißausbruch habe ich bis heute noch, etwa einmal im Monat, wo es ganz schlimm ist. Einmal Schweißausbruch, dann ein unwahrscheinliches Gefühl der Leere, es ist nichts mehr da. Ich kann keine richtigen, klaren Gedanken fassen. Können Sie sich vorstellen, daß Sie permanent mit dem Fahrstuhl fahren? Das wäre ziemlich unerträglich. Dann versuche ich natürlich krampfhaft, mich nicht gehen zu lassen und darüber hinwegzukommen. Ich versuche weiterzumachen. Das ist schwer dann zu schreiben. Es verkrampft sich alles. Ich habe dieses Kribbeln in den Händen. Ich habe auch versucht, wenn ich nichts anderes machen konnte, mich aufs Radio zu konzentrieren, was die sagten, aber da lief mir der Schweiß, und da kamen die Angstgefühle. Ich sage mir: Ja, er redet und redet, verdammt noch mal, was sagt er denn? Ich verstehe nicht mehr, ich er fasse nicht mehr, was er sagt. Ich höre die Buchstaben, ich höre die Worte, aber ich kann den Sinn nicht mehr erfassen. Mehrmals habe ich solche Zustände erlebt, wo ich mich teils gelähmt fühlte, wo es ganz schlimm war, dann aber innerhalb einer viertel oder halben Stunde war es vorbei.

Ich habe oft Gedanken gehabt: Jetzt sorgst du dafür, daß die Leute kommen, und dann sagst du, bitte, bitte, bindet mich fest, damit ich nicht irgendeinen Blödsinn anstelle! Vielleicht wird das irgend wann auch mal passieren. Ich meine, man dreht ja mal durch. Schwierigkeiten mit dem Wasserlassen habe ich keine, wenn ich allein bin, nur in Gegenwart von

irgendwelchen anderen, wie auf öffentlichen Toiletten. Wenn jemand daneben steht, der es auch macht, dann geht es einfach nicht, und wenn ich noch so sehr muß, das geht einfach nicht.

Ich schlafe heute auch schlecht, aber doch noch besser als in den letzten Jahren vor meiner Verhaftung. Hier machen die das Licht um 22 Uhr aus, aber für mich ist vor 23 Uhr oder Mitternacht ans Schlafen überhaupt nicht zu denken. Wenn ich aber einschlafe, dann schlafe ich durch. Meistens wache ich von allein auf. Ich habe nicht das Gefühl, besonders ruhig zu schlafen. Ich persönlich vermute, daß ich in dieser Oberschicht, dieser Traumschicht bleibe. Träume sind ja kein Beweis dafür, daß ich tief schlafe. Im Gegenteil. Vor meiner Festnahme war das noch schlechter. Da habe ich nächtelang überhaupt nicht schlafen können. In den letzten Jahren zu Hause habe ich nur einschlafen können, wenn Musik leise lief, Radio oder Tonband, aber irgend etwas mußte an sein. Bei völliger Ruhe konnte ich nicht einschlafen - völlig umgekehrt, wie es normalerweise ist. Und wenn ich schlafen konnte, bin ich sehr früh aufgewacht, oft um 3 Uhr schon.

Ich habe mir Schlaftabletten gekauft. Das war zwei oder drei Jahre vor der Festnahme. Dann konnte ich schlafen, aber ich habe immer einen Horror vor Schlaftabletten gehabt. Körperlich vertrage ich sie einfach nicht. Ich habe einen viel trockeneren Mund als sonst, und sofort ist die ganze Nase zu. Ich habe teilweise fünf oder sechs Tabletten genommen. Meine Eltern haben mich ein- oder zweimal mit Schlaftablettenröhrchen erwischt. Meine Mutter hat mich ziemlich ausgeschimpft. Ich hatte an sich darauf geachtet, daß sie das nicht merken sollen.

Was hinderte mich am Schlafen? Persönliche Schwierigkeiten — wie soll man das ausdrücken? Alles altmodische Wörter, Gewissen usw. Ich war doch ziemlich gedrückt. Einmal habe ich darüber nachgedacht: Was hast du nun gemacht und wie konntest du das nur tun? Und zu anderen

Zeiten, wo der Trieb sich bemerkbar machte und ich sexuelle Phantasien hatte, was sehr, sehr oft kam, da habe ich dann eben anders gedacht: Wie um Gottes willen kannst du es weitermachen, oder wie kannst du es noch besser machen? Wie kannst du das alles noch ausbauen? usw.

Ich habe ein klein wenig Selbsthypnose damals von dem Neurologen in Wuppertal gelernt. Er hat mir gesagt, Tabletten usw. würden mir nicht helfen, und da hat er wahrscheinlich recht gehabt. Er hat mich mit autogenem Training behandelt. Sie wissen, daß Sie Ihrem Körper Befehle geben können und daß er gehorcht: linkes Bein ganz schwer, und dann ist es eben ganz schwer. Ob das für den Kopf mit dem Gehirn usw. auch geht? Ich will ehrlich sagen, daß ich bei zwei Versuchen den starken Eindruck gehabt habe, daß das wirklich möglich ist, daß das für mich eine gewisse Versuchung ist. Ich muß mich, ehrlich gesagt, ein wenig mit Gewalt davon abschließen, denn sonst lege ich mich eines Tages hin, und dann rufe ich mir das alles zurück, und dann ist es aus, dann bin ich weg. Ich glaube, ich bin durchaus fähig, das zu machen. Wenn es wirklich mal richtig los geht, wenn es so weit ist, dann weiß man gar nicht, was passiert, ob man sich selbst überhaupt zurückholen kann. Das sind Dinge, die ich mich heute noch scheue, auszuprobieren.« Zu den Untersuchungen des Gutachters Prof. Rasch gehörte eine Hirnkammerluftfüllung, um durch Röntgenbilder festzustellen, ob es da organische Anomalitäten gäbe. Am 28. Oktober 1970 schrieb Jürgen: »Nächste Woche werde ich (mit meiner Erlaubnis) für einige Tage krank gemacht. Ziemliche Kopfschmerzen werden die Folge sein. Ich meine, schlimmer als die Kopfschmerzen, die ich jetzt und heute habe, können sie kaum sein. Ich weiß kaum noch, wo er nur steht, der Kopf.« Nach dem Eingriff sollte Jürgen mindestens vierundzwanzig Stunden liegen. Er hatte während des Röntgens einen nicht unerheblichen Kreislaufkollaps erlitten, und es ging ihm gar nicht gut. Trotzdem wurde er so

nervös, daß er mehrmals während der ersten Nacht nach dem Eingriff aufstand. Am 30. November 1970 hat er an den ihn behandelnden Arzt geschrieben: »Herr Möller hat mir versprochen, daß Sie mir *nicht* böse sind. Ich glaube, es ist verständlich, daß ich anfangs Angst hatte, ich sei ›verbrannt worden. Daß das Unsinn ist, weiß ich inzwischen. Ich -weiß aber, glaube ich, noch etwas anderes, was Unsinn ist: zu sagen, es sei ›alles in Ordnung‹. Lieber Herr Professor, ich habe den Verdacht, daß meine momentanen Beschwerden mit der Luftfüllung *überhaupt* nichts zu tun haben! Aber gerade deswegen bin ich sicher, daß etwas nicht stimmt, und gerade darum habe ich in letzter Zeit mehrere Ärzte gebeten, mir zu helfen, aber jeder sagt, ›Das wird besser‹, oder ›Das gehört zu den Nachfolgeerscheinungen‹. Aber es wird ganz objektiv nur stärker und schlimmer, und es gehört eben *nicht* zu den Nachfolgeerscheinungen.

Kopfschmerzen gehören zu den Nachfolgeerscheinungen. Davon spreche ich also nicht. Schwindel, ca. sechs Wochen höchstens. Aber davon spreche ich doch auch nicht! Auch davon, daß ich infolge der anderen Beschwerden oft Angst, Luftnot und, bei meiner Schwächlingskonstitution, auch Kreislaufschwierigkeiten habe, möchte ich nicht viel reden, weil es nicht sehr interessant ist. Was die anderen Schwierigkeiten angeht, nochmals: Ich glaube nicht, daß sie mit der Maßnahme zusammenhängen. Gerade darum bitte ich Sie, mir zu helfen. Es ist der *Kopf*, und da kann es sehr schnell zu spät sein. Ich sage das so nüchtern, wie ich es heute noch kann.

Ich habe seit dem Tag, als ich hier ankam, Tag für Tag einen geradezu unerträglichen Druck, Kopfdruck. Das geht so weit, daß ich mich an die Wand aufrecht stellen muß, weil ich nicht mehr imstande bin, zu liegen. Es geht stundenlang so. Es läßt dann mal ein wenig nach, aber fort, ganz, geht es überhaupt nicht.

Das ist nicht ewig auszuhalten, glauben Sie bitte; ich habe wohl selber zu lange geglaubt, es hätte mit der Luftfüllung zu tun. Hat es aber wohl nicht, weil der Anstaltsarzt mir sagte, daß es sowas als Folgeerscheinung nicht gibt. Also *Einbildung?* Auch das sage ich wieder so nüchtern, wie ich es noch kann: Das ist ein Irrtum von Menschen, die es sicherlich gut mit mir meinen. Ein Irrtum allerdings, der mich durchaus das Leben kosten kann. Warum? Weil es Dinge gibt, die keine Einbildung sein können: Seit einer Woche kann ich nicht mehr richtig lesen. Wenn ich lesen will, verschwimmt alles sofort vor meinen Augen. Der Druck vom Gehirn aus hat sich so verstärkt, daß er nicht nur auf die Ohren, sondern nun auch direkt auf die Augen wirkt. Irgend etwas drückt von *oben* auf meine Augen, und das tut teuflisch weh. Nicht nur das (und daran sehen Sie, daß es keine Einbildung sein kann): Die kleinen roten Äderchen treten hervor, besonders das rechte (wenn man vor mir steht) Auge ist seit Tagen halb rot. Glauben Sie, daß man diese Schmerzen und den immer stärker werdenden Kopfdruck ewig aushaken kann? Ich sage ein schlichtes Nein. Wenn es so weit ergeht, werde ich mich aufs Bett werfen und nur noch vor Schmerzen schreien. Und Sie können mich dann für einen Schwächling und Feigling halten, bis ich an diesem verdammten Mist gestorben bin. Demi hier stimmt doch was nicht, warum glaubt mir das denn niemand? Warum hält sich jeder an der Luftfüllung fest, womit er wahrscheinlich einen großen Irrtum begeht? Warum glaubt man mir nicht, wenn ich sage, der Druck wird von Tag zu Tag stärker anstatt schwächer? Warum hat niemand meine Augen mit dem Augenspiegel geprüft, obwohl der Druck doch objektiv vorhanden ist? Soviel ich weiß, kann man mit dem Augenspiegel allein schon feststellen, ob etwas auf das Auge und ob etwas aufs Gehirn drückt. Warum hat man nicht einmal das getan? Und Sie, Herr Professor? Glauben Sie mir nicht, wenn ich nach der nüchternen Schilderung des Unerträglichen

sage: ›Luftfüllungsschwierigkeiten ganz bestimmt nicht, aber ich bin krank, sehr krank. Es ist etwas anderes. Es stimmt etwas nicht.‹ Es wird tatsächlich von Tag zu Tag schlechter, und ich frage Sie, der ich Sie so geachtet habe: Wollen oder können Sie mir nicht glauben? Wollen oder können Sie mir nicht helfen? Und, weil es eine Sache ist, die mit dem *Kopf* zu tun hat, die letzte Frage, sogar sie mit Sympathie: Herr Professor, bitte glauben Sie, daß ich die Wahrheit sage? Und (weil doch niemand was tut) Sie werden mich doch bitte hier nicht sterben lassen? Bitte ...« Zwei Monate später, am 29. Januar 1971: »Mit meinen Augen ist es nicht besser, leider eher schlechter geworden. Heute morgen hätte ich mich fast ins Bett gelegt und gesagt: ›Macht, was Ihr wollt.‹ Wie viele Tage es noch geht, hängt davon ab, wann die Schmerzen nicht mehr auszuhaken sind. Ich beschäftige mich immer mehr mit meinem Zauberhobby, weil mich das am besten ablenkt.« Jürgen fühlte sich tief beleidigt, als ich einmal von »psychogenen Krankheiten« schrieb. Er faßte das auf als Anklage, er bilde sich seine Leiden einfach ein. Am 7. März 1971 hat er mir geschrieben: »›Böse‹ bin ich Ihnen nicht, aber doch ein wenig enttäuscht, daß Sie meine momentanen Beschwerden (Augen, Ohren) unter ›psychosomatisch‹ eingeordnet haben. Das ist keinesfalls korrekt. Innerhalb von Tagen ist es in letzter Woche so arg geworden, daß ich einen Brandbrief an Dr. Roeder gesandt habe. Ich hatte mich so auf Ihren Besuch gefreut! Ob ich Sie aber noch auf ›beiden Beinen‹ begrüßen kann, das ist möglich, aber längst nicht gewiß. Schmerzen in der Schläfe (links besonders), Beschwerden besonders am linken Ohr können, zugegeben, ›psychosomatisch‹ sein. Wenn ich aber Ihnen ganz nüchtern sage, daß beim linken Auge vom ›Weißen‹ im Augapfel nun endgültig *nichts* mehr zu sehen ist, sollte das vielleicht doch nachdenklich machen. Ich werde mich sowieso bis zur letzten

Minute aufrecht halten, weil ein Mensch wie ich einem Arzt nicht unbedingt trauen kann.

Das ist *nicht* übertrieben. Nur ein Beispiel: Einer der Gutachter sagte mir: ›Ein Zahnarzt hat mir über Sie gesagt: Dem müßte man jeden Zahn bis auf den Nerv .aufbohren und ihn dann liegenlassen, bis er verrückt wird.‹ Und viele Ärzte denken so. Darum mag ich sie auch nicht besonders.

Ich verstehe solche Haltung nicht ganz. Meine Taten kann man noch so sehr *zu recht* verdammen, aber jemanden geradezu foltern wollen, der gefoltert hat, das heißt Sadismus gegen Sadismus setzen. Warum fühlen so viele Menschen unseres Jahrhunderts sich bemüßigt, sich mit jemandem auf eine Stufe zu stellen, den sie als ›Bestie‹ bezeichnen? Weitere Frage: Daß ich meine Taten *nicht* mit *völlig* freiem Willen begangen habe, bestreitet heute kaum jemand mehr. Jeder Gerechte, der mich heute ohne zu zögern foltern würde, würde dies aber aus völlig freiem Willen tun. Der Gerechte, er wäre keiner mehr. Warum steckt noch so viel Mittelalter in uns? Damals wurden Sexualtäter zum Tode verurteilt durch den venezianischen Spiegelsaal. Boden, Wände, Decke -nur Spiegel. In der Mitte ein Stuhl, auf den der Verurteilte gesetzt wurde. Während der Täter seinen eigenen Tod anschauen mußte, weil ihm der Länge nach von ›unten‹ bis zum Hals eine lange Stange langsam durch den ganzen Körper gebohrt wurde, schauten die für das Urteil Verantwortlichen dabei zu und, machen wir uns nichts vor, amüsierten sich meist köstlich dabei. Für das Vorhandensein solcher Urteilsmethoden kann es nur eine Erklärung geben. Der Täter hatte sadistische Triebbefriedigung‹ gesucht. Er lud schwerste Schuld auf sich, was anderen Menschen die Möglichkeit gab, *ohne Schuldgefühle* an eben diesem die eigene sadistische Triebbefriedigung zu suchen. Sich moralisch etwas ›in die eigene Tasche lügen‹, so nennt man das wohl. Nichts anderes tut der *Zahnarzt* Ihres Freundes. Gerechte Empörung? Nein,

die würde sich *nicht* so äußern. Was bleibt? Er wollte immer schon mal foltern, aber er wollte keine Schuld spüren. Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. So bin ich doch wenigstens noch zu *etwas* gut.« 14. 3. 1971: »Beim Arzt bin ich gewesen und habe neue Tropfen für die Augen bekommen. Ob sie was helfen? Das ›Zerren‹ im Kopf und das doppelt Hören waren lächerliche Kleinigkeiten, wenn die Augen nicht so entzündet wären und wehtäten. Seit über vier Monaten ununterbrochen! Darum wirst Du verstehen, daß ich Angst habe deswegen. Sollte das überhaupt nicht mehr aufhören, kann ich mir an fünf Fingern abzählen, daß es in einiger Zeit mit dem ›in die Gegend gucken‹ aus wäre. Das wäre alles nicht so wild, mich würde es nur furchtbar ankommen, wenn ich deswegen meine geliebte Zauberei nicht mehr ausüben könnte. Darum habe ich in den letzten Wochen in geradezu panischer Hast alle nur für mich erreichbare n Kunststücke auswendig gelernt, wozu die Augen nicht benötigt werden. Das sind in erster Linie Hellseh-Kunststücke natürlich, aber das macht nichts, denn die sind hauptsächlich sogar für die Bühne gedacht (so daß es, selbst wenn ich mal nichts mehr sehen können sollte, nicht unbedingt mit der Bühnenzauberei vorbei sein müßte).« »Einmal träumte ich oft hintereinander von einer Straßenbahnfahrt. Ich war allein in der Bahn, und ein riesiger Affe kommt und holt mich raus. Ich schrie natürlich laut und wachte auf. Oft hatte ich auch Alpträume, in denen, Gott verzeih mir, meine Mutter eine Rolle spielte, aber keine gute, sondern eine sehr negative. Entweder verkaufte sie mich, oder sie wollte mich umbringen, sie kam mit dem Messer auf mich los. So habe ich in der Zeit geträumt, wo ich vier bis sieben war. Das waren regelrechte Alpträume, die immer dramatisch und bösartig waren. Was konnte ich für meine Träume? Wie ich darauf reagierte, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich war ich froh, wenn es vorbei war. Getröstet kann mich ja wohl kaum jemand haben. Hätte ich zu meiner Mutter gehen und

bitten sollen: ›Tröste mich, Mami, ich habe gerade geträumt, du hast mich verkauft‹? Ich träume an sich nicht oft, so es mir bewußt ist, und da meine Träume meist unangenehm sind, liegt mir im allgemeinen nicht besonders daran, sie zu behalten. Ich träume meist eher plastisch. An einen wirklich guten Traum kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Etwa 1966-67 hatte ich mehrmals den ganz ›offensichtlichen‹ Traum, ich wäre ausgerissen und liefe durch Städte, Dörfer, Berge rauf usw., und stets eine ganze Horde Jungen hinter mir her, um mich zu fangen und zu erledigen‹. Sicher ziemlich dämlich, so was zu träumen, aber ich fand das gar nicht komisch.

Ich stehe mit meiner Mutter auf ein er Straße, hoch gelegen, und ein Omnibus rast in unheimlichem Tempo an uns vorbei, in die Tiefe, und zerschellt an einem Haus und fangt Feuer. Die Insassen schreien, und ich will hinlaufen, aber meine Mutter hält mich zurück, weil man nichts damit zu tun hat und es nur Arger geben kann.

Ein Traum bestand aus nur zwei Bildern, einmal, wie ich in einer gekachelten Gefängniszelle sitze und draußen dauernd jemand meinen Kopf fordert, und das andere Bild, wo ich in einem amerikanischen Straßenkreuzer sitze und einer großen Menge von Menschen huldvoll zuwinke.

Oder ich bin im Kaufhaus am Stand für Zaubertricks und kaufe und kaufe. Jedesmal, wenn ich einen Trick gekauft habe, sehe ich in der Kaufmasse meine Mutter und verstecke mich. So geht das immer im Kreis, bis ich aufwache. Von meinem Vater habe ich nie geträumt. Nein, das stimmt nicht. Ich stehe im Laden im Fleischerzeug und bediene neben meinen Eltern die Kunden, wie früher, und beim Zusammenrechnen mache ich dauernd Fehler. Vater und Mutter schreien mich an, doch endlich aufzupassen, aber ich sehe nur noch die Zahlen und bin nicht mehr imstande, ihren Sinn zu begreifen. Die Zahlen verschwimmen, und nun brüllen auch die Kunden: ›Voran!‹, und ich komme in eine Panik. Ich spüre plötzlich, wie ich vom

Kopf herab eiskalt werde, ihn nicht mehr bewegen kann, dann die Schultern, Arme, Hände und Beine. Zuletzt kann ich zwar denken, aber mich überhaupt nicht mehr bewegen, und um mich herum Geschrei und Gebrüll: ›Wird's bald?!‹ ›Wie lange soll ich noch warten?!‹ usw. Letztere Träume wiederholen sich nicht stets, aber manchmal. Sexuelle Träume habe ich fast nie, nur manchmal in verhältnismäßig harmlosen Bildern, z. B. hübsche Jungen, zehn oder zwölf Jahre alt, in Lederhosen. Ich gehe auf einen zu, spreche ihn an. Er geht mit. Ich schaue auf seine Beine, die Oberschenkel — dann ist stets Schluß, und ich wache auf. Eine sexuelle Aufregung gibt es schon mal, aber keine Ejakulation.

Ich kann mich aus der Zeit, wo ich noch frei war, überhaupt nicht an erotische Träume erinnern. Ich halte sie nur deswegen für möglich, weil sie als wahrscheinlich erscheinen, zumindest mir als Laien. In der Haft hatte ich mehrmals den selben erotischen (erotischen?) Traum: Ich bin auf der Suche nach Opfern, und überall sehe ich schöne Jungen in kurzen Hosen und Lederhosen herumlaufen. Ich schaue immer auf die Beine und ins Gesicht und merke, wie ich ganz aufgeregt werde. Dann spreche ich ein Kind an. Es geht auch freudig mit. Ich schaue ihn immer von der Seite an, die Beine, die Hose und so. Und auf einmal wache ich auf. Ich habe zwar in Traum auch an die Tat schon, vage, gedacht, aber im Traum war immer vorher Schluß. Um ehrlich zu sein, als ich aufgewacht war, war ich ganz, ganz furchtbar sauer, daß das nur ein Traum gewesen war. Diese Träume ließen mich erregt *und* deprimiert. Natürlich habe ich sie mit niemandem besprochen. Man schämt sich ja doch. Einmal, ich weiß nicht, ob ich wach war oder schlief, habe ich König Konstantin an der Decke laufen sehen! Vielleicht war es doch ein Traum, aber da waren auch die vielberufenen weißen Mäuse. Einmal waren sie wirklich dabei! Meine Wolldecke hat Linien, und einmal, am hellichten Abend war das, habe ich plötzlich irgendein furchtbar

unsympathisches Gesicht gesehen. Ich habe mich erschreckt und habe die Decke verstrampelt, damit das bloß wegging. In solchen Situationen habe ich tatsächlich immer Angst, daß ich auf irgend eine oder andere Weise überschnappe, und das will ich doch nicht gern. Ich nehme ein Buch oder irgend etwas und vertiefe mich darin. So komme ich dann darüber hinweg. Die weißen Mäuse waren im selben Traum. Ich weiß nicht mehr, in welchem Zusammenhang sie kamen.

In Düsseldorf habe ich eine Zeit gehabt, wo ich furchtbar viel von Autounfällen träumte. Ich bin gefahren, und überall sah ich Autounfälle und Tote und Leichen. Die Straße und die Autos versanken im Morast. Das war ganz schrecklich.

In einem anderen Traum, den ich in Düsseldorf hatte, sehe ich meine Eltern, als sie zum Gefängnistor rausfahren. Es ist Winter. Es kommt eine Lawine und verschüttet den Wagen. Ich habe mich furchtbar darüber aufgeregt.

Ich habe natürlich auch Tagträume, aber das ist meistens eine Wiedergutmachungsangelegenheit. Ich bin z. B. in einem Gefangenentransport unterwegs, und da ist eben ein Unfall oder irgend eine Katastrophe mit Kindern passiert, mit kleinen Jungen und Mädchen.

Sie sind gefährdet, verletzt oder verschüttet, und da komme ich einfach aus diesem Gefängnis heraus und helfe eben. Bei meinen Phantasien ist überhaupt viel Machtwunsch, Machtgedanke dabei. Ich bin überzeugt, daß Machtgedanke ein gut Teil des ganzen Sadismus ist. Ich meine persönlich, daß Sadismus ohne Machtlust oder Machtgier nicht möglich ist. Die Hauptsache des Machterlebens habe ich ganz allgemein als das Ausgeliefertsein und das Hilflossein von demjenigen angesehen, und das gab mir das Gefühl der Macht. Nachdem ich eingesperrt wurde, sind diese Phantasien immer schlimmer geworden. Es sind ja immer andere und neuere Methoden dazugekommen. Wenn ich Ihnen das nun definieren sollte, müßte ich auch eine oder eine andere Methode erwähnen, da

käme ich nicht drum rum, und das ist natürlich nicht schön. Ich mache das genau so wenig gern, wie Sie das lesen. Ich würde z. B. als sexuelles Machterlebnis eine Methode anwenden, die mir auch erst in der Haft von der Phantasie selbst aufgedrängt worden ist. Ich würde den Jungen nehmen und die Hände hinter dem Rücken fesseln. Dabei ist es mir egal, welcher Junge es ist, so eben einer meines Alters. Dann nehme ich einen Strumpf oder seine Unterhose oder ein Taschentuch und befehle ihm, den Mund aufzumachen. Ich würde ihm aber nicht einfach das Ding in den Mund stopfen, und das ist, was ich mit Macht meine. Er müßte den Hals aufmachen und dann würde ich den Strumpf oder die Unterhose mit einem Stöckchen reinschieben, daß er keine Luft mehr kriegen würde, daß er dann ein wenig rumtanzen und dann hinfallen und ein bißchen strampeln würde, aber ich würde das schon rechtzeitig rausnehmen. Allein ihm das zu *sagen,* wäre schon ein gewisses Gefühl der Macht. Natürlich würde er dann schreien: ›Nein! Bitte nicht!‹ Dann würde ich sagen: ›Willst du lieber, daß ich dich um bringe?‹ Und dann würde es hinterher natürlich kommen, daß er sagen würde, dann lieber das, und dann würde ich das eben machen.

Eine andere Phantasie geht um die Schippe, mit der ich die Löcher grub. Ich habe mir ausgedacht, daß ich den Jungen nicht nur schlagen und quälen würde, sondern, um alles möglichst in die Länge zu ziehen, würde ich auch noch etwas anderes machen, was mir ein solches Gefühl der Macht verleihen würde. Diese Macht kann ich vom Sexuellen einfach nicht trennen. Das ist eben sexuelle Macht. Dieses Zeichen der sexuellen Macht wäre für mich ganz besonders groß, wenn ich dem Jungen die Schippe in die Hand drücken und ihm sagen würde : ›Nun mußt du, so nackt wie du eben bist, mit den nackten Füßen darauf treten und ein ganz großes Loch hier graben.‹ Vielleicht würde er fragen: ›Du willst mich doch nicht umbringen?‹ Ich weiß nicht, vielleicht würde ich sagen:

›Warten wir es ab‹, oder vielleicht würde ich auch sagen: ›Das ist dein Grab, da kommst du rein, nur dann nicht, wenn du schön brav bist und alles machst, was ich von dir verlange!‹ Das ist ja auch wieder eine Richtung auf Macht hin.

Wenn ich normal und nicht davon beherrscht bin, kommt mir das so grauenhaft vor, das glauben Sie gar nicht! Ich bin an sich nicht kalt, nicht empfindungslos. Ich bin nur einmal - du lieber Gott, verstehen kann ich das selber nicht! Wenn der Trieb vorbei ist, auch diese Phantasien mal über Stunden für Stunden, dann denke ich, wie jeder andere auch denken würde: Um Gottes willen! Was wollen Sie machen ...

Machtphantasien auf anderen Gebieten, etwa politisch z. B., habe ich nie gehabt. Das kommt wahrscheinlich daher, weil ich mich in meinem an sich täglichen Leben als geradezu unvorstellbarer Versager gefühlt habe.« Im März 1970 meldete Jürgen: »Einen neuen Alptraum habe ich mir seit ein paar Wochen angeschafft. Ich bin im Bett, und plötzlich kriechen so große Maikäfer (manchmal sind es auch dicke Spinnen) an mir hoch. Ich, aus dem Bett, laufe durch die Wohnung und trete die Biester kaputt. Auch mit den Händen zerdrücke ich sie, das ist verdammt eklig, aber aus allen Ecken kommen neue gekrochen, auf mich zu und an mir hoch, und, was das Schlimmste ist, sie werden immer größer. Und wenn sie dann so groß sind, daß sie das Maul aufreißen, um mich zu fressen, wache ich auf. Das ist ein ganz verdammter Mist.« »Sexuell interessieren erwachsene Männer und Frauen mich überhaupt nicht, nur, was ja wichtiger ist, am besten gefallen mir ruhige (nicht phlegmatische!), aufgeschlossene, freundliche, und doch schlagfertige, verständnisvolle Menschen mit Herz. Das Geschlecht ist mir dabei egal. Gegen jegliche Salon-Löwen (oder Löwinnen) bin ich dagegen äußerst mißtrauisch. Als Sex-Objekt könnte ich mir einen ›richtigen Mann‹ schon gar nicht vorstellen. Wer über fünfzehn, sechzehn, siebzehn ist, ist für mich sowieso schon ein ›Opa‹. Aggression ist für mich die

Angriffs -T*at,* und Aggressivität ist für mich starke Angriffs-Lust. Manchmal ist letzteres nur vorgetäuscht, man ›tut nur so‹, um sich seinerseits vor Angriff zu schützen. Ich halte mich für gänzlich unaggressiv, so weit es sich nicht um die Sexualität handelt. Wenn man den Sex ausklammert, dann fiele es mir ganz generell mein ganzes Leben sehr schwer, aggressiv zu sein. In meiner persönlichen Erfahrung (ich selber) hat sich die Aggression stets mit Furcht verbunden und mit Zorn.

Mein Gedächtnis ist für Erlebnisse geradezu hervorragend, für Telefonnummern auch noch gut, und Schlager und Gedichte usw. Seltsamerweise für Daten aber sehr schlecht. Mein Gedächtnis ist für ältere Geschehnisse entschieden besser. Was ich heute gegessen habe, werde ich morgen nicht mehr wissen, in ein paar Wochen aber genauestens. Ob für Geschehenes oder Gehörtes, das ist nahezu gleich. Etwas vergessen, was ich nicht tun oder nicht wahrhaben will, kann ich in alltäglichen Dingen nicht (fegen, spülen, sauber machen), wohl aber in lebenswichtigen Dingen, weil man, wenn man da nicht mal ›abschalten‹ könnte, über den grausigen Dingen den Verstand verlieren würde.

Wie jeder andere tue ich verschiedene Dinge zur gleichen Zeit m der gleichen Art usw. Z. B. könnte ich es mir nicht vorstellen, eine Zigarette in der *rechten* Hand zu halten, es würde mich körperlich stören. Auch wenn ich meine Sachen abends vor die Tür stelle, da kommt jedes immer ganz genau an die gleiche Stelle. Auch meine Illustrierten kommen stets an den gleichen Platz, usw., usw. Es kommen heute im Knast ja praktisch keine Unterbrechungen vor, aber früher, ja, da hat mich dergleichen ganz wild gemacht, ganz nervös. Z. B., wenn wir in der Wurstküche jahrelang *erst* Brühwurst, *dann* Kochwurst gemacht haben. Da war mal die Kochwurst Anfang der Woche plötzlich alle, und wir mußten den ganzen Plan umdocken. Ich hatte darüber eine fürchterliche Wut, es war plötzlich alles ganz anders. Auch, als in der Berufsschule die

Tage gewechselt wurden, anstatt freitags mal ein paar Wochen mittwochs, da war es genau so.

Während des ersten Prozesses war es wohl mein größter Fehler, alle Kräfte zusammenzunehmen, um unbedingt ›durchhalten‹ zu können. Und es wurde mir dann ja auch immer wieder ein ›unwahrscheinliches Durchstehvermögen‹ bescheinigt. Das stimmte aber nicht ganz. Es war nur der eiserne Wille, der mich alles so lange ertragen ließ. Darum entstand wohl auch das Bild vom gefühllosen, ›eiskalten‹ Jürgen Bartsch, der in Wirklichkeit alle Mühe hatte, nicht doch umzufallen. Daß ich das Ganze körperlich und seelisch nicht ohne Schaden überstanden hatte, merkte ich erst, wie das ja immer so ist, zu spät.

Am meisten Schuld fühle ich, wenn ich an die Verbrechen denke. Das war aber auch jeweils bei bzw. vor der Tat schon so. Diese Gefühle habe ich dabei durchaus gehabt. Man mag das als einen Widerspruch ansehen, aber sogar da habe ich diese Gefühle ganz intensiv gespürt, ohne aber deswegen die Tat abbrechen zu können, weil das Triebgefühl noch stärker "war. Dieses Schuld - und ›Du mußt es lassen‹ -Gefühl kam jeweils dann in so einer Art Welle, sekundenlang nur, aber wie ein Schauer, ein schmerzliches Ziehen in Magen und Herzgegend, jeweils besonders, wenn ein Kind mich arglos freundlich anschaute oder wenn es mich gar an der Hand nahm, dann war es mir regelrecht schlecht. Wenn es wenigstens noch stärker gewesen wäre, dieses Gefühl zum Guten, wahrscheinlich wäre ich dann innerlich derart hin - und hergerissen -worden, zwischen Drang zum Schlechten und aber auch zum Seinlassen, daß ich körperlich zusammengebrochen wäre. Meine Taten verdecken natürlich alles, woran ich, wären sie nicht geschehen, gedacht hätte. Am meisten schuldig fühle ich mich an den Kindern und an diesen Familien überhaupt, danach an meinen Eltern. Die ›Öffentlichkeit‹ existiert insofern für mich nicht, als ich glaube, daß längst nicht jeder dieser

Menschen Grund hat, zu schreien. Ich meine die deutsche Oma besonders, die nicht raucht, nicht trinkt, sich nicht schminkt, und die so von Herzen überzeugt war, daß Judenkinder keine Milch brauchten. Es geht hier *nicht* um eine ›Aufrechnung‹. Es geht nur darum, ob diese Menschen die berufenen Richter über mich sind. Sachen, die ich nicht gern anrühre: Seide (sehr unangenehmes Ge fühl, außerdem so ›weibisch‹), Pfirsiche, besonders die Haut am Mund, weibliche Kleidungsstücke jeglicher Art, frisch gewaschene Handtücher, Dreck, Schlamm. Besonders gerne: hauptsächlich Knaben-Kleidungsstücke wie Strümpfe, Lederhosen, kurze Texashosen, Hemden, Unterhosen. Allerdings, zu einem Onanieren oder dergleichen war das nicht stark genug. Es weckte Gefühle und Be gehren, aber die Ideal-Verbindung war für mich, wenn beides da war, Kleidung und Kind.

Nicht leiden kann ich Parfüm-Gestank und Krankenhaus-Geruch.

Wenn ich Krankenhaus-Luft rieche, wird mir sofort schlecht, und ich muß mich hinlegen. Vielleicht hat das ein wenig zu tun damit, daß ich fast ein Jahr ›von Anfang an‹ im Krankenhaus gelebt habe. Tee, Kaffee, Limonade, Mix-Obst-Milch usw., Coca, trinke ich alles gerne, doch bis heute mag ich keinen Bohnenkaffee. Von dem scheußlichen Gestank ist mir als Kind mal schlecht geworden. Parfüm finde ich furchtbar, Toiletten- und Küchengeruch unangenehm, bei Körpergeruch kommt es darauf an, das ist verschieden. Ganz gern rieche ich die Luft im Wald, das Feld, wenn es gerade geregnet hat, das ist ganz toll.« Eine meiner Fragen lautete: »Welche Persönlichkeitszüge gehören Deines Erachtens vorwiegend dem männlichen Geschlecht? Dem weiblichen?« Er antwortete: »Ein Mann ist stark, tapfer, mutig, ›edel und gut‹. Dann gibt es auch das Gegenteil, also kein guter Charakter, bösartig, hinterhältig. Aber man sollte natürlich nie sagen: ›So böse ist er‹, sondern in eine Frage kleiden: ›Warum ist er so und nicht anders?‹ Dann

ist ein Mann noch viel mehr auf Sex bedacht als eine Frau. Und der Mann versorgt im allgemeinen Frau und Kinder. Dann hat meistens (nicht immer) der Mann das *Sagen*, also zu bestimmen, und er sollte der Herr im Hause sein. Zärtlich ist er kaum, auch bei seiner Frau kaum, weil er meint, das paßt nicht zu einem Mann. Manchmal hält er sich eine Geliebte, und da findet er es richtig, zärtlich zu sein, auch kommt er sich dann wie ein Held vor. Der Mann ist auch meist in mehreren Vereinen und ist weit sportlicher als die Frau. Er macht Fußball, Handball, Hockey, Boxen usw. Auch sind viel mehr Männer als Frauen in sogenannten leitenden Positionen‹ tätig. Die Frau ist nicht so sexbetont wie der Mann. Oft braucht sie nur den Sex als Lockmittel, um sich einen Mann einzufangen. Zu dem Zweck wackelt sie dann mit den Hüften und führt ihre ›Reize‹ vor. Manche Frauen sind Prostituierte. Wie es dazu kommen kann, verstehe ich noch nicht. Oft sollen es Frauen sein, die gar kein sexuelles Empfinden haben. Dann sind die Frauen noch Mütter, ziehen die Kinder mehr oder weniger gut groß. Die Frau arbeitet meist nur im Haushalt und wartet abends auf den Mann. Oft treibt sie ihn auch zu immer größeren Leistungen, damit sie sich immer mehr kaufen kann, und wenn der Mann sich dann totgearbeitet hat, kassiert sie die große Lebensversicherung. Oft hat die Frau allerdings auch einen Beruf, meist im Büro, und oft wird sie dann die Geliebte des Chefs und kassiert Geld von ihm. Und wenn die Frau mit ihrem Mann Streit hat, hat sie meist so eine Kreisch -Stimme, daß man meint, die Fensterscheiben gehen kaputt. Für jede Frau sind ihre eigenen Kinder stets die allerklügsten und -besten, aber trotzdem haben schon viele Frauen ihre Kinder totgeschlagen. Manche Frauen sind so, wie sie sein sollten, lieb und gut und zärtlich zu ihren Kindern, haben Zeit für sie, spielen mit ihnen und sind immer in ihrer Nähe, weil sie sonst innerlich keine Ruhe hätten, und helfen ihnen bei den Schulaufgaben und tun alles für sie, was sie können. Aber ob

das die meisten Frauen sind, das weiß ich nicht. Frauen sind nicht so sportlich wie Männer, auch so viele gute Stellungen (Arbeitsstellen meine ich damit) haben sie nicht.

Arbeiten tue ich selber viel lieber, am liebsten überhaupt alleine, wo es auch ist. Was ich arbeite, ob im Metzgerberuf oder in Werden im Arrest Pipettengläser zusammensetzen oder Einzelteile von Gasanzündern mit einer großen Elektrohammermaschine vernieten, ob in Wuppertal Bänder zwischen Etiketten kleben, ob in Duisburg Hosenträger-Clips zusammensetzen, nie habe ich so gut, so rasch arbeiten können (auch wenn ich mich anstrengte), wie die anderen, die sich dabei gar nicht anzustrengen brauchen. In Wuppertal habe ich auch mit Gewalt noch nicht einmal das Mindestmaß geschärft, das man machen muß, wenn man wenigstens das Geld bekommen will. So was ist schon verdammt deprimierend. Aber auch in der Lehre hat es stets eine kleine Ewigkeit gedauert, bis ich was Neues gelernt hatte. Seit langem lehne ich die stupide, geistestötende Zellenarbeit überhaupt ab, und ich darf ja nicht mit anderen Gefangenen arbeiten. Seit 1965 sitze ich in Einzelhaft, weil man ja fürchtet, die anderen könnten mich umbringen, sogar in der Kapelle bei der heiligen Messe. Seitdem ich nicht arbeite, lese ich noch mehr als früher. Hör *zu, Micky-Maus,* Zauber-Fachliteratur und Taschen-Krimis (Ullstein) sowie große, teuere Leinen-Krimis. Meine Lieblingsautoren sind Erle S. Gardner, Raymond Chandler, Dashiell Hammett, Ursula Curtiss, Mignon G. Eberhart, Carter Dickson (J. Dickson Carr), Jose Giovanni *(Das Loch),* William P. McGovern *(Seine dunkelste Stunde),*

Brett Halliday, Agatha Christie, Ross MacDonald, Rex Stout, Ngaio Marsh, Ellery Queen, also alles mehr oder weniger ›Elite‹ der Krimi -Schreiber. Darum schäme ich mich auch nicht, von Gardner -Fair begeistert zu sein, oder wenn mir bei McGovern. die Tränen kommen (in seinem zwingendsten Roman mit dem Neger ›Sambo‹, in dem auch die Rassenfrage

behandelt wird), oder wenn ich mich allen Ernstes frage, wie dieser Chandler es geschafft hat, die rauhe Wirklichkeit so darzustellen, wie sie letzten Endes ist, grausam und zugleich sentimental; einsam und allein der Mensch. Aber natürlich lese ich nicht nur Krimis, auch Hemingways *Alter Mann und das Meer, Wem die Stunde schlägt,* die *Griechische Passion,* Hohnes *Orden unter dem Totenkopf, Wenn nur der Sperber nicht kommt, Erlebte Judenfrage,* usw. Letztere Bücher interessieren mich besonders, weil ich mich mit diesen Dingen seit im wahrsten Sinne des Wortes früher Kindheit herumschlage. Ich kann gar nicht anders, als mich auch mit diesen furchtbaren Dingen beschäftigen, weil ich noch den Sinn dessen suche, und ich finde ihn nicht. Wahrscheinlich sollte ich mich damit nicht beschäftigen; ›solche Gedanken sind nichts für Sie, weil Sie ja selbst in einer schlechten Lage sind und nicht zuviel grübeln sollten‹, wird mir manchmal gesagt. Aber dieses Geschehen damals ist derart ungeheuerlich, es geht mir nicht in den Kopf!« Ich habe Jürgen gefragt, ob er sich je als Opfer von Vorurteilen betrachtet hätte und wie er darauf reagiert hätte. »Ganz kraß ist das gewesen beim ersten Prozeß, wo auf einmal gesagt wurde, das Jugendamt hätte, na ja, Sie wissen ja, was ich meine, wo die damals Hellseher gespielt haben auf übelste Weise und mich als Baby schon mehr oder weniger zum Verbrecher gestempelt haben. Daß sie auf so traurige Art ›recht‹ behalten haben, ändert nichts an den Tatsachen. Ich war so perplex und so wirklich erschüttert, daß ich gedacht habe, jetzt mußt Du aufspringen und sagen, oder besser schreien, daß das doch wohl eines der schlimmsten Vorurteile ist, was da völlig regungslos hingenommen wird, und weil das so ungerecht ist, daß ich also ab jetzt nichts mehr sagen würde, weil das ja dann keinen Sinn mehr habe. Aber ich saß nur da und konnte mich gar nicht rühren. Nach einiger Zeit war da nur noch der Gedanke, »Das darf doch nicht wahr sein ...‹ Es gibt Menschen, die alles Gute wünschen, die vor allem

Blumen, gute Musik und Ordnung lieben, auf der anderen Seite aber alles Böse und Grausame, das es gibt (oder auch gab), wissentlich, absichtlich aus ihrem Denken verdrängen, und auf diese Art nur zu oft, ohne es selbst zu wollen, Diktatur und Tyrannei durch ihre Untätigkeit unterstützen. Diesen Menschen ist es undenkbar, daß etwas, was eine Regierung oder eine Behörde sagt, reinweg falsch sein könnte. Es ist für sie unvorstellbar, daß ›die da oben‹ Fehler oder Schlimme res begehen könnten. Sie wünschen eine ›heile Welt‹, die es aber nicht gibt. Sie glauben, daß sie leben, aber sie träumen. Und wenn es dann eines Tages ein böses Erwachen gibt, dann sind es gerade diese Menschen, die ›von nichts gewußt‹ haben, und sie glauben es sogar selbst. Aber einen Vorwurf muß man diesen Menschen machen: Sie wollten es ja auch gar nicht wissen! Und all das lese ich heraus, weil jemand Kriminalromane ablehnt, weil sie ›schlimm‹ sind? Ich will Dir etwas sagen: l dieser Mensch lehnt ja nicht nur Kriminalromane ab, er leimt es ah, an irgend etwas zu denken, das ihn beim Blumengießen oder Strumpfstopfen stört, weil es ›böse‹ ist. Außer -dem sind solche Leute viel zu leicht zu beeinflussen. Sie sind es nicht nur, sie waren es auch. Vielleicht verstehst Du, was ich meine. Und manches Grausame wäre ohne die Gleichgültigkeit so vieler ›guter Deutscher‹ einfach nicht denkbar. Und darum möchte ich Dich warnen vor solchen Menschen, die Böses zulassen, indem sie es ignorieren.

›Schreiben‹ als Lebenslänglicher - das halte ich für sinn- und zwecklos. Ein solchermaßen lebendig begrabener Mensch (›humaner‹ im eigentlichen Sinne dieses Wortes ist die Todesstrafe, denn leiden wird man zweifellos als Lebenslänglicher mehr) unterliegt immer einem um Jahrzehnte beschleunigten Zerfleischungsprozeß, und jedem Versuch, das aufzuhalten, wird kaum Erfolg beschieden sein. Auch das ›als Aufgabe zu nehmen‹ - man hört das ja oft - ist gutgemeint, aber

bar jeder Logik; denn um solches Leben, mag es auch verdient sein, als ›Aufgabe‹ nehmen zu können, muß derjenige ein Heiliger sein. Wäre er aber einer, so wäre er kein Lebenslänglicher. Das ›als Aufgabe nehmen‹ setzt also Tatsachen voraus, die wohl in keinem Falle zutreffen.

Ein solcher Mensch tut also gut daran, vom Frühstück zum Abendbrot und von einem Tag zum anderen zu leben. Eines Tages wird er dann sogar ›glücklich‹ sein, weil - er kennt es ja nicht mehr anders. Dieses ›Glücklichsein‹ ist natürlich Selbsttäuschung, denn nichts anderes ist es als der Beginn der regelrechten ›Verblödung‹, die in jedem solchen Fall irgendwann eintritt. Kein gebildeter Mensch, kein Arzt oder Psychiater wird es bestreiten (es tut auch keiner), daß ein Mensch, der sehr lange Zeit hinter Gittern verbracht hat, und, was wichtig ist, ohne jede Hoffnung auf Resozialisierung, daß dieser Mensch nicht mehr ganz normal in unserem Sinne ist. Er hat in jedem Fall einen psychischen Defekt. Ein krampfhaftes Auflehnen dagegen halte ich für falsch, weil man Dinge, welche unter bestimmten Bedingungen ›todsicher‹ auftreten, ja doch nicht verhindern kann.

Das Vernünftigste, meiner Ansicht nach, wäre selbstverständlich, daß es nötig ist, daß jemand eingesperrt bleibt, der ein Triebverbrechen oder mehrere begangen hat. Das ist natürlich unumgänglich nötig. Vielleicht gibt es besondere Anstalten; ich weiß es nicht. Wenn es die gibt, dann würde ich sagen: dahin. Das wäre das Z weck mäßigste. Ich bin hundertprozentig dafür, daß man die Sicherung bejahen müßte. Wenn ich ein außenstehender Gutachter oder Richt er oder Staatsanwalt wäre, würde ich sagen, wenn irgend wann die Möglichkeit bestände, daß der Mann irgendwann wiederhergestellt, gesund gemacht werden kann, wenn das so weit ist, dann bitte schön, mag man den Mann rauslassen.

Auf der anderen Seite würde ich aber als Richter sagen: Eine herab -gesetzte Gefahr bleibt eine Gefahr. Es fallt mir nicht

leicht, das zu sagen, aber ich glaube ganz ehrlich, daß diese Sicherheit den absoluten Vorrang hat. Ich möchte hoffen, daß die Sache nicht ganz aussichtslos ist, solange ein solcher Mensch, was er immer getan haben, mag, sich noch nicht selbst aufgegeben hat. Ich meine, so lange sollte man ihn auch nicht aufgeben.

Vor kurzem, lieber Paule, las ich eine Kurzgeschichte, in. der ausführlich auf Eure angelsächsischen Kinder-Reime *(Mother Goose)* Bezug genommen wird. Da habe ich mich doch ziemlich erschreckt und entsetzt. Gut, etwas Ähnliches gibt es auch bei uns, aber wohl nicht in derart einzigartiger Grausamkeit. Da sind die kleinen Texaner kaum drei Jahre alt und müssen sich solche Verse anhören. Das finde ich ohne jeden Spaß einfach schlimm. Da fragt man sich unwillkürlich, ob man das zur ›Kultur‹ zählen soll? Das einzigste, was ich in dieser Form bei uns kenne, ist ›Hoppe, hoppe Reiter, wenn er fällt dann schreit er; fällt er in den Graben, fressen ihn die Raben‹. Gut, zugegeben, auch nicht zahm oder gütig, aber ich glaube trotz-dem, daß die angelsächsischen Verse für die lieben Kleinen unsere noch weit in den Schatten stellen in ihrer, man kann es nicht anders sagen, Grausamkeit. ›Klein-Willie‹ jedenfalls gibt es bei uns nicht: Klein-Willie hatte ein Schwesterlein. Das hängte er auf, es sollte so sein. Klein-Willie fällt immer was Lustiges ein, dabei ist er erst sechs und noch ganz klein.

Grimms Märchen, teilweise auch recht harte Schocker, fast schon ›Thriller‹, gibt es bei uns wie bei Euch, obwohl ich leider zugeben muß, daß sie von uns stammen. Aber was ich meine, sind ja auch keine Geschichten, sondern diese schrecklichen, scheußlichen Verse. Darin habt Ihr ohne Zweifel den Vogel abgeschossen, im wahrsten Sinne des Wortes. Was meinst Du, was ich damit meine? Ganz recht: den armen Kleinen mit der roten Brust, in der der lange Pfeil steckt. So stand es in der Geschichte. Anschließend, hieß es, stehen

alle um den toten Vogel herum, fragen, wer ihn getötet hat, und jeder ruft: ›Ich nicht! Ich nicht!‹ Wenigstens ein Rest von Menschlichkeit. Der arme Cock Robin! So hieß er doch, oder? Auch gibt es bei uns keinen König, der ›vierundzwanzig Amseln‹ abschießen läßt, sie sich braten und servieren läßt, und ›als er sie aß, fingen sie an zu singen‹! Also wirklich. Und wenn man den Reim von der Farmersfrau und den ›Three Blind Mouses‹ hört, sollte man meinen, daß die Farmersfrauen bei Euch allesamt reine Hexen wären. Da muß man dann schnell ein paar ›Lassie‹-Folgen sehen, um sein Weltbild wieder gerade rücken zu lassen. Aber im Ernst, ich war doch ein bißchen schockiert über diese Verse. Derart wild und mittelalterlich hatte ich sie mir nicht vorgestellt. Kennst Du übrigens das Buch *Das Phantom der Oper?* Ich glaube, daß dieser Mann, durch sein Aussehen und dadurch, daß er von allen, allen anderen Menschen abgeschlossen und isoliert war, nicht mal als verantwortlich für sein Verbrechen bezeichnet werden kann. Er hat ja den Kronleuchter im vollen Opernhaus aus Rache angesägt. Denn ich glaube, man muß das ganz nüchtern sehen, daß dieser Mann hinterher nicht mehr in unserem Sinne normal war. Stelle Dir doch die Menschen vor, wenn er heute durch die Straßen ginge, was er erleben würde, mit seiner abscheulichen Häßlichkeit! Ich glaube, daß er in eine Art zwanghaften Haß hineingekommen ist, auf die Menschheit als solche. Ich habe mal in der *Quick* gelesen, ein dreizehnjähriges Mädchen hier bei uns in Deutschland, das praktisch seit der Geburt nicht in dieser Form ein Totengesicht hat wie im Roman, aber doch nur schwarze Wunden hat, im Gesicht, an Armen und Beinen, völlig entstellt, und kein Arzt kann dem Mädchen bis heute helfen. In diesem Bericht habe ich gelesen, daß dies Mädchen *äußerst bösartig* geworden sei. Ich bin überzeugt, daß dies Mädchen heute schlicht und einfach krank ist und sich nicht mehr normal in unserem Sinne verhalten kann. Wenn dieses Mädchen, in dem Zustand, in dein

es heute ist, irgend jemandem irgend etwas antun würde, würde ich nicht glauben, daß es richtig wäre, zu sagen, das Mädchen ist verantwortlich. Ein Mensch, der solch ein Leben geführt hat, ist ganz gewiß nicht verantwortlich. In meinen Augen kann es gar nicht anders.

Ich verdamme die ›normale‹ Homosexualität (verwechseln Sie das bitte nicht mit der Pädophilie, die ja bei mir viel ausgeprägter war und die ja auch eine ganz andere Triebrichtung hat) keineswegs, weil ich glaube, daß diese Menschen nicht anders können, als sich mit Männern abzugeben. Ein Homosexueller gibt sich normalerweise niemals mit Kindern im vorpubertären Alter ab. Sie wissen, daß dies bei mir ganz anders war. Gründe für Homosexualität können ganz verschieden sein, angeboren, Enttäuschung (nicht verkraftet) über eine Frau, Erziehung durch allzu strenge Mutter, daher später unbewußte aber panische Angst vor Frauen, oder ganz einfach Hemmungen, Schüchternheit. Darum meine ich, sollte man Verständnis haben, wenn auch keineswegs die Sache als ›glücklich‹ ansehen. Kurz gesagt, ich halte es für besser, tolerant zu sein. Ein (bereits geschlechtsreifes) Kind zu verführen, sehe ich allerdings als Verbrechen an. Ich möchte dazu meine Meinung nochmals vertreten, daß ein Homosexueller sehr wohl oder viel leichter von einer Straftat an einem Kind zurücktreten kann, weil er ja, anders als ein Pädophilist, keinesfalls nur auf Kinder ausgerichtet ist. Ein Pädophilist kennt ja nichts anderes als Kinder, und es ist ihm egal, ob das Kind dreizehn oder neun Jahre alt ist, weil es ihm bei dem Kind nicht auf die Geschlechtsreife ankommt, sondern weil er auch das Kind liebt, so wie es ist, die zarten Körperformen, die Gesichtszüge, schlanke Beine, zarte Haut usw. Natürlich denkt er auch an sexuelle Handlungen, aber es sind eben oft ganz andere als bei Homosexuellen. Daß ich mich auch mit ›Jünglingen‹ abgab, hat einen bestimm ten Grund. Ich war nicht nur das Eine,

sondern auch das Andere. Ich war also *auch* homosexuell, wenn auch in der Stärke gar nicht vergleichbar, und nur auf Jünglinge, also sechzehn bis zwanzig Jahre, ausgerichtet, eigentlich sogar bloß achtzehn Jahre. Aber das war insofern ›nicht so schlimm‹, weil es mit meiner pädophilen Neigung in der *Stärke* überhaupt nicht zu vergleichen war. Die Homosexualität hatte ich ›in der Hand‹. Ich konnte sie, wenn nötig, beherrschen. (Was nicht heißen soll, ich hätte, selbst wo ich wollte, für Mädchen irgendetwas empfinden können.) Ich würde mich als kontaktarm bezeichnen, weil ich mich vor Gesellschaft mit mehreren Personen regelrecht fürchte. Die eigentlichen Gründe, falls es besondere gibt, weiß ich nicht, kenne ich nicht. Auch als Kind war ich schon so, viel zu schüchtern usw. Leider werde ich leicht ärgerlich und wütend, allerdings nicht ohne Grund. Ich zeige es auch offen, aber so ›verraucht‹ der Zorn natürlich recht schnell. Infolgedessen muß es auch schon sehr schlimm kommen, damit ich nachtragend bin. Ich verzeihe nicht schwer, sondern sogar gern. Ich habe ein sehr gutes Gedächtnis, also vergesse ich so schnell nichts, weder Gutes noch Schlechtes. In Wut nicht, aber in Eifersucht, aber das ist ja auch eine Art Wut. Eifersüchtig war ich immer, wenn ich jemanden gern hatte und mich wie eine Klette an ihn hängte. Wenn diese Person dann einen anderen ansah, mit ihm spielte oder so (als Kind oder Junge), so wurde ich fast verrückt. Meine Eifersucht traf also das Objekt meiner Zuneigung. Da habe ich dann aus Wut denjenigen gequält.

Ich konnte stets gut eine Schein -Fröhlichkeit produzieren (in dieser Hinsicht habe ich mich recht gut in der Hand), nicht aus Falschheit, aber weil, wenn es einem sichtlich schlecht geht, ›die anderen sich dann freuen‹. Zur Zeit flüchte ich mich oft und gern in mein Hobby, meine private Traumwelt. Wenn ich dann übe, kann ich die lästigen Gedanken (gemeint sind *alle* Gedanken, egal welche) ausschalten. Selbstmitleid glaube ich nicht zu kennen. Gut formuliert, nicht wahr? Ja, man kann das

selber, auch mit gutem Willen, schlecht beurteilen. Spaß würde es mir allerdings nicht machen. Allerdings dramatisiere ich manchmal kleinere Zwischenfälle, wenn z. B. das Feuerzeug vom Tisch fällt usw. Aber ich sehe da einen ganz anderen Grund, nämlich, ›anderen passiert das nie‹, also Minderwertigkeit. Ich bin davon dann auch überzeugt.

Ich bin gesund mißtrauisch, würde ich sagen. Ich glaube, daß es fast so viel schlechte wie gute Menschen gibt. Natürlich glaube ich *heute*, daß mancher mir was antun will. Früher zwar nicht in dem Maße, aber doch auch. Wenn jemand groß und stark war, hatte ich immer Angst. Die Verantwortung auf andere schieben? Ich glaube , daß man auch diese Sache objektiv nicht selber beurteilen kann. Manchesmal mag es auch unbewußt geschehen. Meine persönlichen Feinde sind zur Zeit die sogenannte NPD (ich meine das durchaus ernst). Früher kann ich nichts Besonderes nennen außer PaPü. Sic her, große und starke Gleichaltrige - da hatte ich Angst, aber als begründete Feinde habe ich sie nicht angesehen. Ich würde mich als freundlich und liebenswürdig bezeichnen. Eine Distanz z. B. zum Müllfahrer kenne ich nicht. Ich handele auch nicht so. Zänkisch oder so bin ich nicht.« Wie es bei jedem prominenten Verbrecher immer geschieht, haben sich mehrere Brieffreundinnen bei Jürgen Bartsch gemeldet. In einigen Fällen, wenn die Kammer und auch Jürgen damit einverstanden waren, haben sie sogar Besuchserlaubnisse bekommen. Eine ältere Dame m Bremen, keineswegs reich, hat eine überraschend großzügige Summe Geld zwecks seiner medizinischen Behandlung zur Verfügung gestellt. Eine andere, eine ältere Schauspielerin, hat in ihrer Kölner Wohnung einen Ehrenplatz für drei Fotos, von Gustaf Gründgens, Albert Einstein und Jürgen Bartsch. In der *Neuen Reime* hat Friedhelm Werremeier ein Mädchen aus Düsseldorf beschrieben: »Sie ist achtzehn, und sie liebt einen Mann mit jeder Faser ihres Herzens und ihres Körpers. Ab er sie ist noch

Jungfrau. Und wird es bleiben, wenn sie weiter so liebt . . . Er heißt Jürgen Bartsch. Sie würde sich ihm hingeben, jetzt, in der nächsten Stunde. Sich ihm schenken, ihm, dem Verdammten ... und dabei glauben, daß sie mit diesem Liebesopfer die finsteren Mächte in der Seele von Jürgen Bartsch besiegen könnte.« Dieses Mädchen, Yvonne, konnte man zur Zeit des zweiten Prozesses in einigen Illustrierten ganz groß abgebildet sehen. Am 17. April 1971 im Jürgen geschrieben:

»Yvonne habe ich ganz lecker zusammengestaucht, weil sie zur *Quick* gelaufen ist. Die Artikel über Yvonne in der *Quick* sind allerdings recht *sachlich*, wenn meine Mutter sich auch furchtbar aufgeregt hat, weil Yvonne sie angegriffen hat. Sachlich hat Yvonne auch mit ihren ›Spitzen‹ gegenüber meiner Mutter recht, aber öffentlich sagt man so was doch nicht!

Aber auch Frau M. aus Köln, Mamis ausgesprochene Freundin, schreibt in der *Quick*. Recht vernünftig an sich, wenn man es liest, bis (sogar bei ihr!) sie in ihrem letzten Satz Mami ebenfalls an den Hals fährt: ›Wenn er mein Sohn wäre, wäre das nicht passiert.‹ Man muß es einmal sagen: Solch ein Satz ist unverantwortlich und schlichter Quatsch! Ich selber werde es ihr allerdings nicht ins Ge sicht sagen, weil sie mir gerade DM 300,— für Zaubersachen geschenkt hat.

Aber auch unsere liebe Regina aus Essen-West schreibt in der *Quick*. Ich habe sie erst in der Haft kennengelernt, und so gut wie Yvonne gefiel sie mir nie, aber was bei ihr daraus geworden ist! Bereits 1966 habe sie mich in Essen in der Diskothek ›Hit‹ kennengelernt, wo ich ›in Begleitung eines jungen Mannes‹ (das mußte ja kommen) erschienen sei; sie habe mich gleich ›ungeheuer sympathisch‹ gefunden usw., usw. Kein Wort davon ist wahr! Und was unser Freund W. sich in der letzten Woche über meinen angeblichen großen ›Streit‹ mit meinen Eltern zusammengestoppelt hat, grenzt teilweise an Schwachsinn. Aber Gott sei Dank gab es auch einige

vernünftige und seriöse Artikel, in der *Zeit*, im stern, in den meisten Tageszeitungen und im *Spiegel*. Was mir auffiel: In Wuppertal gab es in *Bild*, den Tageszeitungen usw. des öfteren in Artikeln regelrechte Haßtiraden gegen mich. Das hat sich jetzt völlig geändert in Sachlichkeit. Sogar die Zahl der Haß - Leserbriefe ist rapide abgefallen. Ist das Dir nicht auch aufgefallen?« Vier Monate nach dem Prozeß, im August 1971, hat Jürgen noch einmal über Yvonne geschrieben: »Mitte letzter Woche bekam ich einen Brief von Yvonne, in welchem sie mir den oft erwähnten ›Laufpaß‹ gab. Meine Tante und Du wissen das jetzt, aber meine Eltern sollen es noch nicht erfahren. Was soll ich mir da viele Klugheiten anhören ...«- Später im selben Monat: »Ach ja, Yvonne. Nun, letztes Jahr, ungefähr um diese Zeit, schrieb sie mir (›Lieber Herr Bartsch!‹), und ich schrieb zurück, lehnte dankend (›Hochachtungsvoll‹) ab. Aber sie ließ keine Ruhe, so daß es schließlich zum ausgesprochenen Briefwechsel kam. Sie sandte mir auch Fotos, und ich ihr eins von mir. Dann: ›Darf ich Sie nun endlich Jürgen nennen?‹ Sie durfte, und ich schrieb ›Yvonne‹. Ihre Briefe waren meist beängstigend lang, bis zu sechzehn Seiten (meine zwei bis drei Seiten), und sie schrieb fast ausschließlich von sich selbst, ihrem Hund, ihrer Mutter, und ihrer ausgesprochen leid vollen Kinderzeit. Nein, was sie da alles erduldet hat. (Die anderen Kinder mochten sie nicht. Was kein Wunder ist, wenn sie damals auch schon so mit den Gefühlen ihrer Mitmenschen umsprang. Ansonsten konnte sie eigentlich nichts dazu anführen.) Sie ›stellte‹ derart stark darauf ab, daß ich sofort dachte, daß dies doch wohl nicht ganz echt sei.

Und meist übte sie sich in einer seltsamen Art Humor, indem sie sich einmal als ›Schreckschraube‹ bezeichnete, eine Seite weiter als herbe Schönheit, die schon mancher angebetet habe, und ›ich habe ein ausgesprochen starkes Geltungsbedürfnis!‹ Ein krankhaftes ... Und so reagierte sie dann auch

ausgesprochen sauer, wenn ich sie ein mal nicht genug über den vierblättrigen Klee lobte, denn ›ich will jedesmal von Dir hören, wie lieb Du mich hast, und warum!‹ Das hätte also auch der normalste Mann nicht ausgehalten, auf die Dauer. Um Weihnachten war noch alles in bester Liebesordnung (›So krank bist Du! Ich möchte nur still an Deinem Bett sitzen und Deine Hand halten . . ; ‹) , und natürlich bin ich Jungfrau‹, teilte sie mir mit, obwohl niemand das so genau hatte wissen wollen. Aber dann kam ein Reporter einer Zeitschrift für das Leben im Bett, ein Mann, der eine seriösere Arbeitsstätte verdient hätte, und schrieb von der Jungfrau. Darauf Yvonne zu mir, brieflich: ›So ein Blödsinn! Ich habe mich furchtbar darüber aufgeregt!‹ Der dumme Jürgen, Intelligenzquotient 112, zog natürlich *keine* Schlußfolgerung. Dann marschierte sie, empört wie sie war, von selber zur *Quick* und zog die große Show ab, wie ich mir einmal zu sagen erlauben möchte, aber, obwohl im Detail sicherlich hundertprozentig korrekt, in einem Stil, der mich das Grausen lehrte. Drei- oder viermal hatte sie mich besucht (ja), hatte mich dazu ›gebracht‹, sie zu küssen (ja, ja), aber, ach, eigentlich war sie doch recht enttäuscht, denn Jürgen war blaß, ›klein und mager‹ (ja, ja und nochmal ja), auch war er so fahrig, so nervös und versuchte, durch ›eine gewisse Überheblichkeit seine Unsicherheit zu verbergen‹ So weit, so schlecht. Hier im ›Bau‹ fragte man mich natürlich, was muß das für ein Mädchen sein, sie könne doch nicht normal sein. Das weiß ich nicht. Aber ich frage mich natürlich, ob die züchtige Hausfrau, die einst über mich dozierte: ›Jetzt muß er jeden Tag in seiner Zelle onanieren, das gönne ich ihm‹, ob *sie* wohl normal ist? Jedenfalls sollte man nicht so hartherzig sein und ihr ihre Kerzen nehmen, die ich wohl mit Recht vermute, da über Onanieren sicherlich nur die Frau schreiben wird, die etwas davon versteht ...

›Fünfzehn Jahre‹ (keinen Tag länger?), das wußte das neue deutsche Rechtsblatt eher als ich, würde Yvonne zu mir halten,

›auf ihn warten‹. Direkt nach dem Prozeß, das Rampenlicht war aus, die ›Szene‹ war vorbei, schrieb sie mir nur noch von ›Zweifeln‹, die sie plötzlich‹ beschlichen hätten, nicht zuletzt ›weil alle Leute‹ ihr ›diese Sache‹ auszureden versuchten, sogar der gute alte Pförtner mit langem Bart, in ihrer Firma, schaute sie so verständnisvoll an. Daß sie die Sache mit all den Leuten selber zu verantworten hatte, begriff sie nicht oder wollte es nicht begreifen.

Als ich ihr vorhielt, daß ich ihre Zweifel nicht begreifen könne, da eher ich Hilfe brauchte als sie, und daß ich diesen Briefstil für ›lieb -los‹ hielte, fauchte sie zurück: ›Du wirst Dich sofort in aller Form entschuldigend Als sie merkte, daß ich begann, auf ihr pubertär überhitztes Katz-Maus-Spiel zunehmend ironisch zu reagieren, versuchte sie mich durch ›schizophrene‹ Haltung zu verletzen (was blieb auch noch?). Da hieß es dann auf einer Seite: ›Ich kann mir keinen anderen vorstellen als Dich‹, und ›Du bist ganz einfach mein Typ!‹ - und zwei Seiten weiter: ›Ich muß wohl meinen Beruf forcieren, wenn Du Dich nicht genug bemühst‹, und ›Ich glaube, Du bist nicht das, was ich mir unter Dir vorgestellt habe‹, und ›Stell Dir vor, ich träumte, ich läge nackt im Bett. Du kommst, siehst mich und läufst wie ein Hase fort‹. Worauf ich antwortete, daß ihr Traum genauso Schaum wie jeder andere sei, daß ich zwar nicht ganz so ängstlich sei, wie sie annähme, aber tatsächlich im Moment lieber Lincoln rauchen würde.

Da sie im bewußten Brief auch erwähnt hatte, daß ihr die ganze Affäre mittlerweile doch ziemlich ›blöd und albern‹ vorkäme, stand ich natürlich nicht an, meinen Brief mit ›von Deinem blöden und albernen Sex-Angsthasen‹ zu unterschreiben.

Darauf natürlich der ›Abschiedsbrief‹: Es wäre wohl besser so. Überhaupt habe sie mich doch recht viel belogen. Sie sei gar keine Jungfrau, und das schon seit längerem. Nein, nicht der, von dem sie mir erzählt habe, auch nicht der, der danach

kam, sondern es war dazwischen noch ein anderer, und ›da passierte es dann. Überhaupt habe sie, auch in der Zeit, in welcher sie bei mir war, recht viele Freunde gehabt. Einen Lehrling in ihrer Firma, zum Beispiel (›Ich merkte bald, daß er sich in mich verliebt hatte. Sein Humor war nur noch Galgenhumors). Als er sie nicht erringen konnte, griff er zum Rauschgift und landete in der Klinik. ›Ich besuchte ihn dort und hielt seine Hand‹ (anscheinend eine Lieblingsbeschäftigung von ihr). Und jetzt kennt sie seit einem halben Jahr einen Ungarn (mit französischem Vornamen, wenn man ihr glauben soll), mit dem sie jeden Abend bis Mitternacht auf seinem Zimmer verbringt, zumindest am Wochenende.

Für sie sei all das unbedingt nötig. ›Ich halte es für unbedingt wichtig, soviele Menschen wie möglich kennenzulernen.‹ Freunde, sagt sie, sollen wir bleiben, und *ab und zu* (von ihr unterstrichen), meint sie, wolle sie mich besuchen. Ich bin nicht ganz dieser Meinung. Neuerdings (ich habe das Gericht gebeten, jeden Besuch von ihr abzuweisen) bombardiert sie meine Tante mit Telefonanrufen. An -scheinend hat sie es sich wieder einmal anders überlegt. Da kann sie auf mich lange warten.« Oktober 1971 : »Meine anderen ›unverbindlichen‹ Brieffreundschaf ten werde ich überprüfen müssen und die meisten von ihnen ganz aufgeben. Es ist nur ganz wenigen wirklich die innere Kraft gegeben, wirklich für immer zu jemandem wie mir zu stehen. Da hat mir meine Yvonne sehr die Augen geöffnet. Da gab es den Herrn Bewährungshelfer, im Hauptberuf bei der Staatsanwaltschaft tätig, der mir tränenbenetzte Briefe schrieb. Aber als ich ihn mit meinen Sorgen belästigte, was später auch finanziell usw. aus mir werden möge, unterstellte er mir, alles, wovor ich Angst hätte, seien wohl ›finanzielle Forderungen‹. Ein Schöngeist und typischer ›guter Mensch‹, der weint, wenn er Bilder von pakistanischen Kindern sieht, was ihm aber den Appetit auf seine Sahne torte nicht verdirbt. Natürlich wollte er mich

unbedingt besuchen. Als ich ihn bat, damit doch noch ein Jahr oder so zu warten, hat er überhaupt nicht mehr geantwortet.

Da gibt es das Mädchen, die Arzthelferin G., die meinen Eltern schrieb, daß sie von mir ›einfach nicht mehr los kommt‹. Na ja, wie lange wohl? Wenn nämlich *das* der Grund ist, ist es doch auch wieder nicht von Dauer. Wie lange hält sie denn an, die Biologie? Da gibt es die siebenundzwanzigjährige Geschiedene M. aus dem Rheinland, die zu mir stehen will *nicht* wegen Biologie - ›so ein Verhältnis? Aber nein, das meine ich wirklich nicht‹. Sie will mir ganz platonisch Freund sein, ganz geschlechtsloses Wesen. Allerdings, als ich sie mit meiner Heilanstalts-Angst konfrontierte, reagierte sie doch ziemlich allergisch. Na, wahrscheinlich möchte sie einen mutigen Helden, den sie anbeten kann. Vielleicht bin ich wirklich nicht mutig. Zur Bundeswehr z. B. könnte ich gar nicht gehen, weil meine Religion es mir verbietet. Bin ich doch schließlich gläubiger Feigling‹. Aber natürlich möchte auch M. mich sofort besuchen. Vorläufig, habe ich geantwortet, wäre da wohl noch nichts. Da gab es den M., der jahrelang ein sehr guter Brieffreund war, der dann eine Affäre mit einer Französin hatte, Vater wurde und es mir sehr übelnahm, daß ich (anscheinend) nicht die richtigen Trostworte fand.

Und so weiter. Das, alter Freund, ist doch anscheinend alles nicht das Wahre, oder bist Du anderer Ansicht?« »In der Religion war ich der einzige auf der Schule, der immer eine Eins hatte. Meine Haltung war vielleicht bis zur Verhaftung äußerst unkritisch. Heute lehne ich jedes Dogma von Grund auf ab. Ich würde mich noch heute als gläubigen Christen bezeichnen, als gläubigen Katholiken nicht mehr. Ich glaube an Gott, nicht an die Kirche. Ich beichte heute noch, bin aber nicht mehr so dabei wie früher. Die letzte innige Beichte, wo die Seele noch mit dabei war, das war damals, wo ich die erste Tat beichtete. Die Gefängnisseelsorger sind weitaus menschlicher als die Pfarrer und Priester draußen. Man hält sich ein -wenig

zurück, wenn man denen sagt, das ist doch Käse, tut man ihnen doch eher weh damit. Ich habe durchaus einen oder zwei Gefängnisseelsorger gehabt, mit denen ich mich menschlich äußerst gut verstand. Noch heute schreibe ich an Pater Kettner in Wuppertal. Wir werden uns wahrscheinlich immer schreiben, was auch kommt.

Zur Zeit der ersten Tat war ich noch sehr, sehr religiös. In der Zeit unmittelbar nach der ersten Tat, wo ich meinen Trieb nahezu los war, habe ich lange Zeit damit im Bett verbracht, nicht nur zu grübeln, sondern regelrechte Gebete zum Himmel zu schicken, was ich alles tun würde, was ich für Kapellen bauen würde, wenn der liebe Gott mich nun nur von dieser Scheiße ein für allemal befreien würde. Da habe ich dann gedacht, wenn du wirklich bereust, da ist es doch eigentlich deine Pflicht, dies auch zu beichten. Dann bin ich zu dem Kaplan in Langenberg hingegangen.

Welche Rolle hat die Religion in meinen Schuldgefühlen gespielt? Beruhigung nur (Beichte), daß die Schuld nun vergeben ist, aber das Schuldgefühl bleibt doch, ›vor Gott‹ und vor sich selbst, das ist eben doch ein Unterschied. Besonders nach der ersten Tat, da habe ich stundenlang, man kann sagen inbrünstig, gebetet. Ich war auch überzeugt, damals, daß Gott diese Last, diesen Drang von mir nehmen könnte. Aber auch das half nicht. Bei den großen Verbrechen haben die Schuldgefühle wohl mich zermürben, mir aber leider nicht *helfen* können.

Im Düsseldorfer Gefängnis sind zwei katholische Priester. Mit dem einen will ich nichts zu tun haben (beruht auf Gegenseitigkeit), aber der andere (er ist außerdem irgendein päpstlicher Berater oder so), mit dem verstehe ich mich viel besser. Letztesmal, als er bei mir war, haben wir uns geeinigt, daß er mich ab und zu mal allein in die Kirche mitnimmt. Sonst käme ich auch überhaupt nicht mehr in die Kirche, was mich doch recht traurig machen würde. Meine erste Düsseldorfer

›Zaubervorstellung‹ habe ich ihm gegeben. Zwei Zuschauer, um genau zu sein, hatte ich; der Herr Pfarrer (oder Pastor? Das ist typisch, das konnte ich noch nie auseinander -halten) hatte einen Schüler von ihm mitgebracht. Ich konnte doch zufrieden sein; dafür, daß ich derart selten ›aktiv‹ bin, klappten die Kunststücke doch recht gut.« Januar 1970, aus dem Gefängnis in Duisburg -Hamborn: »Weil ich ja vom Richter aus nicht in die Kirche darf, haben meine Eltern und ich damals, als ich hierher nach Hamborn kam, den Oberpfarrer gebeten, *mit mir allein* ab und zu die Messe zu feiern. Ich habe sehr freudig zugesagt, denn das heißt ja, daß ich Meßdiener wäre, wie früher, viel früher!

Nun, wir haben es gemacht, und ich darf sagen, daß es so schön lange nicht mehr gewesen ist! Obwohl ich ein schlechtes Gewissen hatte, nachträglich. Zwar bin ich ein gläubiger Christ, aber zu der artiger Freude war dies nicht der Anlaß. Der Anlaß zu dieser großen Freude war die Tatsache, daß ich es so, durch diese äußeren Um stände, Altar, Tabernakel, Priester, Meßgewand, Kirche, Kirchenbänke, Geruch der Kirche (alle katholischen Kirchen riechen gleich) usw., ganz leicht und einfach fertigbrachte, mich räumlich und, vor allem, zeitlich völlig zu verändern. Das habe ich ganz instinktiv gemacht, ohne vorher viele Gedanken darüber zu verschwenden. Genau weiß ich es nicht mehr, aber für Minuten wenigstens war ich regelrecht überzeugt, daß ich zwölf oder dreizehn Jahre alt sei, mein rotweißes Meßdienerkleid anhabe, es ist Feiertag, die große, feierliche Messe mit vielen Lichtern und Kerzen. Ich knie auf der linken Seite, rechts neben mir, ein Stück entfernt, mein ›Kollege‹. Wir haben die goldenen Schellen vor uns liegen, die wir an entsprechenden Stellen schlagen. Wir sind aber noch am Anfang, bei der lateinischen Zwiesprache zwischen dem Priester und den Ministranten. Welcher Pater ist es? Ich weiß nicht, ich sehe nur sein farbiges Gewand, von hinten.

Er beginnt. Er: ›Et introibo ad altare Dei‹ (Ministranten: ›Ad Deum qui laetificat iuventutem meam‹), ›Auditorium nostrum in nomine Domini‹ (Ministranten: ›Qui fecit caelum et terram‹). Dann das Confiteor, von Priester und Meßdienern aufgesagt, das ›Schuldbekenntnis‹. Wir schlagen uns dreimal an die Brust und senken den Kopf: ›Mea culpa,

mea culpa, mea maxima culpa ...‹ Nun das Wechselgebet: ›Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison‹. Nun ist der Priester am Altar, das ›Gloria‹, oben auf der Empore singt unser Chor, ›Qui tollis pec cata mundi, miserere nobis, qui tollis peccata mundi, suscipe deprecationem nostram, quoniam Tu solus Sanctus, Tu solus Dominus, Tu solus Altissimus . ..‹ Nun die Glocken schlagen. Jetzt? Ich lerne das nie richtig, na ist nicht so schlimm, wenn der andere Meßdiener läutet, aha - *jetzt* ziehe ich einfach mit.

Jetzt das ›Credo‹, das ›Glaubensbekenntnis‹: ›... et conglorificator, Qui locutus est per prophetas ...‹ Mein ›Kollege‹ grinst; bei ›locutus‹ versteht er immer ›Lokus‹, genau wie ich, was in der Umgangssprache etwas ganz anderes bedeutet. Ja, wenn ich mit euch so reden könnte, wie ich es mir wünsche, wenn ihr mich auch so gern hättet, wie ich euch, aber mit euch kann man ja nicht reden, ›Buben, die müssen sich schlagen, müssen was Tolles vertragen!‹ Nun, hier dürft ihr euch nicht schlagen, hier müßt ihr euch vertragen, mit mir sogar, wenn es auch nur Schein ist, hier seid ihr nett und friedlich, darum bin ich auch so gern hier oben, ich kann euch anschauen, kann mir wünschen, morgen kommt einer von euch und fragt: ›Spielst du mit?‹ - ja, morgen schon ... ›Suscipiat‹, ganz tief beugen, fast bis zum Teppich, ›Suscipiat Dominus sacrificium, de manibus tuis, ad laudem et - ‹, verflixt, ich weiß nicht weiter, bei jeder Messe, bei jedem ›Suscipiat‹ passiert mir das, kann man nichts machen, einfach frech brummen, etwas vor sich hin brummen, und dann ›ecclesiae suae sanctae‹ am Schluß, so, prima. Jetzt das Buch nehmen, runter, in der Mitte

vor dem Altar Knie beuge machen, an der anderen Seite rauf und schräg hinstellen. Mein Gott, ist das Ding schwer, eines Tages "werde ich mitsamt dem Ding mal fürchterlich auf die Nase fallen ... Wandlung — Kommunion - nun singen wir alle: ›Kommt alle, die auf Erden von Not bedränget werden, so spricht Dein eigner Mund, ich will euch wiedergeben, mit meinem Blut das Leben, das ist der neue ew'ge Bund!‹ Bund, verbunden, na ich weiß nicht, mit euch, Kameraden, bin ich jedenfalls nicht verbunden, zumindest ihr nicht mit mir, etwas einseitig, meint ihr nicht? Sonst wendet ihr mir nur stets den Rücken zu, aber wenn ich Ministrant bin, müßt ihr auch mich mal anschauen, wenn ihr euch auch nichts dabei denkt . . .

Der Priester geht hinunter zur Kommunionsbank; vor der Bank mit dem langen weißen Spitzendeckchen kniet schon die ganze erste Reihe unserer Jungen. Wo ist die Schale, ich muß sie unter dem Kelch mit den Hostien halten, während der Pater sie austeilt, da ist sie ja, die Schale, Gold, ob sie echt ist, na egal, nun muß ich mit dem Pater die Runde machen, an der ganzen Reihe entlang, wenn der Kelch naht, hebt der Nächste leicht den Kopf, schließt die Augen und schiebt leicht die Zunge heraus, darauf nun die Hostie, schön die Schale drunterhalten, so, nun der Nächste ... Verstehen Sie, Mr. Moor, darum hatte ich bei den Messen mit unserem Oberpfarrer vom Gefängnis stets ein schlechtes Gewissen, weil ich mich weniger wegen der Messe als solcher freute, sondern weil ich, bin ich Meßdiener, unweigerlich, mit Wunsch und Willen, in eine andere Zeit verschwinde, wie ich sie mir wünsche. Ich sehe mich wieder als Jungen am Altar und habe die gleichen Gedanken, die gleichen Wünsche wie damals: Junge sein, Junge bleiben, viele echte Freunde haben, ein ›kleiner Freund aller Welt‹, wie Kipling es genannt hat; ich habe damals am Altar so oft daran gedacht, wahrscheinlich sah ich mich deswegen bei der Messe hier stets als Meßdiener.

Auch heute noch Junge sein? Aber ja, nur das ist mein Wunsch. Wie lange Junge sein? Bleiben wir doch einfach beim Latein: ›Per omnia saecula saeculorum ...‹« »Nach dem ersten Prozeß, kurz nach Weihnachten 1967, habe ich keine meiner Beruhigungstabletten geschluckt, ich habe nur die Hüllen aufbewahrt. Ich habe mir dann die Hand ganz aufgeschnitten bis kurz vor der Pulsader. Die Pulsader lag offen, war aber nicht durchgeschnitten. Sie haben mich zusammengeflickt und den Magen ausgepumpt, und ich bin sofort wieder zurück ins Gefängnis gekommen. Mit der aus Seife gebastelten Pistole - ach Gott, ich hatte gedacht, das hältst du ihnen so vor die Nase und transportierst ihn eben raus. Ich habe getan, als wenn ich bewußtlos wäre. Und der Arzt sagte: ›Krankenhaus‹. Dann habe ich den Mantel angezogen, wo ich die Pistole drin hatte. Sie haben da gar nicht reingeguckt. Der Arzt hat probiert, ob ich bewußtlos war, und ich habe meine Augen verstellt, aber ich bin überhaupt nicht bewußtlos gewesen.

Ich lag auf der Bahre. Ein Beamter saß neben mir. Sie haben mich mit einem Riemen festgeschnallt. Ich habe anscheinend ab und zu in die Seitentasche gefühlt, ob die Pistole noch da wäre. Mehr habe ich nicht gemacht, aber der Beamte hat die Bewegung in der Manteltasche bemerkt, und dann, als ich reingetragen wurde, hat er gesagt: ›Komm, geben Sie mal schnell den Mantel her. Da ist irgend etwas los.‹ Aber ein anderes Mal habe ich wirklich versucht, Selbstmord zu machen. Ich hatte mich verliebt, richtig verliebt, in einen Jungen, der damals zwölf war, den ich nicht persönlich kannte, aber ein Junge, dem ich auch im Gefängnis nicht aus dem Weg konnte. Das ist auch heute nicht weg. Ich spreche von Heintje. Heute ist er älter, so daß er mir, wenn ich draußen wäre, nicht mehr viel sagen könnte, denn diese Liebe, die geht bei mir bis höchstens zu vierzehn Jahren. Das ist aber damals so schlimm gewesen und so unerreichbar, diese Sehnsucht war dermaßen groß, daß ich gedacht habe, ja, nun machst du Schluß, so geht

das einfach nicht weiter. Es war so eine Art Heldenverehrung. Das drängt das Sexuelle natürlich zurück, sogar bei mir. Ich sage das heute noch, daß dieser Junge ein Kind ist und daß er das nicht zu verantworten hat, was mit ihm gemacht wird. Er macht das ja nicht, sondern man macht es mit ihm, verstehen Sie?

Ich habe nie an ihn geschrieben. Ich persönlich bin der Ansicht, daß der Junge genug eigene Belastungen hat. Ich bin überhaupt gespannt, wie ein Mensch, der als Kind derlei Rummel mitgemacht hat, im späteren Leben überhaupt fertig wird. Das wäre doch sehr interessant für mich. Diese Sache war das Auslösende. Da war Weihnachten gerade vorbei, es war immer noch Weihnachtsstimmung, und dann in der WDR-Sendung ›Guten Morgen‹ hörte ich ein Interview mit ihm. Das hat mich nahezu verrückt gemacht! Auch einmal später, im Mittagsmagazin. Zwei Tage später machte ich den Selbstmordversuch.

Ich kam ins Lazarett nach Duisburg-Hamborn. Da haben sie versucht, mich wach zu bekommen, von morgens sechs bis nachmittags drei oder vier, aber da war gar nichts zu machen, und sie haben mich weiter nach Bochum gebracht, ins Gefängniskrankenhaus, und da haben sie mich abends ein wenig wach bekommen. Später haben sie erzählt: Ja, och, *die* Tabletten, da hätten Sie hundert von nehmen können! Aber ich lag über eine Woche im Krankenhaus dort. Früher hatte ich schon zwei Idole, wie es Heintje jetzt ist. Das waren Jan und Kjeld, die beiden dänischen Jungen. Damals war ich dreizehn oder vierzehn. Allerdings war das längst nicht so schlimm wie mit Heintje. Das hat mit meinem Trieb absolut nichts zu tun! Ich könnte mir wirklich nicht vorstellen, mit dem Jungen, den ich nun da eben mal so liebe, irgend etwas auch nur in der Art zu machen. Das würde ich *niemals* tun, das ist für mich etwas völlig Undenkbares. Aber dieser andere Drang nach dieser Freundschaft, die eben über allem steht, unzertrennlich, edel -

mir scheint es wichtig, das zu sagen, weil ich genau weiß, daß das niemals aufgehört hat.

Die deutschen Fahrten-, Jungen-, oder Pfadfinderlieder sind nicht so lustig, so oberflächlich, wie man oft glaubt. Und eben darum liebe ich sie. Auch heute noch. Ein Grund mehr dazu ist natürlich, wie ich Ihnen schon schrieb, daß ich mich vom Jungenalter nicht trennen kann, weil ich es als das schönste Alter des ganzen Lebens empfinde. Vielleicht darum, weil ich es nicht erleben konnte *wie* die anderen Jungen, weil ich immer ausgeschlossen war, immer abgelehnt wurde von den anderen. Die Sehnsucht, diesem Teufelskreis zu entrinnen, hatte ich schon damals, denn ich war zwar fast immer allein, aber ich konnte nie allein sein. So flüchtete ich dann oft gern in eine Art Traumwelt, eine Welt, in der ich Kameradschaft, Freundschaft fand, so wie ich sie mir vorstellte. Das Buch *Der goldene Armreif fesselte* mich derart, weil dort so natürlich und echt eine wirkliche Freundschaft beschrieben wird, genauso wie der sie sich vorstellt, welcher sie nicht kennt. Freundschaft nicht wegen Auto und Geld (Viktor in Langenberg), wegen Freßpaketen, die man geschickt bekommt (Internat), keine Fünfminutenfreundschaft, die meinetwegen geschlossen wird, weil der andere ›groß und stark‹ ist, sondern eine Zuneigung, Sympathie muß dabei sein, die vom Herzen kommt. Sage keiner, unter Kindern gäbe es das nicht, nur finden muß man einen und dann sich nicht so dumm, nicht so gemein benehmen wie ich. Denn Dieter, der mit mir aus Marienhausen ausriß, hätte ein Freund fürs Leben werden können. Ich ›identifiziere‹ mich ganz instinktiv mit jedem Kind, jedem Jungen, der im Kindes- bzw. Schulalter ist und dem ganz offensichtlich schwerer seelischer Schaden droht. Warum tue ich das? Ich kann es mir nur so erklären, daß ich, seit die sexuelle Seite weggefallen ist, ganz klar spüre, daß ich eines jedenfalls nicht los bin, nämlich die romantische Zuneigung für dieses Geschlecht in eben diesem Alter. Und darum läßt sich mit dem

Willen leider so gut wie nichts ändern. Aber da dieses niemand außer mir selber schaden kann, und da es eben Zuneigung ist . . . gut, manchmal tut es regelrecht weh,

besonders wenn mir recht bewußt wird, daß ich in dieses Alter niemals zurückkann, aber es hat auch seine guten Seiten. So erkenne ich, glaube ich, besser als jemand anders, wenn ein Kind in dieser Art gefährdet ist. Sie mögen soweit recht haben, lieber Herr Moor, daß für mich etwas mehr ›Distanz‹ besser wäre. Aber für allzu krankhaft ›engagiert‹ halte ich mich nun wieder nicht. Nur mag halt für mich etwas anderes ›natürlich‹ sein als zum Beispiel für Sie. Ich bin nicht glücklich, ein Mann zu sein. Ich möchte auch kein Mädchen sein. Ich will kein Mann sein, ich will ein Junge sein, punctum. Ich habe von meiner ›Zeitmaschine‹ geschrieben, wie man sie ein stellen können müßte, so Zeit seines Lebens zehn- bis dreizehnjähriger Junge sein. Es ist wahr, daß das mein ›Lebenswunsch‹ war und ist. Nun bin ich also auch der Meinung, daß uns in Marienhausen unmöglich Wiedergutzumachendes geschehen ist. Das ist meine tiefe Überzeugung! Widersprüchlich, nicht wahr? Ich kann es nun mal nicht ändern. Beides nämlich ist richtig: ›Marienhausen‹, das ist die Zeit, in der wir verhöhnt und gequält wurden, bis einzelne von uns noch nicht einmal mehr zu Tränen fähig waren. ›Marienhausen‹, das ist aber auch die Zeit (und der Ort), zu der es mich geradezu unwiderstehlich hinzieht, dem Verstand entzieht sich das; aber stelle mir eine ›Zeitmaschine‹ hin, ich werde sie einzustellen wissen: Sommer 1958 - Sommer 1960, (16) Aulhausen/Rheingau. Es wäre nicht anders als damals, das setze ich voraus, jede(Minute würde die Minute sein, die sie damals war, meine Gedanken würden die von damals sein. Zu Ende? Nein, aufwachen, Gedächtnis löschen — und ... retour.

Wenn ich irgendwo von irgendwas überzeugt bin, da bin ich davon überzeugt, daß ich zur Zeit meiner Taten nicht erwachsen war. Jugendstrafe und so - ich scheiße doch auf die

Jugendstrafe. Ich bin nun mal aufgrund verschiedener Dinge, die sich zugetragen haben, der Ansicht, daß ich überhaupt nicht rechterdings erwachsen gewesen sein kann. Nicht, weil es nun heute sein müsse, damit es für mich besser geht, sondern weil ich, meine ich, überhaupt nicht in dem Sinne erwachsen hätte *werden* können, selbst, wenn ich es gewollt hätte, aber ich habe ja noch nicht mal gewollt. Selbst wenn ich es gewollt hätte, hätte ich es gar nicht gekonnt. Das ist meine ehrliche Überzeugung. Als ich in der Pubertät einen Bart bekam, habe ich mich furchtbar geärgert. Vorn ersten Augenblick an habe ich diesen beschissenen Tribut der Männlichkeit abgelehnt. Man hört, wie das bei anderen sein soll, wenn sie sich zum ersten Mal rasieren - ach Gott, wie stolz! Was meinen Sie, was ich eine Wut im Bauch hatte! Das ist doch ganz großer Mist. Ich lehne den Bart nicht als Tribut der Männlichkeit ab, sondern als Tribut des Erwachsenseins. Ich lasse mir heute manchmal einen Bart stehen, mich interessiert das nicht mehr. So lange ich nicht in den Spiegel gucke, stört er mich nicht sehr. Heute würde ich mich normalerweise genau alle zwei Wochen rasieren. An dem Tag kommen meine Eltern, und sie verlangen das. Sonst würde ich mich vielleicht alle drei Wochen rasieren. Ich habe nur so einen richtigen Milchbart. Ich sage immer, wenn ich ein Handtuch nähme oder mich in den Wind stelle, dann ist er weg. Immer noch im Gefängnis, wenn ich unter der Brause stehe, bin ich der Korvettenkapitän im Krieg, der seine Flüche durch die Gegend brüllt und dem das Wasser das Gesicht runterläuft. Da stelle ich mir vor, daß ich einen Bart habe und das Wasser in den Bart reinläuft. Bei jedem Duschen habe ich diese Phantasie. Das ist auch eine Art von Macht.« Jürgen hat mir über die Jahre ab und zu einen Witz geschickt, der ihm besonders gefiel. Hiermit eine kleine Auswahl:

»Namen der großen Erfinder: ROSSINI (erfand das Pferd) BELLINI (erfand den Hund) PUCCINI (erfand die Revolution)

GARIBALDI (erfand den Schnellkochtopf) MAXIM GORKI (erfand die große Gurke).

Ein anderes Wort für *Müttergenesungswerk?* Heintje!«

»Aus S. Freuds Buch über den Witz: ›*Er* soll viel verdient - und sich dabei etwas zurückgelegt haben. *Sie* soll sich etwas zurückgelegt — und dabei viel verdient haben.‹« »›Wie geht's?‹, fragte der Blinde den Lahmen. ›Wie Sie sehen‹, antwortete der Lahme dem Blinden.« »Oma sitzt im alten Lehnstuhl und strickt. Da erscheint ihr eine gute Fee und sagt: ›Meine liebe Oma, wünsche dir, was du willst. Drei Wünsche hast du frei.‹ ›Das ist ja wunderbar‹, meint die Oma. ›Als erstes wünsche ich mir, daß ich wieder ein junges hübsches Mädchen bin.‹ Gesagt, schon erfüllt! ›Als zweites wünsche ich mir‹, sagt die ehemalige Oma, ›daß mein Lehnstuhl aus purem Gold besteht.‹ Schon glitzert der Stuhl in unvorstellbarem Glanz. ›Als letztes wünsche ich mir, daß mein treuer Kater sich in einen wunderschönen jungen Prinzen verwandelte Und schon steht er vor ihr, ein Prinz, ein junger, prächtig anzusehen, der sich zu ihr beugt und sie auf die Wange küßt und der nun mit sanfter Stimme zu ihr sagt: ›Nicht wahr, *jetzt* tut es dir leid, daß du damals mit mir zum Tierarzt gegangen bist ...‹« »Fritzchen und seine Mutti sitzen in der Straßenbahn. Den beiden gegenüber sitzt ein sehr alter Herr, würdig, mit weißem Haar und langem Bart. Plötzlich meint Fritzchen: ›Guck mal, Mutti — Gerhart Hauptmann!‹ ›Ruhig, du Dummerchen!‹, zischt die Mutti, ›der ist doch schon lange tot!‹ ›Nein, guck mal, grad hat er sich bewegt!‹« »Was ist der Unterschied zwischen einer Schwalbe und einem Schornsteinfeger?

Eine Schwalbe hat einen weißen Kopf und einen schwarzen Schwanz. Ein Schornsteinfeger hat einen schwarzen Kopf und um fünf Uhr Feierabend.« »Warum hat jede Katze drei Schwänze?

Keine Katze hat zwei Schwänze. Aber jede Katze hat einen Schwanz mehr als keine Katze. Also hat jede Katze drei

Schwänze.« »Was ist der Unterschied zwischen einem Sprungbrett? Je höher desto Platsch ...« Seit seiner Festnahme im Sommer 1966, als er neunzehn Jahre alt war, sitzt Jürgen Bartsch ununterbrochen in Einzelhaft. Auch auf die Rationalität und Zurechnungsfähigkeit der gesundesten Persönlichkeit bliebe so eine Strafe nicht ohne Wirkung. Als er die Nachricht bekam, daß der Bundesgerichtshof den Revisionsantrag der Verteidigung auf einen zweiten Prozeß genehmigt hatte, hat mir Jürgen geschrieben: »Halten Sie mich nun für unverschämt, wenn ich Ihnen sage, daß ich seitdem eher in einer weniger deprimierten als etwas zynischer Stimmung bin? Das ist natürlich keine Bösartigkeit, sondern eher eine gewisse Verzweiflung, denn in meinem Fall ist es so, ich schrieb es auch meinen Eltern, daß, ist ein großes Hindernis verschwunden, taucht sofort ein neues, eventuell halb vergessenes oder verdrängtes, wieder auf. Wie zum Beispiel jetzt.

Verschwunden ist (im Moment) das Gespenst des Lebenslänglich. Dafür taucht auf die über hundertprozentige Gewißheit, daß jedes Urteil, jede Maßnahme, die letztlich getroffen wird, eine in der Länge völlig unbegrenzte Haft bedeuten wird, ja die sogar, ich gebe es zu, erforderlich ist! Wenn es also nur so ausgehen kann, daß man nicht weiß, ob die ›Schutzhaft mit umgekehrtem Vorzeichen‹ welche es ›günstigenfalls‹ (was heißt denn da günstigenfalls?) geben könnte, nun zehn, zwanzig oder fünfzig Jahre dauern wird, oder daß man hinter Gittern sterben wird, oder ob man vielleicht, auch das oft geübte Praxis, kurz vor dem Tod ›zum Sterben begnadigt wird‹, wenn man also nur weiß, daß man nichts weiß, dann wird eine solche Trostlosigkeit (hoffentlich) verständlich. Natürlich haben Sie im Prinzip recht, lieber Mr. Moor, wenn Sie zitieren, ›Where there's life, there's hope‹, aber je nach dem, wie die Lage ist für einen Menschen, wird diese Hoffnung kleiner sein als das ›ewige Licht‹ in der Kirche, und

das ist schon klein genug. Hoffnung als Sparflamme, als Alptraum des Verstandes. Jedoch alleine der Menschen wegen schon, die mich noch nicht ganz auf gegeben haben, ist es meine Pflicht, weiter durchzustehen. So wie anfangs, mit Vertrauen auf Güte, ja Gnade, wird es nicht mehr gehen. Das kindliche Vertrauen, das ich anfangs hatte, es ist fort, mußte ja verlorengehen. Ein dummer Junge war ich, zu vergessen, daß Gnade auch ihre Grenzen hat, wahrscheinlich haben muß. Es täte mir leid, wenn Sie jetzt von mir enttäuscht wären. Hoffentlich haben Sie mich nicht für stärker gehalten, als ich bin. Ich bin nichts als ein Kind, das einen Hexenkessel angezündet hat, in dem es nun selber gebraten wird.

Und gebrauchen Sie bitte nie (Sie taten es wohl auch nicht) das Wort ›kämpfen‹ im Zusammenhang mit mir. ›Kämpfen‹ kann ein Unschuldiger oder zumindest" doch nur derjenige, der genau weiß, wofür, für welche Möglichkeit er kämpft. All das trifft für mich nicht zu. Solange man mir nicht noch zur Gerechtigkeit den Hohn serviert, solange werde ich wohl durchhalten. Wenn aber etwa bei der neuen Verhandlung für mich unsagbar Schlimmes gesagt würde, was einem die Seele aus dem Leibe reißt, etwa: immerhin sind die Eheleute Bartsch ja vom Jugendamt damals gewarnt worden, das sagte nämlich, daß aus dem Kind wahrscheinlich doch nichts würde, das Kind solle ‚nicht in eine richtige Familie' kommen‹ — wenn so etwas vorkommt, wenn wieder ein Säugling zum Verbrecher bereits gestempelt wird, dann kann ich einfach nicht mehr weiter, dann werden die Menschen nicht mehr gerecht sein, und keiner von ihnen wird mehr ein Wart von mir hören. Nicht, weil ich nichts mehr sagen wollte, sondern weil ich nichts mehr dann sagen kann. Was könnte ich auch beim Prozeß noch sagen, wenn sich solches wiederholen würde? Ich bete, daß es nicht so weit kommt.« 3. Februar 1971: »Vor etwa zwei Wochen habe ich einen Brief ans Jugendamt geschrieben und darin jegliche ›Jugendgerichtshilfe‹ ab gelehnt. Sie wissen

genau, lieber Freund, warum ich das getan habe. Und jetzt kommt auch noch eine Bestätigung für das, Was mich so erregt und erbittert hat: Meine Tante schreibt mir, daß vor fünfundzwanzig Jahren eine Frau vom Jugendamt meine Eltern besucht hat und gefragt hat: ›Warum muß es denn unbedingt *dieses* Kind sein?‹ Und, noch deutlicher, die Mutter sei unehelich, das Kind sei selbst unehelich, der Mann der Mutter sei vermißt, und der Erzeuger triebe sich irgendwo unstet herum. Was wohl heißen solle, so was könne nicht gutgehen. Und, am deutlichsten: ›In eine gute katholische Familie gehört *ein gutes* Kind!‹ Mein Gott, was bin ich froh, daß ich den Brief geschrieben habe! So was von Gemeinheit, ich habe da keine Worte für. ›Wir sind die Unvoreingenommenheit in Person‹, heißt es beim Jugendamt.

Damals sollte ich nicht in eine Familie, und heute soll ich mir von denselben Leuten vielleicht Sachen anhören wie: ›Ach, wissen Sie, hohes Gericht, diese Heime ...‹ Heuchelei in Potenz! (Entschuldigen Sie meine Fehler, ich bin so aufgeregt.) ›Al le Kinder sind gleich, die meisten aber sind gleichere 19. Februar 1971: »Nein, nein und nochmals nein! Ich habe doch auch nie gesagt, daß ich die beiden jungen Sozialarbeiter im ersten Prozeß, Herrn Jahn und Herrn Wüke, *persönlich* ablehne. Das tue ich nicht. Aber wenn ich die Institution‹ ablehne, muß ich sie mit ablehnen. Oder ist das zu emotionell? Aber ich kann nicht anders. Ich koche immer noch, innerlich. Ich kann es vor meinem Ego nicht verantworten, auch nur ein Wort meines Briefes zurückzunehmen. Und in dem Brief bin ich ganz schön ›rangegangen‹. Darum wunderte es mich auch ein wenig, als ich einen Antwortbrief des Leiters des Jugendamts bekam. Er schrieb, er sei in Wuppertal mit den beiden Herren zusammen anwesend gewesen, und wenn das *Gericht* darauf bestände, müsse, ungeachtet meiner Ablehnung, trotzdem wieder ein Gutachten angefertigt werden. Das ist doch wohl die Höhe! Ich will es Ihnen ehrlich sagen, dear Mr.

Paul: Ich stehe nicht an, sogar bei der Verhandlung einen Ablehnungsantrag gegen dieses Amt zu stellen.

Ich weiß, daß Sie wahrscheinlich *recht* haben mit Ihrem Verhalten, lieber Mr. Paul, aber ich bin gefühlsmäßig einfach nicht in der Lage, meine Haltung gegenüber dem Jugendamt zu ändern.« »Nicht zuletzt dank *Bild* ist mein ›leiblicher‹ Vater (Herr Peters) für den Prozeß geladen worden. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon sagte: Ich mag ihn nicht, den Mann. Mir soll er gestohlen bleiben. Ich bin ein Mensch, der stets so sachlich ist, wie es ihm nur möglich ist, und so objektiv. Das ist nicht leicht. Das ist sogar ungewöhnlich, und so wirkt das manchmal als ›Kälte‹. Wer das behauptet, wird es vor seinem Gewissen zu verantworten haben. Dies nur als Anmerkung. Herr Peters redet viel. Er redet auch viel Unsinn. Seiner Ge liebten (meiner Mutter) wirft er ihren angeblich hemmungslosen Sex vor. Wahrscheinlich hat seine jetzige Frau ebenso starken Sex und hat ihm seine elf Kinder ›aufgedrängt‹, dem armen. Er redet aber nicht nur Unsinn, er schwätzt auch, daß es einen Schmalztopf erbarmen könnte : ›Wenn ich schon für ihn (Jürgen) nichts mehr tun kann ...‹ Süß. Was hat er denn für sein Kind damals getan, vor fünfundzwanzig Jahren? Seine Geliebte starb, wie sehr mag er getrauert haben. Wäre sie allerdings schon ein halbes Jahr eher gestorben, nämlich ohne ihm ein Kind zu gebären, wäre außer der Trauer sicherlich noch ein gut Teil Dankbarkeit hinzugekommen. Und das Kind ließ er liegen wie ein Stück Holz. Er behauptet, er habe das Kind ja haben wollen, aber man habe ihm gesagt: ›Sie sind nur der Erzeuger, nicht der Vater.‹ Daß er mich ›haben‹ wollte, halte ich, mit Verlaub, für schlichte Unwahrheit. Denn hätte er nicht vorgehabt, mich im Stich zu lassen, hätte er die vorgeschriebenen ›Beträge‹ geschickt, ob die ›Pflegeeltern‹ das Geld nun annehmen wollten oder nicht. Tat er das? Er dachte gar nicht daran. Und: Hätte ich Daddy unter ›normalen‹ Umständen ein einziges Mal zu Gesicht bekommen? Nein.

Das Kind tat Dinge, die zu ›verzeihen‹, das sehe ich ein, unmöglich ist. Das Kind war aber mal ein solches (wenn Bild-Leserbriefschreiber und Kriminalist Schaeffer das auch geradezu genüßlich vergessen), und so maßt es sich heute an, Gründe zu haben, um zu sagen: Ich mag ihn nicht.

Ich habe in *Quick* gelesen, mein leiblicher Vater heiße Philipp mit Vornamen, Spitzname Gurkenphilipp, wegen komischer Kopfform. Ich habe mich nicht für ihn interessiert, und ich denke auch nicht daran, mich für ihn zu interessieren. Jemand, der sein Kind, seine Frau und sein Kind, sitzenläßt, ist für mich von vornherein erledigt, ganz egal, ob das mein Vater oder irgendein anderer Vater ist. In *Bild* habe ich mal ein Bild von meinem Stiefbruder gesehen, den meine Mutter mit ihrem richtigen Mann hatte. Er ist verheiratet und hat Kinder. Von meiner Mutter habe ich auch mal ein Bild gesehen. Das war aus irgendeiner Zeitung, das hat mir jemand im alten Klingelpütz in Köln zugeschoben. Vorher hatte ich nie ein Bild von ihr gesehen.

Daß ich leibliche Eltern hatte, das hat mir mein Vater ja bei der Aussprache damals erzählt, aber ich hatte mich nie sonderlich dafür interessiert. Ich wollte von den Leuten nicht viel wissen.« 17. April 1971: »Die Frau meines ›richtigen‹ Vaters hat meinen Eltern (Mami und Papi) eine Osterkarte geschickt; mir selber haben sie beide nicht geschrieben aus Holland. Na, ich weiß ja sowieso, wo ich hingehöre. Ich gehöre gefühlsmäßig weit mehr zu meinen Adoptiveltern. Ich weiß, daß sogar Papi sich da Sorgen gemacht hatte; das war völlig unnötig, das Theater. Wenn wir drei uns trennen müßten, ich weiß nicht recht, wie wir das überstehen sollten.« Im Juni 1968 hat mir Jürgen geschrieben: »Ich hatte, schon vor einiger Zeit, einen großen Artikel geschrieben über ein Thema, welches mir sehr am Herzen liegt und diesen Artikel wollte ich veröffentlichen lassen. Ich wollte gern aus dem Honorar dieses Artikels eine (anonyme) Zuwendung für die Eltern *der* Kinder

machen, weil ich weiß, in welch beschränkten Verhältnissen sie leben müssen.« Jürgen hatte den Artikel an seinen Verteidiger Heinz Möller geschickt. In dem Begleitbrief vom 25. Mai 1968 hieß es: »Es sieht wahrscheinlich nicht danach aus, aber anliegendes Schrift stück war eine sehr schwere Arbeit für mich. Nicht, daß ich es nicht gern getan hätte; im Gegenteil, ich sehe es in gewisser Weise als meine Pflicht an, als ›das, was man noch tun kann‹. Und auch gern habe ich es getan, nun, wo ›es‹ noch fort ist (damit meine ich den ›dunklen Drang‹, wie es Richter Oft ausgedrückt hat). Nun frage ich also ganz konkret: Besteht eine Möglichkeit, diese meine Überlegungen, etwa in gedruckter Form wie Heft, Broschüre oder ähnliches, als Warnung und Hilfe zugänglich zu machen? Und wann? Und wird überhaupt jemand Wert darauf legen, wenn *ich* sage: ›Es muß doch nicht noch mehr passieren!‹ Vielleicht sagen Sie mir mal Ihre Meinung darüber.

Ich wollte die Sache mit diesem Artikel erst mal ein paar Jahre ruhen lassen, darum gefiel mir das nicht, daß Herr W. ›das Ding‹ (Vater Bartsch) sofort bekam. Als ich mich noch dazu zu äußern wagte, lachte mein Vater mich aus und meinte, daß das völlig egal sei, daß es schließlich ›viel Wichtigeres‹ gebe und daß ich doch nicht glauben solle, daß ›das irgend jemanden interessiert, was du dir da zusammenschreibst‹. Übrigens: Verdienen, im Falle des Falles, würde und wollte ich keinen Pfennig daran, es sei denn für gute Zwecke wie etwa ein Kinderdorf So kann ich also nur hoffen, daß nicht alle Menschen die Einstellung haben, die ein Großvater äußerte, als er vom *General-Anzeiger* gefragt wurde: ›Wie warnen Sie Ihre Kinder vor Sittenstrolchen?‹ Antwort: ›Meine kleine Nichte ist jetzt elf Jahre. Sie ist alt genug, sie kann selbst auf sich aufpassen.‹« Der Artikel erscheint hier zum ersten Mal.

WIE SCHÜTZE ICH MEIN KIND?

Von Jürgen Bartsch

In jedem Jahrhundert werden vielleicht Tausende von Kindern Opfer von Sittlichkeitsverbrechern. Es muß jedoch damit gerechnet werden, daß die bekannte Ziffer noch über diese Zahl hinausgeht, weil viele Kinder und viele Eltern aus Angst vor Scherereien, falscher Scham oder auch falscher Rücksichtnahme keine Anzeige erstatten. (›Er ist zwar ein Schwein, aber ich kann doch meinen Bruder nicht anzeigend)

Sittlichkeitsverbrechen werden in fast allen Fällen (Ausnahmen bestätigen nur die Regel) von Einzelgängern begangen, durchweg Männer. Diese Männer planen, wenn sie überhaupt vorher planen, das Verbrechen ganz allem und begehen es auch ebenfalls ganz allein. Was hat das aber zu bedeuten? Vor allem muß man dabei die bedrückende Schlußfolgerung ziehen: Die Polizei ist oft bis zu einem bereits begangenen Verbrechen ahnungslos, sprich machtlos. Man kann ihr darum aber keinesfalls einen Vorwurf machen, wie es oft unüberlegt passiert. Denn nur ein Hellseher konnte manchmal solch ein Verbrechen verhüten, bevor es geschieht.

Die Kriminalpolizei kann nicht jedem Kind auf dem Weg zur Schule, durch den Wald, ins Schwimmbad, ms Kino, zum Kirmesplatz, oder wenn es einmal allein zu Hause ist, einen ›Schutzengel mitgeben‹. Es muß doch für Eltern, die ihre Kinder lieben, ein unerträglicher Gedanke sein, die Kinder gewissermaßen schutzlos einem etwaigen Täter ausgeliefert zu wissen. Denn, wie schon er wähnt, die Kripo kann beim besten Willen nicht so, wie sie will. Und sie will! Denn mancher Beamte ist darunter, der selbst Kinder hat und sich denken kann, was es heißt, sein Kind verletzt an Leib und Seele oder gar tot wiederzusehen.

Was bleibt, als einziger Weg, sind Maßnahmen der Vorbeugung. ›Vorbeugen ist besser als heilem, sagt ein Sprichwort. Und das ist an dieser Stelle noch viel zu milde

ausgedrückt. Denn ein Kind, dem jedes Vertrauen zu anderen Menschen brutal entrissen worden ist, wer kann es heilen?

Eines möchte ich hier gleich vorweg sagen. Es wird wohl in keinem Falle genügen, sein Kind einmal oder zweimal im Jahr lapidar und leger daraufhinzuweisen: ›Geh ja mit keinem fremden Onkel mit und nimm von niemandem etwas an.‹ Dieser stereotype Satz war und ist bis heute fast in jeder Familie die einzige, aber auch wirklich einzige Warnung vor dem ›guten Onkel‹. Das reicht in keinem Falle aus! Wenn ich dazu einen Vorschlag machen dürfte, so folgen den: .

Die Bezeichnung ›Onkel‹, als Warnung ausgesprochen, ist für ein Kind vollkommen irritierend und irreführend. Das Kind sieht einen ›Onkel‹, weil es ja so viele Onkel kennt (z. B. sagt die Mutter oft zum Kind: ›Na gib dem Onkel schön die Hand!‹), in den meisten Fällen von vornherein als eine gute Person, als einen guten Menschen an. Das Kind versteht also solche Warnung nicht recht und denkt sich: ›Warum soll ich nicht mit einem Onkel gehen, wenn er lieb ist?

Onkel Paul ist ja auch lieb,‹ Für die meisten Kinder ist eben Onkel gleich Onkel. Lassen Sie also bitte den ›guten Onkel‹ weg und sprechen Sie statt dessen vom ›fremden Mann‹; das ist eine ganz andere Tonart, eine unpersönlichere und für diesen Zweck weit bessere. Und, bitte, belassen Sie es nicht bei diesem einen Satz. Auch wenn es Ihnen nicht leicht fällt: Sie müssen einige kindliche Illusionen zerstören. Es ist vom Übel, gewiß, aber glauben Sie mir, es ist das kleinere ... Bringen Sie Ihrem Kinde so behutsam wie möglich bei, daß längst nicht alle Menschen gut sind. Und daß einige von diesen bösen, schlechten Menschen es gerade auf Kinder abgesehen haben. Es reicht sicherlich, wenn Sie ihm erklären, daß diese Menschen den Kindern Böses antun wollen, körperlich. Und wie wichtig es darum sei, sehr gut auf sich aufzupassen, weil die Mutter ja nicht immer dabei sein könne. Weiter brauchen Sie und sollten Sie in Ihren Schilderungen dann nicht mehr

gehen, denn damit ist die Aufnahmefähigkeit des Kindes wohl meist erschöpft. Nur sollten Sie Ihrem Kind (aber bitte nicht mehr am gleichen Tage, sonst wird es zuviel) noch genaue Anweisungen geben, wie es sich verhalten soll, wenn es doch einmal böse hereingelegt worden ist. Sagen Sie jetzt bitte nicht: ›Aber wenn ich mein Kind genügend gewarnt habe und es auch aufpaßt, kann es dazu doch gar nicht mehr kommen.‹ Diese Auffassung ist leider vollkommen falsch! Demi immer häufiger sind die Täter gute Bekannte oder gar Verwandte des Kindes und somit auch der Eltern. Etwa der Untermieter, der Nachbar von nebenan oder der Onkel, manchmal auch ein Neffe oder Vetter. Oft kam es in der letzten Zeit sogar vor, daß der Sittenstrolch ein älterer Spielkamerad des betreffenden Opfers war. Was, so meine ich, besonders erschütternd ist, denn wo soll es enden, wenn Kinder Kinder morden ...?

So kann es also durchaus geschehen, daß, bei aller Vorsicht der Eltern und auch des Kindes, doch ›etwas passiert‹, also das Opfer erst viel zu spät merkt, in welche Falle es gelockt wurde. Die Folge dieses Erkennens hat bei dem Kinde meist panikartige Angst zur Folge, die sich auf zwei vollkommen verschiedene Arten ausdrückt, nämlich je nach Charakter und Persönlichkeit des Kindes. Entweder ist das Kind vor Angst und Entsetzen derart eingeschüchtert, daß es sich kaum rühren kann und jeden Befehl des Verbrechers vollkommen widerstandslos ausführt, oder es kann noch ein wenig denken und weiß sich keinen Rat als laut um Hilfe zu schreien, sich zu wehren, zu strampeln, kratzen und beißen. Da diese Reaktionen meist vollkommen unkontrolliert sind, kommt es für die Eltern, also für Sie, darauf an, Ihrer kleinen Tochter oder Ihrem kleinen Sohn klarzumachen, daß er oder sie eben nicht unkontrolliert reagieren darf. Der Grund dafür: die eine Reaktion sowie die andere ist oft die völlig falscheste, im ernstesten Falle sogar tödlich für das Kind. Damit Sie mich auch wirklich recht verstehen, werde ich Ihnen ein paar ganz

konkrete Beispiele vor Augen zu führen versuchen. Die kleine Marion, acht Jahre alt, ist (was nicht sein sollte!) auf dem Rummelplatz allein und bekam von ihrer Mutti zwei Mark sowie eindringliche Ermahnungen mit auf den Weg. Schon in einer halben Stunde war das Geld alle, aber bis abends 17 Uhr darf sie noch von daheim fortbleiben. Nun steht sie vor einer Schießbude, dann vor der Raupe und endlich vor der Geisterbahn, mit der sie schon immer fahren wollte. Jetzt hat sie zwar sowieso kein Geld mehr, aber allein zu fahren, davor hätte sie sicherlich Angst.

Da kommt ein junger Mann auf sie zu und spricht sie an: ›Na, Kleine, hast wohl kein Geld mehr, nicht wahr? Weißt du was, fahr doch einfach mit mir, allein macht es doch keinen Spaß.‹ Marion wäre sicherlich auf den jungen Mann, der beileibe keinen schlechten Eindruck macht, hereingefallen, wären die Ermahnungen der Mutter nicht gewesen, strenge, ernste Ermahnungen. So ist das kleine Mädchen gewarnt und tut aufs Wort genau, was ihr die Mutti geraten hat. ›Danke schön‹, sagt sie, ›aber ich darf von niemandem etwas annehmen.‹ Ist der junge Mann nichts weiter als ein kinderfreundlicher Mensch, der einem kleinen Mädchen eine Freude bereiten möchte, so wird er rasch verstehen und sich unbeleidigt und nett verabschieden. Denn ein Kinderfreund, der keine Hintergedanken hat, wird und muß heutzutage immer damit rechnen, falsch verstanden zu werden. Jedoch dieser Mann blieb hartnäckig und ging sogar hinter Marion her bis zum Loseziehstand und sprach überredend auf sie ein.

Und was tat Marion? Sie bat laut und vernehmlich den Loseverkäufer: ›Bitte helfen Sie mir, der Mann läuft immer hinter mir her und verspricht mir alles mögliche, ich darf aber nicht, meine Mutti hat gesagt —‹, aber weiter kommt sie gar nicht, denn der Sitten strolch, der blitzschnell zu flüchten versuchte, wird bereits vom Loseverkäufer und anderen

aufgebrachten Kirmesbesucher n festgehalten, bis die Polizei kommt. Ein schlimmes Verbrechen wurde verhütet.

Wichtig hierbei ist vor allem: ein bedrängtes Kind wendet sich auf einem Rummelplatz am besten an Schausteller persönlich. Denn jeder Inhaber einer solchen Bude oder eines Fahrgeschäftes hat das größte Interesse daran, den Kirmesplatz ›sauber‹ zu halten. Nicht nur aus menschlichen, auch aus rein geschäftlichen Gründen.

Zu der Feststellung, daß es auch wirkliche Kinderfreunde gibt, ist noch etwas zu sagen. Diese Menschen meinen es nur gut und tun doch oft das Verkehrte. Sie verstehen gewiß, was ich damit meine. Es ist verständlich, wenn z. B. einem Spaziergänger eine Gruppe von Kindern begegnet, von denen außer einem Kind alle anderen ein Eishörnchen in der Hand halten — daß dieser Spaziergänger vielleicht Mitleid verspürt und dem einen Kind, das sehnsüchtig auf das Eis der anderen schaut, gern auch ein Hörnchen kaufen möchte. Aber, wenn es auch nicht leicht ist, so soll er es doch lieber unter lassen. Denn das Kind wird eventuell das Eis oder das Geschenk annehmen. Dies kann dazu führen, daß dasselbe Kind dann später von einem anderen ›Onkel‹ auch Geschenke annimmt, von jemandem, der keineswegs ein harmloser Spaziergänger und Kinderfreund ist. Für wirkliche Kinderfreunde gibt es so viele andere Gelegenheiten, Gutes für Kinder zu tun ...

Horst, elf Jahre alt, war an diesem Tage, einem Mittwoch im August, zu seiner Oma nach Düsseldorf gefahren mit Erlaubnis seiner Eltern. ›Aber um neunzehn Uhr bist du wieder zu Hause!‹ ermahnte ihn die Mutter. Mit dem Zug war es von ihrem Dörfchen, in welchem seine Familie wohnte, nur eine knappe halbe Stunde zu fahren. Der kleine Horst fuhr sehr gern zu seiner Oma, dort gab es immer gute Sachen für ihn.

Nachmittags um 17.30 Uhr machte er sich langsam zum Aufbruch bereit, zur Heimfahrt. ›Paß schön auf dich auf!‹ rief ihm noch, wie immer, die Oma hinterher. ›Was soll schon

passieren‹, dachte Horst. Aber, was ihm noch nie passiert war, er stieg, ohne es zu bemerken, in den falschen Zug, der ihn in fast die entgegengesetzte Richtung brachte. Er merkte es erst auf dem Bahnsteig der ihm völlig fremden Stadt. Nicht einen einzigen. Menschen kannte er hier.

So einsam und verlassen hatte er sich noch nie gefühlt. ›Alle Leute haben es eilig und machen böse Gesichter‹, überlegte er. Es war zum Heulen, ›aber ein Junge weint nicht‹. Auf die Idee, einen Auskunftsbeamten oder einen Bahnpolizisten um Hilfe zu fragen, kam er erst gar nicht, weil die Mutti es versäumt hatte, ihn darauf hinzuweisen. So ging er tapfer durch die ganze Stadt und danach auf die Landstraße in Richtung seines Dorfes. Er sah einen Wegweiser im Autoscheinwerfer grell aufleuchten. ›Nach ...dorf 10 km‹ stand in kalten, schwarzen Buchstaben. Mittlerweile war es fast 21 Uhr geworden und schon ganz dunkel, da es ein Regen- und Gewittertag gewesen war. Auch jetzt regnete es ziemlich stark. Plötzlich kreisch ten Bremsen, und ein großer Wagen hielt direkt neben ihm. Erfreut und dankbar nahm Horst das Angebot des Fremden an, der ihm versprach, ihn wieder nach Hause zu bringen. ›Über die Autobahn‹, sagte er, ›da geht es am raschesten, und wir können unterwegs noch mal halten und etwas essen. Du hast doch sicher Hunger, nicht wahr?‹ Nun, er dachte gar nicht daran, Horst etwas zu essen zu geben. Es war ihm egal, ob der Kleine Hunger hatte. Er brauchte nur einen Vorwand, um an einer verhältnismäßig einsamen Stelle den Wagen anzuhalten. Horst schöpfte keinen Verdacht, weil die Mutter ihn auch nicht davor gewarnt hatte, in ein fremdes Auto zu steigen.

Der Mann hielt den Wagen in der schneisenartigen Verlängerung eines Autobahnparkplatzes an. Kein anderer Wagen war zu sehen. Nun zeigte der Mann sein wahres Gesicht. ›Wenn du nicht still -hältst, passiert etwas!‹ drohte er, und Horst konnte ihm ansehen, daß er seine Drohung wahrmachen würde. Horst tat das Klügste, das er im Moment

tun konnte. Er wehrte sich nicht und sagte auch nichts. Doch zum Glück kam der Unhold gar nicht dazu, ihn anzufassen, denn fast im selben Moment wurde die Tür des Wagens aufgerissen, und drei Polizeibeamte mit Pistolen nahmen den Mann sofort fest und befreiten Horst so aus seiner verzweifelten Lage. Anschließend brachten sie den Jungen nach Hause, wo die Eltern ihr Kind glücklich in die Arme nahmen. Sie hatten schon Vermißtenanzeige erstattet. Die Polizisten waren aufmerksam geworden, weil sie zu fällig die Nummernschilder des Wagens erkannt hatten. Der Wagen war gestohlen worden ...

Schärfen Sie bitte Ihrem Kind ein, sich, wenn es sich verirrt oder verfahren hat, an einen Polizisten zu wenden!

Verbieten Sie es, wenn es sein muß bei Strafe, Ihrem Kind, jemals zu einem völlig fremden Menschen ins Auto zu steigen!

Machen Sie Ihrem Kind begreiflich, dal:) es, wenn es doch einmal auf irgendeinen Trick eines Sittenstrolches hereinfallt, es nur zwei Möglichkeiten hat, schwerstem Schaden zu entgehen. Man könnte folgende Regel aufstellen: I. Wird ein kleines Mädchen oder ein kleiner Junge auf der offenen Straße oder auch allein in der Wohnung -- nebenan alles Leute - von einem Täter belästigt, oder im Freien, und es sind genug andere Menschen in der Nähe, so soll es am besten laut um Hilfe rufen. De Täter wird dann in jedem Falle die Flucht ergreifen. 2. Wird ein kleines Mädchen oder auch ein Junge durch einen schäbigen Trick in ein Auto, auf ein Ackerfeld, in ein einsame Waldstück oder ähnliche Gebiete entführt, und ist niemand direkt in der Nähe, so ist es für das Kind am besten, still zu halten, sich nicht zu wehren und um Gottes willen nicht um Hilfe zu rufen. Seien Sie nun bitte nicht empört, weil Ihrem Kind damit zugemutet wird, ein Verbrechen widerstandslos an sich geschehen zu lassen Denn ist es erst einmal soweit gekommen, so gibt es meist zwar keine Möglichkeit mehr, das eigentliche Sittlichkeitsverbrechen zu verhindern, sondern es

gibt nur noch die Möglichkeit, noch viel Schlimmeres zu verhindern.

Sie müssen sich nämlich über eines im klaren sein. Fast alle Sittlichkeitsverbrecher haben zwar vor, dem Kind Gewalt anzutun, aber keinesfalls, es zu ermorden! Es ist ungemein wichtig, daß Sie über diese Tatsache informiert werden. Denn man kann sich vorstellen warum doch immer wieder Morde an Kindern begangen wurden weil der Täter kopflos wurde und vollkommen die Nerven verlor als sein Opfer um Hilfe schrie und zappelte. Hätte sich das Kind still verhalten und keinen Fluchtversuch gemacht, so hätte der Täter in fast allen Fällen das Kind hinterher laufen lassen und wäre auch seinerseits geflüchtet. Letzteres ist ja auch normalerweise immer der Fall, soweit es nicht unverschämt ist, hierbei von ›normalerweise zu sprechen. Eine sehr gute Hilfe zur Verhinderung von Verbrechen an Kindern ist gegeben, sowie der Täter ein guter Bekannter der Eltern de: Opfers ist. Wird das Kind bedroht, kann es unter Umständen (wenn es z. B. vor der Ausfahrt mit dem Täter noch mal kurz im Hause war!) die Tat restlos verhindern mit dem Hinweis: ›Meine Mutter weiß ja ganz genau, mit wem ich weggegangen bin.‹ Dieser Trick von einem Kind angewendet, hat eine sehr durchschlagende psychologische Wirkung. Meist wird der Täter von seinem Opfer ablassen und alles zu bagatellisieren versuchen.

Wenn ein Kind ganz allein im Hause, besser einer Wohnung, ist, so ist das um nichts weniger gefährlich als etwa in einem Auto oder in einem Wald. Nur zu oft ist es schon vorgekommen, daß ein Kind in der eigenen Wohnung überfallen wurde. Meiner Meinung nach ist gerade in dieser Situation das Opfer extrem gefährdet, da der Täter wahrscheinlich übernervös sein wird, allein schon durch die fast unmittelbare Nähe vieler anderer Menschen in dem betreffenden Hause, entweder Nachbarn, Leute, die durch Treppe entlang gehen, usw. Allerdings sollte man meinen, daß

sich ein Sittenstrolch durch derlei Umstände und Gefahren für ihn selbst eventuell vor einer Tat abhalten ließe. Das ist aber leider nur in den seltensten Fällen so. Da also wie geschildert, gerade in einem solchen Fall das Opfer aufs höchste gefährdet ist, kann und darf es hier nur eine Lösung geben! Es darf gar nicht erst so weit kommen! Bitte verbieten Sie Ihrem Kind mit allem Nachdruck, die Haus bzw. Wohnungstür zu öffnen, wenn es allein ist und jemand läutet, den es nicht kennt. Auf keinen Fall darf das Kind diesen Menschen in die Wohnung lassen. Und erklären Sie Ihrem Töchterchen oder Sohn, daß sie oder er nicht auf jeden billigen Trick hereinfallen darf, der so manchem Sittlichkeitsverbrecher schon die Wohnungstür öffnen half: ›Aber Kleine, kennst du mich denn nicht mehr? Ich bin doch dein Onkel Otto, und deine Mutter ist meine Schwester. Sie hat mir auch schon so viel von dir erzählt‹ usw., usw. ›Verstanden habe ich es ja‹, werden Sie nun vielleicht sagen, aber ... ›Wie sag ich's meinem Kinde?‹ Ich glaube, daß es nicht richtig wäre, einem Kinde diese.

Verhaltensmaßregeln, die ich auf diesen Seiten beschrieben habe, allzu ungeschminkt zu erklären. Es ist also, so glaube ich, nicht nötig, einem Kinde von Mord und Totschlag zu erzählen. Ich bin kein Fachmann, aber ich vermute doch stark, daß dergleichen einem kleinen Mädchen oder Jungen seelisch mehr als schaden kann, jedoch halte ich es für unumgänglich, dem Kind begreiflich zu machen, daß ihm, geht es mit solch einem wildfremden Manne mit, schwere körperliche Schäden und auch Schmerzen drohen. (Deutlicher als ich hier sollten auch Sie, wenn es geht, Ihrem Kind gegenüber nicht werden. Mehr würde ein Kind auch wohl nicht verstehen.) Zum Beispiel als Begründung dafür, warum ein Kind bei aussichtsloser Lage nicht schreien soll, würde ich vorschlagen: ›Weil dich dann ja doch niemand hören kann und der böse Mensch viel stärker ist als du und weil er dann noch viel schlechter zu dir sein wird, da er ja wütend auf dich ist. Vielleicht würde er dich sogar ganz

schlimm schlagen.‹ Ihr Kind wird das einsehen. Also bitte nicht die Worte ›umbringen‹ oder ›ermorden‹ erwähnen. Denn wenn es auch für Eltern unbedingt geboten ist, die Kinder gegenüber diesen furchtbaren Gefahren zu wappnen, welche ihnen täglich aufs neue drohen, so braucht und darf man ihnen doch nicht auf diese Weise gleich zeitig ihre Fröhlichkeit und ihre kindliche Liebe zu dieser, Ihrer aller Welt zu nehmen.

Vergessen Sie den Namen dessen, der dies schrieb, denn ich habe hiermit nur das getan, was ich für meine Pflicht halte.

»Im Frühjahr oder Sommer 1967, in Wuppertal, hat der damals noch ziemlich neue Justizminister von Nordrhein - Westfalen, Neuberger, bei uns einen ›Überraschungsbesuch‹ gemacht; er pflegt seine Visiten in den Gefängnissen nicht anzukündigen. Es war sehr deprimierend. Plötzlich ging die Tür auf. Der große Verwalter, der geht, als ob er einen Stock im Rücken hat, wie ein General, er ist auch sehr lang und dünn, steht auf der Schwelle: ›Kommen Sie mal her.‹ Ich mußte mich auf die Schwelle stellen. Da kam der Minister an; eine ganze Menge Presseleute zogen hinter ihm. auf. Er blieb vor mir im Gang stehen und musterte mich ziem lieh kühl, wie das ›bei so einem‹ wohl nicht anders erwartet werdet konnte. (Mit ›so einem‹ meine ich natürlich mich.) Der Verwalter ›Stehen Sie gefälligst gerade, wenn der Minister mit Ihnen spricht!‹ Die Atmosphäre ist natürlich mehr als kalt, zwischen Tür und Angel auf dem Gefängnisgang. Der Minister: ›Der Bartsch?‹ — Verwalter:

Die Entdeckungen Sigmund Freuds und anderer Wissenschaftler um die Jahrhundertwende haben zu einem neuen Verständnis menschlichen Verhaltens geführt, was von ungeheurer Tragweite für fast alle Bereiche des menschlichen Lebens war — ausgenommen das Gesetz. Das Gesetz setzt voraus, daß ein mündig gewordener Mensch ohne Rücksicht auf frühere Erfahrungen die Einsicht in all das besitzt, was

Mündigkeit erfordert, und daß er sein Verhalten entsprechend kontrolliert — es sei denn, er wird von Leidenschaft oder einer Versuchung übermannt. Vor dem Gesetz sind dieser und alle anderen Menschen ›gleich‹. Aber Freud hat nachgewiesen, daß Menschen extrem verschieden sind, was Anlagen, Mündigkeit, Ausgeglichenheit, Selbstbeherrschung, Streben und Intelligenz anbelangt — Unterschiede, die nicht nur von Erbfaktoren und Hirnzellenstruktur abhängen, sondern die auch auf den Verlauf der Kindheit zurückzuführen sind [...] Natürlich bezweifelt die Öffentlichkeit, daß Verbrecher geändert werden können. Aber man sollte bedenken, daß sie dies auch einmal bei den Geisteskranken bezweifelt hat. Noch vor wenigen Jahrzehnten hieß es von Geisteskranken genau wie von Verbrechern, sie seien absolut nicht zu beeinflussen und unheilbar. Woran vor ein paar hundert Jahren niemand dachte, das weiß heute jeder (oder sollte es jedenfalls wissen): In der großen Mehrzahl der Fälle ist Geisteskrankheit heilbar; und die Aussicht auf Heilung und ein rascher Heilungsprozeß hängen direkt von der Möglichkeit und Intensität der geeigneten Behandlung ab [...]Die Hartnäckigkeit und Bösartigkeit von Verbrechern gehören zu dem Komplex, der der Behandlung bedarf. Diese Eigenschaften dürfen daher nicht die therapeutische Einstellung stören [...] Ärzte und Krankenschwestern haben weder die Zeit noch das Bedürfnis, jene Patienten unnötig zu quälen, die vielleicht schwierig, unangenehm, widerspenstig oder gar gefährlich sind. Es ist ihre Pflicht, sich um sie zu kümmern und zu versuchen, daß ihr Zustand sich verbessert, sowie zu verhindern, daß sie sich oder anderen etwas antun. Das erfordert keinen Haß, sondern Liebe.

Karl Menninger

›Der Bartsch.‹

Der Minister, zu mir: ›Seit wann sind Sie hier?‹ ›Seit etwa einem Jahr.‹ ›Wie viele Kinder waren es?‹ ›Vier.‹ Tür zu, Affe tot. Das war alles.

Am anderen Tag in der Zeitung kam natürlich das, was kommen mußte: ›Auf die Frage des Ministers, wieviel Kinder er getötet habe, antwortete der Mörder eiskalt: ‚Vier'.‹ Das schrieb einer von der Meute, die mich die ganze Zeit voll Haß anglotzte, der Fredy Mies vom *Wuppertaler Generalanzeiger*, in Fachkreisen auch ›mieser Fredy‹ genannt. Dieser rasende Lokalreporter schrieb aber noch mehr, nämlich daß der Herr Minister bei seinem Besuch im allgemeinen zu den Gefangenen in die Zelle hineinging und sich dort sehr nett mit ihnen richtig persönlich unterhielt.

Nun, all das ist eine persönliche Enttäuschung über einen Menschen, der als ›besonders human‹ gilt. Wenn aber die ›Freiheit‹ immer die Freiheit des Andersdenkenden ist, ist dann wahre Humanität nicht stets die, die man denen gewährt, die am meisten gefehlt haben? Noch heute frage ich mich, warum nur ist er nicht zu mir hereingekommen? Warum legt man sich über ›Bestien‹ stets eine vorgefaßte Meinung zurecht?« Hier fühle ich mich verpflichtet, Herrn Neuberger ein bißchen in Schutz zu nehmen, wenn auch nur, weil er als Justizminister Nordrhein-Westfalens fortschrittlichere Ideen im Justizvollzug gezeigt hat als seine Kollegen sonstwo in der Bundesrepublik. Zur Zeit seiner unglücklich verlaufenen Begegnung mit Jürgen Bartsch war er noch nicht lange im Amt, und sein Verhalten seitdem hat bewiesen, daß dieser Zwischenfall keineswegs typisch für seine allgemeine Haltung war.

»Ich bin ganz und gar Ihrer Ansicht, daß es nötig wäre, daß ich von Fachleuten analytisch behandelt würde, und wenn ich die Möglichkeit bekomme, werde ich auch darum bitten. Das ist gar keine Frage, das ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Eine ebensolche Selbstverständlichkeit ist aber für mich auch

die stereotaktische Gehirnoperation. Ich halte sie für meine Pflicht, der Allgemeinheit gegenüber, weil sie ihr (und auch mir!) auf jeden Fall das größtmögliche Maß an Sicherheit garantiert.

Was ist dagegen einzuwenden? Wenn *nur* die psychoanalytische Behandlung erfolgt und sie auch Erfolg hat (woran ich nicht zweifle!), besteht immer jedoch noch die simple Tatsache, daß die Sexualität als solche, wenn sie auch dann normal, völlig normal ist, doch stets vorhanden ist. Allein der Ge danke jedoch, daß die Sexualität überhaupt *noch vorhanden* ist, gefallt mir überhaupt nicht! Ich will, daß sie völlig, und zwar restlos, bei nur ausgelöscht wird, und das geht nun mal nur durch eine Gehirnoperation. Voreilig? Würde die Sexualität mir nicht doch fehlen? Das glaube ich nicht, weil ich durch meine Erfahrung alles Sexuelle aufs tiefste verabscheue.

Wir müssen uns wohl damit abfinden, daß durch ärztliche Behandlung unsere Schwierigkeiten zwar auf ein erträgliches Maß reduziert werden können, ein Allheilmittel jedoch gibt es nicht und wird es vielleicht nie geben. Darum kann ich voraussagen, daß ich, selbst wenn mir geholfen werden kann, doch trotzdem niemals heiraten werde, ganz abgesehen davon, daß ich davon überzeugt bin, daß man, jedermann, in meinem jetzigen Alter eine Familie gründen sollte. (Eine ›Familie‹ ohne Kinder ist für mich sowieso indiskutabel.) Falls ich jedoch einmal entlassen werden sollte, werde ich um vieles, das steht fest, älter sein. Und sollte ich dann heiraten? Sollte ich dann darauf warten, daß meine Kinder, wenn sie mal zehn Jahre alt wären, ›Opa‹ zu mir sagen? Nein, nein - heiraten, eine richtige Familie haben, eigene Kinder, das wäre sehr dumm, wenn ich mir da selber etwas vormachen wollte, das kommt aus diesen und nicht nur diesen Gründen für mich niemals mehr in Frage. Aber wenn das sicher ist, und das *ist* sicher, dann, ja, was sollte ich denn überhaupt noch mit Sexualität? Nur für ein ›Verhältnis‹, nur für einen Gelegenheitsbesuch im Bordell? Na

ich danke. Ich werde für eine richtige Familiengründung nicht mehr in Frage kommen, darum was soll er, der Sex? Für mich wäre er, spürte ich ihn überhaupt, dann doch nur eine Belastung. Also weg damit, lieber heute als morgen, damit man nicht soviel darüber nachdenken muß, wo zu alles bereits heute schon zu spät ist.

Ich lehne eine Kastration nicht ab, akzeptiere sie jedoch nur als letztes Mittel. Wenn eine Gehirnoperation genauso gut hilft, ist das denn nicht eine viel bessere Möglichkeit? Ich habe mal einen Bericht über diese Frage gelesen. Der Mann, um den es dort ging, heiratete eine Frau, die schon drei Kinder hatte, aber das ist eine besondere Situation. Vielleicht hatte sie von ›ehelichen Pflichten‹ die Nase voll, dann mag so was gehen. Im allgemeinen aber meine ich, daß solch ein Mann die Pflicht hat, ganz alleine zu leben, weil er nicht eine normale Frau (die ja schließlich auch bestimmte Wünsche hat) unglücklich machen darf. Das ist aber alles derart kompliziert, dazu müßte man schon selber Fachmann sein, um da mitreden zu können.

Ich komme mir in der letzten Zeit wie ein Jammerlappen vor, wie eine kränkelnde alte Jungfer. Aber nun habe ich schon bald eine Woche lang ununterbrochen wilde Kopfschmerzen, und ich nehme sehr oft Kopfschmerztabletten, wie sollte es auch anders gehen. Nur kommt man sich dann immer halb betäubt vor. Wenn ich die Tabletten nehme, steht immer der Sanitäter dabei und paßt auf wie ein Luchs. ›Sie haben mich *einmal* aufs Kreuz gelegt!‹ sagt er immer, und ich verstehe ihn. Er meint wohl die Sache Anfang 1969. Aber woher kommen diese Kopfschmerzen? Ich könnte mir zwei Möglichkeiten denken, entweder durch die große Husterei, an der ich auch immer noch laboriere, oder das, was allerdings böse wäre, was meine Mutter mir schon als Schuljunge stets prophezeit hat: ich bin nämlich mein Leben lang ohne Taschentuch ausgekommen. Noch schlimmer, ich habe immer das gemacht, was man ironisch ›einen eigenen Aufzug‹ nennt. Meine Mutter sagte

damals schon: ›Wenn du so weitermachst, dann meißeln sie dir doch mal die Stirn auf!‹ Na, ich hoffe, daß diese meine fast lebenslange Unart nicht der Grund für meine Schmerzen ist, denn in dem Falle sehe ich schwarz.

Wenn es zu einem *dritten* Prozeß kommt und das lebenslänglich‹ bleibt, mal angenommen nur, dann ist eine Behandlung völlig sinnlos, und dann erübrigt sich all das. Sollte das Urteil eine zeitliche Strafe sein, wäre eine Behandlung dringend vonnöten, und dann würde ich mich auch sehr darum bemühen. Es ist auch sehr lieb, was Sie schreiben, daß es doch nicht sinnlos sei, eine Behandlung, selbst bei Lebenslänglich. Warum es aber nicht sinnlos sein soll in diesem Fall, das schreiben Sie nicht. Das können Sie wohl auch nicht ...

Man kann nur noch dazulernen. Der Jugendstrafvollzug soll angeblich besonderer, nämlich erzieherischer, Art sein. Und Prof. Brocher hat mir zugestimmt, als ich den Verdacht äußerte, immer noch nicht erwachsen zu sein. ›Das ist das erste, was Sie lernen müssen‹, meinte er.

Erwachsen, ich bin es bestimmt noch nicht. Darum hatte ich speziell dem Jugendgefängnis mit Hoffnung entgegengesehen.

Doch nun muß ich erfahren: Gefangene über einundzwanzig Jahre werden im Jugendgefängnis praktisch nicht geduldet. Wer also als Einundzwanzig- oder Vierundzwanzigjähriger eingeliefert wird und etwa noch fünf Jahre dort zu ›sitzen‹ hätte, wird fast sofort in den Erwachsenen Vollzug verlegt (›Zuchthaus‹, das es dein Namen nach nicht mehr gibt). Der Vollzug wird umgewandelt; ob der betreffende Mann eine Jugend(erzieherische)strafe zu verbüßen hat, interessiert dann nicht mehr.

Mancher, der mit neunzehn und zwanzig Jahren zu Jugendstrafe verurteilt wird, kommt dort schon gar nicht mehr hin, gleich wird auf dem Amtswege ›umgewandelt‹. Da wird so viel geredet über den Jugendstrafvollzug und junge

Menschen, denen es zu helfen, die es nicht aufzugeben gälte. Und was hat dies Gerede in Wirklichkeit mit derselben gemein? Nichts, aber auch gar nichts. Am 1. Mai hatten die Kollegen hier Feiertag. Es war Filmvorführung, und es soll recht lustig gewesen sein. Hast Du den Eindruck, ich möchte nicht gern in eine Heilanstalt? Ich möchte schon in eine Heilanstalt, aber ich habe auch Angst da vor. Die Gefängnisse sind heute von Mäusen und Ratten befreit; bei den Heilanstalten ist das oft noch nicht der Fall. Unsere Heilanstalten sind teils älter als unsere Gefängnisse, und daher auch teilweise ungepflegter, ja oft sollen sie in einem geradezu menschenunwürdigen Zustand sein.

Im *Spiegel* habe ich gelesen, daß die Neuen jeder erst einmal einen Tag splitternackt in einen Gitterkäfig gesteckt werden, daß die Wärter (angeblich) oft grundlos Insassen bis zur Bewußtlosigkeit prügeln würden, daß Post an Rechtsanwälte meist festgehalten würde, ja daß sogar *(Spiegel)* ›manche Wärter den Insassen die Hälfte des Essens wegessen‹. Und da fragst Du, warum ich eventuell nicht gern in eine Heilanstalt möchte.

›Es ist allgemein bekannt, daß Homosexuelle große Angst vor körperlicher Gewalt haben‹, weiß ein *stern-Roman.* So soll es denn sein, wenn es schon geschrieben steht. Aber zwischen ›Angst vor Gewalt‹ und *Wehrlosigkeit* besteht immerhin ein Unterschied. Und ich bin der Ansicht, daß ich im Leben genug geschlagen und getreten worden bin.

Wenn die Schauergeschichten, die über unsere Heilanstalten in Umlauf sind, der Wahrheit entsprechen, also wenn *das* zutrifft, dann bin ich im Notfall sogar bereit, um Lebenslänglich zu *kämpfen,* allein um zu überleben. Ich habe einen Gutachter gefragt, ob die Geschichten stimmen. *Ganz* so schlimm sei es wohl nicht, meinte er. Das kann man nun auch wieder verstehen, wie man will. Tatsache jedenfalls ist, daß der Vorsitzende in Wuppertal gesagt hat: ›*Da* darf er nicht hin, da

würde er in kurzer Zeit sterben.‹ Wie immer er das gemeint haben mag. Male ich schwarz? Vielleicht habe ich Angst, wahrscheinlich sogar, aber wer ist da, der sie mir nehmen kann? Wenn meine Ahnungen wirklich nur Alpträume sind, dann wäre *ich gern* in einer Heilanstalt, in der man vielleicht versuchen würde, mir zu helfen, daß ich gesund werden kann (entschuldige das Wort).

Es ist doch erschreckend, was mein Vater mir über die Kosten einer Psychoanalyse erzählt hat! Fünfzig bis siebzig Mark pro Tag, bis dreimal in der Woche, wäre das in einem Jahr allein 7500, - DM; bei nur zwei Stunden jeden Besuchstag wäre das 15000,— DM im Jahr, bei mir in fünf Jahren bereits 75000,- DM! Und es soll ja länger dauern. Auch wenn wir *(wir* heißt hier meine Eltern, die sich dafür krumm legen müssen) später nicht mehr alles selber bezahlen müssen, ist und bleibt es im Endergebnis eine astronomisch hohe Summe, gegen die alles Geld, welches ich heute oder Ende des Jahres (auch dank Deiner Hilfe) haben werde, ein *lächerlich* zu nennender Betrag ist, ein ›paar Pfennige‹, vergleicht man die Summen miteinander. (Die 75000,- DM wären ja noch längst nicht alles.) Seit ich in etwa die wahren Summen abschätzen kann, ›in etwa‹, wie gesagt, bin ich mir durchaus bewußt, daß ich ›mein Geld‹ ruhig sämtlich für Zigaretten ausgeben könnte, ohne mehr als ein paar Monate Behandlung bezahlen zu können. Also mache mir bitte keine ›Vorhaltungen‹ was ich da zu tun habe, Du würdest mich damit nur in beachtliche Wut bringen können! Jawohl, denn ich bin mir durchaus bewußt, daß ein guter Seelenarzt sein Geld wert ist und sein soll, aber *solches?* Derartige Summen in ein paar Jahren - und da er ja mehrere Patienten hat, heißt das logischerweise, daß wir kaum einen dieser Fachleute finden werden, der kein Millionär ist! Man braucht gar kein ›linker, bärtiger Gammlerstudent‹ zu sein, um sich über *derartige* Honorare zu ärgern und von Spätkapitalismus‹ zu faseln.

Ist doch wahr! Und wenn ich wütend genug bin, nehme ich mein eigenes Geld (für einen psychoanalytischen Fachmann wahrscheinlich ein Portier-Trinkgeld) und kaufe mir 8000 x 5 Kaugummis.

Aber was kläffe ich Dich da an, alter Paul, lieber Freund, Du kannst ja auch nichts dafür. Ich frage mich nun, was jemand machen soll, der auf solchen Arzt angewiesen ist, aber gerade einen Offenbarungseid leisten müßte. Soll er sich aufhängen? Herr Ufer, Anwalt und Vertreter von Bossi (Ufer ist ein *ganz prima* Kerl), hat mir einen netten Brief geschrieben, in dem er meint, daß PaPüs derzeitige ›Freischwimmversuche wohl kaum gelingen werden‹. In den Prozeßpausen haben Herr Ufer und ich uns über Gott und die Welt, über Willy Brandt und Franz Josef Strauß, über SPD und CDU unterhalten. ›Mensch‹, meinte ich, ›CSU, da muß ich eigentlich Angst vor Ihnen haben.‹ Er meinte, daß es sogar unter CSU Bayern (Bayer allein ist schon schlimm genug) Menschen gebe. Bald gelangten wir zu politischen Witzen, und die Lage wurde brenzlig. ›Wir müssen uns etwas zusammennehmen‹, meinte er. ›Es könnte sehr unvorteilhaft wirken, wenn ... die wissen ja nicht, daß *wir* über ganz andere Leute lachen!‹

In einem Landeskrankenhaus wird es mir niemals so gut wie hier im Gefängnis gehen, das ist mir klar. Wenn ich von vornherein wüßte, daß das zeitlebens ist, ich meine, da können sie mich mal gern haben, ich bleibe liebend gern im Zuchthaus. Wegen der eventuellen Behandlung, da würden sie niemanden finden, der besser und lieber mitarbeiten würde, als ich. Aber wenn ich wüßte, daß das lebenslänglich sein würde, dann bliebe ich lieber im Gefängnis, obwohl ich gar kein Interesse gehabt habe, diese Zeit auszunützen, um etwas Besonderes zu lernen, z. B. auswendig. Ich habe keine Lust gehabt, irgendwie so besonders tief zu gehen. Sagen wir mal so, ich kann mich nicht dazu aufraffen.

Ich muß leider bejahen, daß mein Drang (so der Untersuchungsrichter 1966) noch immer vorhanden ist. Ganz davon abgesehen, ob jemand sich ›beherrschen‹ kann oder könnte oder nicht, es liegt nicht in der Macht eines einzelnen Menschen, seinen Trieb einfach abzuschalten. Ich bin nicht fähig, zu sagen: ›Trieb, go home!‹ Weil ich es ›nicht will‹? Nein, weil ich es nicht *kann*. Ohne ärztliche Behandlung wird der Trieb nicht verschwinden. Auf der anderen Seite bin ich aber überzeugt, daß ich es mit ebensolcher Hilfe schaffen kann, normal wie andere Menschen zu werden, was auch heute noch mein größter Wunsch ist. Ich glaube durchaus, daß ich behandlungsfähig bin, weil ich glaube, daß es wenige Triebtäter gibt, die so aufgeschlossen sind und so guten Willen für eine Behandlung haben. Welcher Art diese Behandlung im einzelnen sein würde oder sollte, das kann ich selber nicht sagen, weil ich nicht genau weiß, was es da im einzelnen gibt oder was den günstigsten Erfolg versprechen würde. Das muß man, meine ich, den Fachleuten selbst überlassen.

Ich meine aber, daß eine Erfolgschance durchaus gegeben ist, eben wegen meinem guten Willen. Behandlungsbedürftig bin ich, davon bin ich überzeugt. Ich bin auch überzeugt, daß ich schuldig bin, aber auf der anderen Seite bin ich genauso überzeugt, daß ich nicht in der Form schuldig bin, wie mancher das sicherlich sagen und meinen würde. Zum Beispiel, meines ganzen Lebens wegen. Das müßte ein wenig mildem, meine ich — ein klein wenig, das ist alles. Denn sonst ist die Sache so, daß z. B. einer vielleicht sagt: ›Ja, nun, er ist zwar ein armes Schwein, aber wir müssen ihm Lebenslänglich geben.‹ Das ist für mich nicht gerecht. Ich meine, das würde doch heißen, daß ein armes Schwein doch schließlich immer noch ein Schwein ist, und solche Haltung wird mir doch nicht gerecht. Sie würde mir doch eher ein klein wenig zynisch vorkommen. Und deswegen auch, weil ich meine, daß ich im Grunde heute immer noch nicht erwachsen bin. Es war immer meine ehrliche

Überzeugung, daß ich verstandesmäßig, also mit dem Intellekt weiter und besser daran bin - und das wird sicher auch richtig sein - als mancher meiner Altersgenossen. Ich bin aber auf der anderen Seite genauso überzeugt, daß ich rein gefühlsmäßig, emotional also, ganz einfach auf dem Stand irgendwo zwischen elf und vierzehn steckengeblieben bin. Das schließe ich aus meiner Neigung zu den Jungen dieses Alters.

Vielleicht habe ich mich nicht richtig ausgedrückt, daß ich so steckengeblieben bin. Ich meine das eher sexuell, so bin ich nicht weiter gereift. Ich glaube, das wird niemand bestreiten. Wenn ich weiter gereift wäre, wäre es doch sicherlich möglich gewesen, einfach zu werden wie jeder andere. Ich hätte mir es doch so gewünscht. Aber daß ich wirklich im Ernst gar nicht erwachsen sein konnte, ist richtig. Das meine ich deswegen, weil ich niemals auch nur im geringsten gegen meine Eltern aufgemuckt habe. Wenn ich erwachsen gewesen wäre, auch bloß richtiggehend wie andere Heranwachsende, wenn ich mich so verhalten hätte wie sie, dann hätte ich mir das doch von meinem Vater im Geschäft nicht gefallen lassen, oder das auf die Minute Nach-Hause-Kommen vorschreiben zu lassen, auch nicht die Sache mit dem Anziehen und mit dem Baden. Ich glaube nicht, daß ich das übertreibe.

Das wird sich sehr naiv anhören, aber ich meine, wenn ich ehrlich bin, daß ich krank bin, weil das doch nicht normal sein konnte.

Deswegen halte ich mich für, ich weiß nicht wie krank, aber mindestens ein wenig, weil das alles meinem eigentlichen normalen Charakter so völlig hundertprozentig widerspricht. Ich meine, wenn ich gesund und nicht im geringsten krank wäre, wäre es mir nichtmöglich gewesen, das zu tun. Nun will ich Dir mal ganz ehrlich etwas sagen, lieber Paule. Das Bewußtsein meiner großen Schuld und daß ich auch eine Strafe auf mich nehmen will, das hindert mich daran zu sagen, daß ich todkrank bin. Wenn man mir meinen jetzigen Zustand

ändern, meine Phantasien nehmen könnte, wäre mir nichts lieb er als das. Ich wäre sofort damit einverstanden, ohne Bedauern zu empfinden. Mit diesen Mitteln dürften sie zu mir natürlich nicht kommen, wenn ich sexuell aufgebracht oder erregt bin, aber ich habe ja auch meine völlig nüchternen Stunden. Wenn ich sie habe und sie zu mir mit dem Mittel kommen, würde ich von einer Sekunde auf die andere das nehmen. Ich würde dann ja auch nüchtern bleiben. Das müßte man sicher öfter nehmen, und das will ich dann auch immer weiter nehmen. Ich würde es nicht bedauern, nicht mehr diesen Phantasien nachgehen zu können. Wenn ich in meinem normalen Zustand bin, haben sie nichts Schönes oder Erregendes. Ich empfinde das so scharf getrennt.

Ich wäre auch mit einer Kastration einverstanden. Diese Frage ist schon lange her erörtert worden, aber man sagte, eine Kastration als solche würde nichts nützen, weil das Onanieren in der Phantasie praktisch die Hauptrolle gespielt hätte, aber bei den Taten selber nicht. Deswegen würde die Kastration an sich wenig nützen. Mir ist klar, daß das Sexualleben nach einer Kastration vorbei wäre. Das will ich doch liebend gern in Kaut nehmen. Wenn mir dieser Trieb, diese ganze Sache genommen werden könnte, ohne die ganze Sexualität zu nehmen, wenn ich hinterher sexuell völlig normal werden könnte, wäre das natürlich besser, aber Kastration und dann überhaupt kein Sexualleben mehr würde ich gern in Kauf nehmen, wenn das andere dafür wegginge.

Wenn ich das lebenslängliche Urteil behalte und wenn ich dann irgendwohin käme, wo jemand wäre, der mir ein Angebot machen würde, mich behandeln zu lassen, dann nein, auf keinen Fall, ich hätte nicht das geringste Interesse daran. Dann würde ich nichts machen lassen. Es würde ja nichts nützen. Wenn ich nie wieder rauskäme, würde ich dann im Zuchthaus als Lebenslänglicher mit meinen Phantasien niemandem mehr schaden können, und als normaler Mensch habe ich ein

Interesse daran. Immerhin, wenn das lebenslängliche Urteil bestehen würde, wäre für mich die Frage der Behandlung völlig nebensächlich und untergeordnet, und wenn ich an meiner Phantasie kaputtgehen würde, dann wäre mir das egal. Du wirst verstehen, lieber Freund, daß der Gedanke, irgendwann mal entlassen zu werden und wieder rauszukommen, für mich eine Rolle spielt. Wenn das Urteil bestehen würde und ich die Behandlungsmethoden ablehne, da spielte, das muß ich ehrlich sagen, ein wilder Trotz eine große Rolle, ein Trotz über die ›ach so böse‹ Ungerechtigkeit der anderen Menschen. Lebenslänglich würde bedeuten, daß ich mich möglicherweise noch viele Jahre mit diesen Phantasien abgeben würde oder müßte, ich kann das natürlich nicht ausschließen.

Vielleicht würde ich irgendwann daran kaputtgehen, und wenn ich das vor Augen sähe, würde ich vielleicht doch bitte bitte machen. Das ist sehr gut möglich, daß ich dann meine Meinung ändern würde.

Mit Sicherheit kann man so etwas gar nicht sagen, aber wenn ich *jetzt* rauskäme, hätte ich Angst, rückfällig zu werden. Einmal im Wuppertaler Gefängnis hatte ich eine zufällige Begegnung mit einem Jungen. Nach dem Mittagessen wurden die Kübel und die Wasserkanne rausgestellt. Ich machte die Türe auf, und da stand ein Junge, vielleicht zehn Jahre alt. Er hatte eine kurze Lederhose an, er war so schön lang und schlank, die schönen nackten Beine und alles konnte man sehen. Ein liebes, nettes Gesicht. Er gefiel mir sehr gut, genau mein Typ. Er wirbelte einen Kulturbeutel durch die Luft, er mußte irgend was abholen. Als ich den Jungen plötzlich sah, dachte ich, um Gottes willen, das ist doch einer, den müßtest du doch jetzt nehmen! Im selben Moment ist mir unwahrscheinlich elend geworden, ganz furchtbar schlecht. Ich konnte mich nicht mehr recht auf den Beinen halten, und der Schweiß ist ausgebrochen. Ich habe die Tür zugeschlagen und

mich auf mein Bett geworfen. Ich konnte im Moment nicht mehr stehen. Und da wird man hinterher gefragt: ›Warum haben Sie den Jungen nicht rein geholt?‹ Das war ein richtiggehendes Schockerlebnis. Wenn jetzt die Tür hier aufginge und ein hübscher zwölfjähriger Junge in kurzer Hose sich hinstellen würde, würde ich vielleicht anfangen zu kotzen. Auf jeden Fall würde ich irgendwie zusammenbrechen, weil es zu plötzlich käme. In Zukunft würde ich nun einen Beruf annehmen, wo ich wüßte, daß es mit Kindern zu tun hätte. Daß der Trieb weg ist, das setzen wir voraus. Ich würde dann einen Beruf annehmen, wo ich Kinder pflegen, Kindern irgendwie helfen könnte. Es könnten kranke, körperlich oder seelisch behinderte Kinder oder vielleicht blinde Kinder sein. In dieser Arbeit, so wie ich mich kenne, würde ich regelrecht aufgehen. Ich hoffe ganz ehrlich, daß ich meine Wiedergutmachungsträume irgendwann mal wahrmachen kann. Wenn ich z. B. in solch eine Anstalt käme und sie mir wirklich helfen könnten, wenn sie mich hinterher entlassen würden, in solchen Anstalten sind ja auch immer Kinder. Vielleicht, habe ich mir schon gedacht, könnte ich in der Anstalt dann arbeiten, wenn ich mich mit den Leuten gut verstehe und sie mich wirklich gesund gemacht haben. An diesen Leuten hätte ich doch einen gewissen Halt. In solchen Anstalten ist immer eine Kinderabteilung, und ich habe mir schon gedacht, da würde ich doch sehr gerne mitarbeiten. Wenn die Leute mich doch als gesund befunden haben und ich darf dann nach Hause rausgehen, ich meine, dann brauchte man doch keine Angst mehr zu haben.

Leider glaube ich nicht, daß sie mich jemals wieder entlassen werden. Aber es wäre ja möglich, man gibt die Hoffnung ja nie auf. Ich bin der erste, der sagt, um Gottes willen, Entlassung nur jemals irgend wann, wenn wirklich alles hundertprozentig in Ordnung ist. Der erste Antrag, den ich stellen würde, wäre, jetzt rückt mal einen schönen anderen Namen raus. Solche

Fälle sind ja schon vorgekommen. Mit den Behörden kann man sich darüber verständigen, daß man einen ganz anderen Lebenslauf und alles bekommt. Insofern meine ich, daß ich sowieso später draußen nur leben könnte, wenn keiner weiß, wer ich bin. Nur dann wäre das überhaupt möglich, aber ich weiß, daß es solche Fälle gibt.

Mit dem Verstand bin ich kein Phantast, und ich sehe durchaus, daß das doch noch lange Jahre dauern wird. Das wird dann vielleicht ein klein wenig stufenweise gehen. Davon habe ich gehört, in solchen Fällen, daß der Mann z. B. zuerst nur mal im Hause selbst rumlaufen darf, dann nach einer gewissen Zeit im Anstaltsgelände, dann wieder ein bißchen später nach draußen darf, aber eben nur für bestimmte Zeiten.

Man hat mich mehrmals gefragt, ob ich eventuell bereit wäre, eine Hirnoperation bei mir durchführen zu lassen. Dazu kann ich nur sagen: unbedingt ja.«

Seit Herbst 1971 behandelt eine psychoanalytisch ausgebildete Ärztin aus Düsseldorf Jürgen einmal in der Woche.

»Sehr froh bin ich, daß ich Frau Dr. S. als Ärztin habe. Sie kümmert sich wenigstens auch um meine Augen, die ›zusehends‹ (schön zynisch passend in diesem Zusammenhang) schlimmer werden. Sie hat sie auch selber untersucht und festgestellt, daß sie völlig blutunterlaufen sind und nicht mehr richtig bewegbar sind, was, wie sie meint, verteufelt nach ›Druck‹ aussähe. Vor allem auch in Verbindung mit dem Ohrenknacken, das wiedergekehrt ist. Die Möglichkeit, daß selbst diese langsam nun doch ernst werdenden Beschwerden ›nervöse‹ Ursachen haben, müssen wir dabei immer offen lassen. Nun werde ich wahrscheinlich in der nächsten Woche zu einer Augenärztin kommen können, welche Frau Dr. S. selber persönlich kennt. Man macht sich ja immer aufs neue Hoffnung, alter Freund. Aber im Grunde bin ich seit einem

halben Jahr ›neurotisch überzeugt‹ daß ich in einigen Monaten oder Jahren gar nichts mehr werde sehen können.

Und die eigentliche psychotherapeutische Behandlung? Frau Dr. S. meint, daß das eine Sache zwischen Arzt und Patient sei, daß man darüber, über die Themen, welche man gerade behandelt usw., eigentlich überhaupt nicht sprechen solle. Das ist übrigens *nicht* speziell auf Dich gemünzt, alter Freund, sondern eher ›allgemein‹ gemeint. Meine Mutter begreift das ja (natürlich) noch nicht. Sie versteht nicht, daß ihr kleiner Junge ihr nicht sofort alles weitergibt, ›was Ihr Euch da so erzählte Selbst wenn man es täte, wäre es ja nicht sehr aufschlußreich. Wenn man einem ›Außenstehenden‹ er zählt, daß man in solcher Sitzung im Grunde genommen oft über ›Gott und die Welt‹ spricht, würde er wohl wenig damit anfangen können.

Von den gleichen Menschen, die mich lieben und für mich sorgen (Eltern), werde ich auf alle nur denkbaren Arten (übrigens auch Frau Dr. S., obwohl sie von meinen Eltern bestellt worden ist; aber es gefällt Mutti nicht, daß es Frau Dr. S. gar nicht einfällt, ihr jede Woche zu erzählen, ob ich lieb, nett bin, worüber wir sprechen usw.) traktiert, bespitzelt und attackiert, wie es in *dieser* Form bis jetzt noch nicht war. Warum nur? Was habe ich auf einmal getan? Fürchten sie, daß ich ihnen innerlich entgleite? Das aber ist lange geschehen, nicht ganz ohne ihr eigenes Zutun, und es ist nicht mehr rückgängig zu machen. Wenn sie auf diese nervenaufreibende, seelische Zermürbungstour mit mir weitermachen, können sie mir am Ende allenfalls noch leid tun, aber sonst nichts mehr. Es wird immer wilder. Vor kurzem gab ich alte Briefe (Hunderte!) ab, die ich erhalten hatte hier von Gott und der Welt. Mom und Dad hatten, als sie zu Hause waren, nichts anderes zu tun, als *Brief für Brief* durchzuschnüffeln. So haben sie sich dann geärgert, daß Tante Marthea für mich aus Amerika Zaubersachen gekauft hat (Tante Marthea wird es aber noch hundert Jahre weiter tun), daß Frau E. aus Bremen

von ihrem Besuch in Langenberg (›Möbelausstellung‹, ›erschreckend materialistische Auffassungen‹) gar nicht begeistert war. Frau E. ist in ihrem Urteil sehr rasch bei der Hand gewesen; ich teile ihre Meinung nicht ganz. Aber auf der anderen Seite ist es mal ganz gut, wenn man in fremder Korrespondenz wühlt, daß man mal was Unfreundliches über sich selber liest. Frau E. hatte *vorher* jahrelang toll für meine Mutter geschwärmt. So hatte sie ihr auch Wertpapiere über ›mehr als DM 1000‹ geschickt. Die hat sie jetzt zurück bekommen, mit einem geharnischten Wut-Brief. Eine arme, alte Frau, die leider im Endeffekt (was ich bis vor kurzem nicht wußte) nicht weniger unbedacht, egoistisch, eigensinnig ist, wie (leider) so viele alte Frauen. Für viele kleine Untunlichkeiten wird sie nun Knall auf Fall fürchterlich bestraft. Auch von mir. Denn ich habe jeden Verkehr mit ihr abgebrochen. ›Fünfzig oder hundert DM‹ wollte sie mir zum Geburtstag zuerst förmlich ›aufdrängen‹ beinahe. Ich schrieb ihr, ich wolle allerdings gerne selber entscheiden, was ich damit tun würde.

Darauf kam ein langer Brief, in welchem sie mir vorschrieb, daß ich damit Astrologie-Fachbücher zu kaufen hätte, um später aus diesem Wissen Analysen für Zeitschriften (!!) geben zu können. Drei Tage danach ein anderer Brief, der begann: ›Du wirst sicher sehr enttäuscht gewesen sein‹, und in dem sie mir freistellte, mit ihrer Spende ›zu tun, was Du willst‹. Ich habe sofort jeden Verkehr abgebrochen. Ich werde, wie gesagt, in nächster Zeit noch von dem einen und anderen meiner Brieffreunde Abschied nehmen. Das Maß ist bald voll. *Ich bin doch kein Hampelmann,* mit dem jeder machen kann, was er will!« Im Herbst, nach sechs Monaten Zögern, hat die Staatsanwaltschaft in Düsseldorf ihren Revisionsantrag zurückgezogen. Herr Bossi hat die Presse darüber informiert. Sein Mandant bekam die Nachricht durch eine Zeitungsmeldung. Als er einem Gefängnisbeamten sagte,

irgend jemand müßte ihm das doch offiziell mitteilen, erwiderte der lakonisch:

»Das ist hiermit geschehen.«

24. Oktober 1971: »Nun ist es also erst einmal soweit, wie Du ja eventuell eher wußtest als ich. Ich habe es erst am letzten Dienstag beim Besuch von Tante Marthea offiziell gesagt bekommen, daß ich nun Strafgefangener bin. Die Justiz will mich offenbar für meine Strafzeit (offizielles Ende: 21. Juni 1976) in den Jugendstrafvollzug geben. Ich halte das für sehr richtig, weil ich a) zur Jugendstrafe verurteilt worden bin, und b) mich für diesen Vollzug am geeignetsten halte. Demi Du weißt wie ich, alter Freund, daß es geradezu ein Witz wäre, mich für ›völlig erwachsen‹ zu erklären. Ich bin es einfach noch nicht.

Wie das alles nun weiterlaufen wird, ob es beim Jugendvollzug bleibt, in welches Gefängnis ich dann komme, ob ich dort dann ein Gefangener wie alle anderen *endlich* sein kann (Eingliederung in die Gemeinschaft), usw., usw., das alles weiß ich erst dann, wenn es geschieht. Weißt Du, ich bin schon umgekleidet worden in Häftlingskleidung, und alles Private ist mir natürlich abgenommen worden (Bücher, Trickgeräte, Zauberliteratur usw.), so daß meine Zelle im Moment blitzblank leer ist von Persönlichem. Daran wird sich in den nächsten Jahren auch nichts ändern. Gott sei Dank kann ein Zauberkünstler ja niemals ganz ›entzaubert‹ werden. Er kann mit Bleistift, Streichhölzern oder ähnlichem zaubern, er kann auch mit Stift und Papier eindrucksvolle ›mathemagische‹ Kunststücke zeigen, er kann letztlich nur mit dem Kopf gute Gedächtniskunststücke vorführen.

Ob Du als Nichtfamilienangehöriger mich überhaupt einmal besuchen darfst, ist mehr als fraglich, besonders weil meine Adoptiveltern gewiß niemals auf ihren (alle vier Wochen einer) Besuch verzichten werden. Wegen letzterem ist es auch leider so gekommen, daß die Verbindung zu meinen *leiblichen*

Großeltern und meinem leiblichen [Halb -]Bruder Fritz, alle in Essen, nun wohl wieder abreißen wird. Meine Adoptiveltern werden, da sie alles für mich tun und auch für alles Geldliche aufkommen, mit Sicherheit darauf bestehen, daß jeder Besuch nur ihnen allein zusteht, und aus gewisser Sicht haben sie da sogar recht. Aber mein richtiger Bruder und meine Großeltern (nun hatten wir uns nach 24 Jahren einmal glücklich gefunden) werden das nicht verstehen, werden glauben, daß ich nichts mit ihnen zu tun haben will, und werden mich fallenlassen und vergessen. Das ist alles ein großer Jammer. Es ist keine Frage, daß in meinem Herzen meine Adoptiveltern an erster Stelle stehen, aber sofort danach kommt mein Bruder, und — ach, es hat ja keinen Sinn, darüber zu reden, es ist alles verkorkst. Wenigstens brauche ich mich nicht zu wundern, wenn ich mir nervöse Krankheiten an den Balg hole.

Ja, meine leiblichen Großeltern habe ich erst nach dem zweiten Prozeß kennengelernt. Beim Prozeß hatte ich mich gewundert, daß eine Frau R. als Zeugin geladen war, von der ich nie etwas gehört hatte. In der Prozeßpause kam dann eine alte Frau auf mich zu, in schwarzem Mantel, mit grauen Haaren und starker Brille. Sie war sehr aufgeregt und zitterte etwas. »Jürgen, du kennst mich nicht mehr, ich bin deine leibliche Oma.« Ich war sehr verwirrt und wußte nicht, was ›diese Frau‹ von mir wollte. Sie wurde natürlich sofort wegbegleitet. Kurz danach trat sie als Zeugin auf, und es wurde mir alles klar. Meine Mutter war ihre Tochter. Sofort danach trat mein leiblicher Vater auf, machte einen großen Rummel (Perücke, *Bild-Zeitung* usw.) und ließ bei mir nie wieder persönlich von sich hören. Nur beim Prozeß konnte ich kurz mit ihm sprechen, wobei wir uns allerdings hauptsächlich in Floskeln ergingen. Etwa drei Monate nach der Urteilsverkündung besuchten mich meine Oma, mein Opa und mein Halbbruder Fritz mit dessen Frau E. Erst stotterten wir mächtig herum, aber dann verstanden wir uns doch recht gut.

Wir schreiben uns nun auch. Meist schreibt Oma, und ihr Mann setzt nur einen kurzen Gruß darunter, was er sich nicht nehmen läßt. Das ist nett, denn es strengt ihn sehr an, weil er an den Händen Rheuma hat. Ein Foto von mir habe ich ihnen gesandt, und auch meinem Bruder und seiner Frau. Stell Dir vor, Fritz ist selbständiger Gärtner und hat schon drei Kinder, bis fünf Jahre. Er selber ist ja nur wenig älter als ich, nämlich siebenundzwanzig Jahre. Viel weiter sind wir im Gespräch noch nicht gekommen, denn sie konnten ja nur vier - oder fünfmal kommen. Jetzt ist das leider erst mal abgerissen. Übrigens, ich glaube, ich habe Fritz' Verständnis, wenn ich gesagt habe und sage: Ich entscheide‹ mich für niemanden, vor solche Situation lasse ich mich gar nicht erst stellen. Ich habe sie alle gern, ob meinen Bruder mit Familie, ob meine Eltern, ob meine Tante in Neuß. ›Verzichten‹ möchte ich auf niemanden. Deswegen denke ich gar nicht viel nach über ›richtige‹ oder ›falsche‹ Verwandte. Soll ich mich in derart blödsinnige Gedanken verrennen? Ich denke nicht daran. Aber vielleicht hilfst Du mir, alter Freund, meine Großeltern und Fritz ein wenig aufzuklären über die jetzige Situation? Am letzten Donnerstag war ich in Gerresheim zu einer Augenärztin. Sie hat diagnostiziert, oder wie man das nennt, daß ich eine chronische Bindehautreizung habe, und noch eine ›Glaskörpertrübung‹ oder so (weiß nicht, was das sein soll). Nicht lebensgefährlich, aber auch nicht lächerlich. Sie hat mir einige Dinge aufgeschrieben und gibt der Anstalt Bescheid. Ich warte nun darauf, daß ich die Sachen bekomme. Ich bin diese Mückenseherei vor den Augen endgültig leid.

Einkauf war bis jetzt alle zwei Wochen für DM 40, jetzt nur noch alle vier Wochen für (ich glaube) die Hälfte der Beschäftigungsbelohnung (ca. 60-80 Pfennige pro Tag). Du verstehst wohl, alter Freund, wenn ich Dich bitte, in Zukunft mir einen Bogen Papier und einen frankierten Umschlag einzulegen. Ich möchte nicht so bald vor der Frage stehen :

›Seife oder Briefmarken?‹ Die Ausfahrt zur Augenärztin war recht nett. Hier in Düsseldorf habe ich mich sehr eingelebt, und mit den meisten Beamten verstehe ich mich recht gut. Mit sehr vielen habe ich mich auch schon persönlich unterhalten. Als ich ankam hier in Düsseldorf, kam ich mit Hand- und Fußfesseln. In letzter Zeit war ich ja ein paarmal draußen, immer bei der Augenärztin, und da haben wir gar keine Fesseln mehr mitgenommen. Schließlich wissen alle hier, daß ich nach diesem Urteil nicht weglaufen will, sondern eher und hauptsächlich auf Hilfe hoffe, ich meine, daß ich ganz gesund werden kann. Bei der Augenärztin? Na, wir sind einfach zu dritt (ich, zwei Beamte in Uniform) in die Praxis marschiert und haben im Privat-Wartezimmer erst mal eine Stunde gewartet und aus dem Fenster auf die Straße geguckt. Bei der Untersuchung mußten wir auch noch mal eine halbe Stunde warten, bis die Tropfen wirkten. Da gab es dann eine Tasse Kaffee wenigstens. Es war auch wirklich sehr lange, aber nach über zwei Stunden ging es in rasantem 30-km-Tempo wieder ab. Natürlich hatte der Gedächtniskünstler seine Brille vergessen. Na, mittlerweile habe ich sie wieder.« »Amüsant fand ich, was Du über Prof. Dr. Rasch und seinen Wohlstandsbauch erzähltest. So dick kam er mir gar nicht vor, letztes Jahr. Überhaupt, ich persönlich habe ja schon ewig nichts mehr von ihm gehört. Frau Dr. S. und ich meinen, daß das vor allem daran liegt, daß er sich bemüht, um z. B. eine Heilanstalt für mich zu finden; das gelingt aber nicht, und darüber ist er sicher etwas traurig. Stimmt's? Es will eben niemand haben (ob mit oder ohne Anstaltshemdchen) Deinen alten Paule-Fan Jürgen.« An Jörg, November 1971: »Anfang Oktober bin ich bereits *Strafgefangener* geworden. Damit ist das ›10-Jahre-Heilanstalts‹-Urteil nun rechtskräftig. Jetzt gibt es nur noch alle vier Wochen für ein paar Mark Einkauf, nicht alle zwei Wochen, wie als U-Gefangener. Auch meine Zivilkleider bin ich nun natürlich los, ich trage jetzt den

›Blaumann‹. Aber immerhin, bald ist es Weihnachten, da gibt es dann ja wieder ein Päckchen, so daß man sich eventuell bis ›An fang 72‹ ganz gut über Wasser halten kann. Du weißt, wie wichtig solche materiellen Dinge sind für jemanden, der eingesperrt ist, der also außer diesen persönlichmateriellen Dingen ja nichts mehr hat.

Mein Verteidiger Herr Bossi stellte schon vor sechs Wochen den Antrag, mich aus der Strafhaft in eine Heilanstalt zu überführen (die Möglichkeit besteht neuerdings nach der Hälfte der Strafe). Aber bis heute habe ich persönlich nichts gehört, daß man den Antrag überhaupt zur Kenntnis genommen hat. Hoffentlich tut sich da bald etwas. Auf der anderen Seite, selbst wenn der Antrag genehmigt würde, wäre noch nichts gewonnen. Denn der Fachmann, der sich seit Monaten nach einer Heilanstalt für mich (in Nordrhein -Westfalen) umhört und umsieht, findet einfach keine, welche einen Bartsch aufnehmen und behandeln würde. Du siehst also, es sieht gar nicht gut aus.

Vor kurzem kriegte ich einen Bescheid, daß meine Jugendstrafe in Erwachsenenstrafe umgewandelt worden ist. Herr Bossi hat sofort Einspruch eingelegt, weil er sagt, daß eine Jugendstrafe noch als ›Erziehung‹ auch gedacht sei, und daß man diesen Punkt nicht einfach beiseiteschieben kann. In diesem Sinne führt er auch meinen Reiferückstand an (laut dem Gerichtsurteil seelisch erst 22 Jahre alt), was mir, wie er meint, auch ein Recht auf solchen Erziehungs-Strafvollzug gebe. Nun, ich weiß nicht, wie es alles werden wird. Das Allerverrückteste, was passieren kann, wäre folgendes: das Gericht geht auf Bossis Heilanstalt -Antrag ein, und dann hätte die Verteidigung eventuell keine Anstalt, welche mich aufnehmen und behandeln würde. Das, wie gesagt, wäre das Schlimmste, was geschehen könnte. Aber ich hoffe, daß doch noch eine solche Anstalt gefunden wird in den nächsten Wochen. Möglich ist ja schließlich alles. Alles andre hieße im

ärgsten Falle Strafhaft bis 21. Juni 1976. Wo, bzw. in welcher Haftart, all das steht noch in den Sternen. Es wäre nicht so schlimm, wenn es nicht alles so ungewiß wäre.« Am 2. Dezember 1971, nachdem ich die Druckfahnen dieses Buchs schon bekommen hatte, bin ich zu meinem geschätzten Freund Wilfried Rasch in sein Institut für forensische Psychiatrie in Berlin-Lichterfelde gefahren, um den jüngste n Stand der Dinge um Jürgen Bartsch mit ihm zu besprechen. Medizinisch hatte Herr Rasch auf Wunsch der Eltern das Kommando in Sache Jürgen Bartsch übernommen, und als offizieller Berater beim Justizminister Neuberger kann er seinen Einfluß auf Jürgens Zukunft geltend machen. Am Anfang dieses Gesprächs sagte ich: »Seit Monaten gibt es eine Art freundliches, unausgesprochenes Tauziehen zwischen uns. Sie meinen, daß Jürgen nach fünf Jahren Einzelhaft unbedingt wieder unter Menschen kommen muß, also in eine Heilanstalt. Es gibt aber nur sieben solche Landeskrankenhäuser im Land Nordrhein-Westfalen, und nur in einem von denen, in Düsseldorf-Grafenberg, gibt es psychoanalytische Behandlung. Dort können sie ihn aber nicht aufnehmen, weil sie keine geschlossene Abteilung haben, und außerdem hat Prof. Schumacher gesagt, einer seiner Arzte könnte Jürgen frühestens Anfang 1973 als Patienten annehmen. Er müßte weiterhin im Gefängnis bleiben, und Düsseldorf hat nur ein Untersuchungsgefängnis, wo sie ihn nicht behalten können. Der Direktor des Landeskrankenhauses in Düren hat zwar eine analytische Ausbildung, aber man hält es nicht für gut, daß Jürgen dort ›vom Chef selber‹ behandelt würde, und andere Analytiker hat er nicht. Die anderen fünf Landeskrankenhäuser liegen in abgelegenen Gegenden, wo keine Analytiker wohnen. Wenn ich die Lage richtig verstehe, heißt das, um wieder unter Menschen zu kommen, müßte Jürgen in ein Landeskrankenhaus ohne richtige Behandlung kommen, und um analytische Therapie zu haben, müßte er in Einzelhaft

irgendwo in einem Gefängnis bleiben, wo es einen bereitwilligen Therapeuten in der Gegend gibt.« Rasch lächelte und sagte: »Seien Sie doch nicht so pessimistisch. Vorläufig bleibt er noch im Untersuchungsgefängnis in Düsseldorf, bis ich eine richtige Lösung finde, und Frau S. behandelt ihn vorübergehend weiter.« »Klaus Hartmann«, sagte ich, »hat sich prinzipiell bereit erklärt, Jürgen in Köln zu analysieren, wenn man ihn im Klingelpütz unter bringen könnte.« »In Köln würden sie ihn nicht aufnehmen. Da sind nur Häftlinge mit kürzeren Strafzeiten. Außerdem würden ihn die anderen Gefangenen überfallen und umbringen. Herr Hartmann könnte vielleicht zu ihm nach Düren fahren«, sagte Rasch. »Aber das«, sagte ich, »würde für Hartmann zwei Stunden Fahrt für jede Therapiestunde bedeuten - wenn er soviel Zeit entbehren könnte. Und können Sie sich wirklich vorstellen, daß Jürgens Adoptivvater das dreifache Honorar pro Therapiestunde bezahlen würde?« »Moor, Sie sind doch viel zu pessimistisch. Es muß doch einen Analytiker in solchen Städten wie Dortmund zum Beispiel geben.« »Nicht laut dem Verzeichnis der Dachorganisation der drei führenden Gruppen - der Freudianer, der Schulz-Henke-Leute und der Jungianer.«

»Es gibt aber auch irgendeinen anderen solchen Verband«, sagte Rasch.

»Außerdem kann man nicht wissen, wen diese Leute in der nächsten Zeit ausbilden werden.«

»Aber wenn diese Krankheit organisch wäre, würden Sie den besten, erfahrensten Fachmann heranholen, den es überhaupt gibt. So eine fast einmalig komplizierte, herausfordernde psychische Krankheit darf man einfach nicht irgendeinem unerfahrenen Feld -, Wald - und Wiesen-Therapeuten überlassen - wenn es den in der Nähe eines nordrhein-westfälischen Landeskrankenhauses auch gäbe. Bei der zurückgebliebenen Situation der Psychoanalyse in Deutschland können Sie nicht einfach einen passenden Therapeuten

irgendwo in der Nähe eines Landeskrankenhauses aus dem Boden stampfen.« »Ich sage Ihnen, Sie sind viel zu pessimistisch.«

»Ich sage Ihnen die schlichte Realität.«

»Herr Moor«, sagte Rasch, »dies ist nicht das erste Mal in meinem Leben, wo ich vor einer schwierigen Aufgabe gestanden habe, und bisher habe ich immer eine Lösung gefunden. Ich werde auch dies mal eine Lösung finden.« Er lächelte breit und sagte freundlich: »Also das war's. Der nächste Punkt?« »Eben hörte ich eine Meldung vom *Westdeutschen Rundfunk,* Nachrichten aus Nordrhein-Westfalen‹: Während eines Hearings der zu ständigen Herren der Landeskrankenhäuser des Rheinlandes und der NRW -Landtagspolitiker im Landtag in Düsseldorf machte einer der Anstaltsdirektoren auf eine Frage des SPD -Abgeordneten Prof. Hans Lauber (selber Anstaltsdirektor) klar: Die Direktoren und die meisten der Psychiater der rheinländischen Landeskrankenhäuser (sieben Stück) sind dagegen, daß Straftäter mit seelischen Störungen in Landeskrankenhäuser eingeliefert werden. Der Grund: ›Wir lehnen es ab, unsere Anstalten wie Gefängnisse zu führen.‹ In den rheinländischen Landeskrankenhäusern befinden sich zur Zeit siebenhundert geisteskranke Kriminelle.

Der Antischriftsteller Hans Habe hatte einmal eine recht rechte großmündige Kolumne im *Wuppertaler Generalanzeiger*. Lassen wir uns mal etwas Stilplagiat betreiben:

›Man wird ja noch fragen dürfen‹, hieß die Kolumne. ›Der krank e Straftäter, das unbekannte Wesen‹, was machen wir mit ihm? ›Wohin mit Jürgen Bartsch?‹ *(Spiegel* 1967). Die Herren Anstaltspsychiater haben meistenteils offenbar nicht im geringsten vor, sich (wie es ihre Pflicht wäre, sind diese Menschen schon einmal in der Obhut) um sie therapeutisch zu kümmern. Sie sehen sich offensichtlich als Knastwärter für

Unverbesserliche. Die Täter sind infolgedessen wohl weniger, logische Folge, in ihrer Obhut als vielmehr in ihrer Gewalt. Was nur einmal mehr zur Frage führt, was geschieht eigentlich? Wird behandelt?

Kommt ein solcher als Jugendlicher, kann er, darf er einen Beruf lernen? Wird er in Gesprächen (Psychoanalyse) behandelt, oder wird er ›verwahrt‹? Wie alt muß man sein, damit man von Leuten, die anscheinend mehrheitlich ihre eigenen Eide als Spucknapf benutzen, ›aufgegeben‹ wird? Dürfen aus dem Gegensatz ›in Obhut‹ - ›in Gewalt‹ weitergehende, ebenfalls nur logische Schlüsse gezogen werden? Wo beginnt da dann die Gewalt? Wenn der Täter in Anbetracht der Tatsache, daß ›es mir in jedem Zuchthaus besser ginge‹, daß sich offenbar nichts tut, was ihm therapeutisch zugedacht wäre, renitent wird, und er gegebenenfalls mit Schlägen oder Glückspillen (warum eigentlich nicht mit beiden?) beruhigt wird? Oder wenn er (auch das weder undenkbar noch niemals vorgekommen‹) tatsächlich gequält wird?

Wie wird, ja wie *kann* man sich Kranken gegenüber verhalten, als Pfleger, als Psychiater, als Anstaltsleiter, denen man eventuell gar nicht helfen *will!* Die Frage ist, ob solche hippokratische Haltung nicht automatisch irgendwann, ohne Zutun des einzelnen, zu sanfter oder harter (Anstalt ist noch lange nicht gleich Anstalt) Gewalt führt?

Abgesehen von den tatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten (die nicht bestritten werden sollen) läßt solch eindeutige Stimmungsmache aber auch erkennen, daß diese Fachleute großteils gar nicht fähig sind, seelisch gestörte Kriminelle als Kranke anzuerkennen. Denn würden sie dies anerkennen, geböte die geringste Menschlichkeit, einen gangbaren Weg aufzuzeigen, einen Kranken, wie gefährlich‹ auch immer, nicht im Justizapparat dahinvegetieren zu lassen.

So ist dieser Freimut auch noch Demaskierung? Im gewissen Sinne mit Sicherheit. Was also tun mit Kriminellen, die die Justiz nicht hinhalten darf, weil sie gerecht sei, die aber die Heilanstalten nicht wollen? Erschießen? Den Bauch aufschlitzen? Vergasen? Alles wie gehabt? Welches Jahr schreiben wir? Man wird ja noch fragen dürfen.

Vielleicht gibt es gar keine Exhibitionisten, keine Homosexuellen, keine Pädophilisten ›von Natur‹ aus? Vielleicht bleibt mancher einfach stehen auf einer Altersstufe, perplex, ernüchtert, enttäuscht, da er sieht, erkennt, als Kind schon, was er alles falsch machte, wie sehr ihm alles danebenging, und wie leicht und gut es doch die anderen konnten. Er lachte nie fröhlich mit ihnen, spielte nicht Schlag ball mit ihnen, oder sie lachten ihn aus; er konnte nicht laufen, nicht so weit springen; er war nicht in der Lage, einen Ringkampf durch -zustehen, und auf dem langen Spaziergang fand sich niemand, der mit ihm sprach.

Und wenn er kein Verbrecher wird, dieser Mensch, dann wird doch unvermeidbar sein, daß in ihm ein Wunsch heranreift, ohne daß er es vielleicht selbst bemerkt, und der eines Tages vielleicht sein Leben beherrschen, ja, zerstören wird: der innige aber unbändige Wunsch, es zu wiederholen, es neu, es besser zu machen. Keinen Tag älter will er werden, innerlich, will ein Kind, ein Junge bleiben, denn er sieht es doch Tag für Tag, er sieht es so klar, daß es weh tut, wie schön es ist, ein Junge zu sein, Freunde, Kameraden zu haben, mit ihnen schwimmen zu gehen, zu raufen; und er merkt es nicht, wie gefährlich es für ihn wird, wie lebensgefährlich, wenn es erst soweit ist, daß er trotz eines ›Lebenswunsches‹ nie mehr wird ein Junge sein können; und wenn er beginnt, sich mit den ›rauhen Gesellen, vom Sturmwind durchweht‹ zu identifizieren ... Denn auch das ist mir mit zum Verhängnis geworden, daß ich um keinen Preis erwachsen sein wollte; denn für mich wird es, so scheint es, nichts Schöneres im Leben geben, als noch

mal Junge zu sein, aber diesmal alles besser machen. Daß das immer ein Traum bleiben muß, weiß ich; aber irgendein Teufel in mir flüstert zu, das sei nicht allein meine Schuld ...«

Bibliographie

Alexander, Franz und Staub, Hugo: *Der Verbrecher und seine Richter* (in: *Psychoanalyse und Justiz],* Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1971.
Bataille, Georges: *Gilles de Rais,* Merlin Verlag, Hamburg 1968.
Bieber, Irving et alia: *Homosexuality, a Psychoanalytic Study,* Basic Books, New York 1962.
Bitter, Wilhelm (Hg.): *Heilen statt Strafen,* Verlag für med. Psychologie, Göttingen 1956.
Bitter, Wilhelm (Hg.): *Verbrechen - Schuld oder Schicksal?* Klett Verlag, Stuttgart 1968.
Bromberg, Walter: *Crime and the Mind,* Macmillan, New York 1965
Dalens, Serge: *Der goldene Armreif,* Verlag Alsatia, Colmar o. J.
Ehrenwald, Jan: *Neurosis in the Family,* Hoeber, New York 1963.
Fenichel, Otto: *The Psychoanalytic Theory oj Neurosis,* Norton, New York 1945.
Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie,* Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt 1961.
Fromm, Erich: *Escape from Freedom,* Holt, Rinehart and Winston, New York 1941 (deutsch: *Die Furcht vor der Freiheit,* Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt).
Gillin, John L.: *Taming the Criminal,* Macmillan, New York 1931.
Grotjahn, Martin: *Psychoanalysis and the Family Neurosis,* Norton, New York 1960.
Guttmacher, Manfred: *The Mind of t h e Murderer,* Farrar, Straus and Cudahy, New York 1960.
Hacker, Friedrich: *Versagt der Mensch oder die Gesellschaft?* Europa Verlag, Wien 1964.
Halleck, Seymour L.: *Psychiatry and the Dilemmas of Crime,* Hoeber, New York 1967.
Karpman, Benjamin: *The Sexual Offender and His Offences,* Julian Press, New York 1954. Lindzey,
Gardner (Hg.): *Handbook of Social Psychology,* Vol. II, Addison Wesley, Reading, Mass. 1954.
Mahler, Margaret: *On Human Symbiosis and the Vicissitudes of Individuation,* International Universities Press, New York 1968.
Marshall, Donald S. und Suggs, Robert C. (Flg.): *Human Sexual Behavior,* Basic Books, New York 1971.
Menninger, Karl: *The Crime of Punishment,* Viking, New York 1968 (deutsch: *Strafe - ein Verbrechen?* Piper Verlag, München 1970.

Moser, Tilmann : *Jugendkriminalität und Gesellschaftsstruktur. Zum Verhältnis von soziologischen, psychologischen und psychoanalytischen Theorien des Verbrechens,* Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1970.

Rasch, Wilfried: ›Homicide and Intimacy‹, Bericht für das Symposium »Murder Within the Family«, American Psychological Association Convention, Washington 1967.

Redl, Fritz und Wineman, David: *Children Who Hate,* Free Press, New York 1951.

Reik, Theodor: *Geständniszwang und Strafbeduerfnis* (in: *Psychoanalyse und Justiz),* Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1971.

Satten,J., Menninger, K., Rosen, I. und Mayrnan, M.: ›Murder With-out Apparent Motive‹, in: *American Journal oj Psychiatry* No. 117.

Schaffner, Bertram: *Father Land,* Columbia University Press, New York 1948.

Socarides, Charles W.: *The Overt Homosexual,* Grune & Stratton, New York 1968.

Spitz, Rene A.: *The First Year of Life*, International Universities Press, New York 1965.

Williams, A. Hyatt: ›The Psychopathology and Treatment of Sexual Murderers‹ (in: Rosen, Ismond [Hg.]: *The Pathology and Treatment of Sexual Deviation),* Oxford University Press, London 1964.

Wolman, Benjamin B.: *Children Without Childhood,* Grane & Stratton, New York 1970.